Art. 127 k
(6,1

Art. 127 k – (6,1

Ueber

Kunſt und Alterthum.

Von

Goethe.

Sechſten Bandes erſtes Heft.

6

Inhalt.

Ueber epiſche und dramatiſche Dichtung von Goethe und Schiller . . S. 1.
Steindruck . . . . . . — 27.
Brocardicon . . . . . . — 46.
Ueber das Lehrgedicht . . . — 47.
Zwey Perſiſche Gedichte . . — 51.
Verhältniß, Neigung ꝛc. . . — 56.
Mythologie, Hexerey, Feerey, aus dem Franzöſiſchen . . . . — 59.
Homer noch einmal . . . — 69.
Die Bacchantinnen des Euripides — 71.
Zu Phaethon . . . . . — 79.
Nachleſe zu Ariſtoteles . . . — 84.
Lorenz Sterne . . . . . — 91.
Oeuvres dramatiques de Goethe . — 94.
Pflanzenfreund aus der Ferne, Stanzen — 112.
The first edition of Hamlet . . — 114.
Naturphiloſophie . . . . — 122.
Le Tasse, drame par Duval . . — 123.

Art. 127 k / 6,1

Kunſt und Alterthum.

Das erſte und letzte was vom Genie gefor
wird iſt Wahrheitsliebe.

Ueber
Kunſt und Alterthum.

Von

Goethe.

Sechſten Bandes erſtes Heft.

Stuttgart,
in der Cotta'ſchen Buchhandlung.

1827.

Wb 167/1722

Wer gegen ſich ſelbſt und andere wahr iſt und bleibt beſitzt die ſchönſte Eigenſchaft der größten Talente.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ueber
epiſche und dramatiſche Dichtung
von
Goethe und Schiller.

Der Epiker und Dramatiker ſind beyde den allgemeinen poetiſchen Geſetzen unterworfen, beſonders dem Geſetze der Einheit und dem Geſetze der Entfaltung; ferner behandeln ſie beyde ähnliche Gegenſtände, und können beyde alle Arten von Motiven brauchen; ihr großer weſentlicher Unterſchied beruht aber darin, daß der Epiker die Begebenheit als vollkommen vergangen vorträgt, und der Dramatiker ſie als vollkommen gegenwärtig darſtellt. Wollte man das Detail

der Geſetze, wonach beyde zu handeln haben, aus der Natur des Menſchen herleiten; ſo müßte man ſich einen Rhapſoden und einen Mimen, beyde als Dichter, jenen mit ſeinem ruhig horchenden, dieſen mit ſeinem ungeduldig ſchauenden und hörenden Kreiſe umgeben, immer vergegenwärtigen, und es würde nicht ſchwer fallen zu entwickeln, was einer jeden von dieſen beyden Dichtarten am meiſten frommt, welche Gegenſtände jede vorzüglich wählen, welcher Motive ſie ſich vorzüglich bedienen wird; ich ſage vorzüglich: denn, wie ich ſchon zu Anfang bemerkte, ganz ausſchließlich kann ſich keine etwas anmaßen.

Die Gegenſtände des Epos und der Tragödie ſollten rein menſchlich, bedeutend und pathetiſch ſeyn: die Perſonen ſtehen am beſten auf einem gewiſſen Grade der Cultur, wo die Selbſtthätigkeit noch auf ſich allein angewieſen iſt, wo man nicht moraliſch, politiſch, mechaniſch, ſondern perſönlich wirkt. Die Sagen aus der heroiſchen Zeit der Griechen wa-

ren in dieſem Sinne den Dichtern beſonders günſtig.

Das epiſche Gedicht ſtellt vorzüglich perſönlich beſchränkte Thätigkeit, die Tragödie perſönlich beſchränktes Leiden vor; das epiſche Gedicht den außer ſich wirkenden Menſchen: Schlachten, Reiſen, jede Art von Unternehmung die eine gewiſſe ſinnliche Breite fordert; die Tragödie den nach innen geführten Menſchen, und die Handlungen der ächten Tragödie bedürfen daher nur weniges Raums.

Der Motive kenne ich fünferley Arten:

1) Vorwärtsſchreitende, welche die Handlung fördern; deren bedient ſich vorzüglich das Drama.

2) Rückwärtsſchreitende, welche die Handlung von ihrem Ziele entfernen; deren bedient ſich das epiſche Gedicht faſt ausſchließlich.

3) Retardirende, welche den Gang aufhalten, oder den Weg verlängern; dieſer

bedienen ſich beyde Dichtarten mit dem größ=
ten Vortheile.

4) Zurückgreifende, durch die dasje=
nige was vor der Epoche des Gedichts geſche=
hen iſt, hereingehoben wird.

5) Vorgreifende, die dasjenige was
nach der Epoche des Gedichts geſchehen wird,
anticipiren; beyde Arten braucht der epiſche
ſo wie der dramatiſche Dichter, um ſein Ge=
dicht vollſtändig zu machen.

Die Welten, welche zum Anſchauen ge=
bracht werden ſollen, ſind beyden gemein:

1) die phyſiſche, und zwar erſtlich
die nächſte, wozu die dargeſtellten Perſonen
gehören und die ſie umgiebt. In dieſer ſteht
der Dramatiker meiſt auf Einem Puncte feſt,
der Epiker bewegt ſich freyer in einem größern
Local; zweytens die entferntere Welt,
wozu ich die ganze Natur rechne. Dieſe bringt
der epiſche Dichter, der ſich überhaupt an die
Imagination wendet, durch Gleichniſſe näher,
deren ſich der Dramatiker ſparſamer bedient.

2) die ſittliche iſt beyden ganz gemein, und wird am glücklichſten in ihrer phyſiologiſchen und pathologiſchen Einfalt dargeſtellt.

3) die Welt der Phantaſieen, Ahnungen, Erſcheinungen, Zufälle und Schickſale. Dieſe ſteht beyden offen, nur verſteht ſich, daß ſie an die ſinnliche herangebracht werde; wobey denn für die Modernen eine beſondere Schwierigkeit entſteht, weil wir für die Wundergeſchöpfe, Götter, Wahrſager und Orakel der Alten, ſo ſehr es zu wünſchen wäre, nicht leicht Erſatz finden.

Die Behandlung im Ganzen betreffend, wird der Rhapſode, der das vollkommen Vergangene vorträgt, als ein weiſer Mann erſcheinen, der in ruhiger Beſonnenheit das Geſchehene überſieht; ſein Vortrag wird dahin zwecken, die Zuhörer zu beruhigen, damit ſie ihm gern und lange zuhören, er wird das Intereſſe egal vertheilen, weil er nicht im Stande iſt, einen allzulebhaften Eindruck geſchwind zu balanciren, er wird nach Belieben rück-

wärts und vorwärts greifen und wandeln, man wird ihm überall folgen, denn er hat es nur mit der Einbildungskraft zu thun, die ſich ihre Bilder ſelbſt hervorbringt, und der es auf einen gewiſſen Grad gleichgültig iſt, was für welche ſie aufruft. Der Rhapſode ſollte als ein höheres Weſen in ſeinem Gedicht nicht ſelbſt erſcheinen, er läſe hinter einem Vorhange am allerbeſten, ſo daß man von aller Perſönlichkeit abſtrahirte und nur die Stimme der Muſen im Allgemeinen zu hören glaubte.

Der Mime dagegen iſt gerade in dem entgegengeſetzten Fall, er ſtellt ſich als ein beſtimmtes Individuum dar, er will daß man an ihm und ſeiner nächſten Umgebung ausſchließlich Theil nehme, daß man die Leiden ſeiner Seele und ſeines Körpers mitfühle, ſeine Verlegenheiten theile und ſich ſelbſt über ihn vergeſſe. Zwar wird auch er ſtufenweiſe zu Werke gehen, aber er kann viel lebhaftere Wirkungen wagen, weil bey ſinnlicher Gegenwart auch ſogar der ſtärkere Eindruck durch

einen ſchwächern vertilgt werden kann. Der zuſchauende Hörer muß von Rechtswegen in einer ſteten ſinnlichen Anſtrengung bleiben, er darf ſich nicht zum Nachdenken erheben, er muß leidenſchaftlich folgen, ſeine Phantaſie iſt ganz zum Schweigen gebracht, man darf keine Anſprüche an ſie machen, und ſelbſt was erzählt wird muß gleichſam darſtellend vor die Augen gebracht werden.

Goethe an Schiller.

In der Beylage erhalten Sie meinen Aufſatz, den ich zu beherzigen, anzuwenden, zu modificiren und zu erweitern bitte. Ich habe mich ſeit einigen Tagen dieſer Kriterien bey'm Leſen der Ilias und des Sophokles bedient, ſo wie bey einigen epiſchen und tragiſchen Gegenſtänden, die ich in Gedanken zu motiviren verſuchte, und ſie haben mir ſehr brauchbar, ja entſcheidend geſchienen.

Es iſt mir dabey recht aufgefallen, wie es kommt, daß wir Modernen die Genres ſo ſehr zu vermiſchen geneigt ſind, ja daß wir gar nicht einmal im Stande ſind ſie von einander zu unterſcheiden. Es ſcheint nur daher zu kommen, weil die Künſtler, die eigentlich die Kunſtwerke innerhalb ihrer reinen Bedingungen hervorbringen ſollten, jenem Streben der Zuſchauer und Zuhörer, alles völlig wahr zu finden, gefällig nachgeben. Meyer hat bemerkt, daß man alle Arten der bildenden Kunſt hat bis zur Malerey hinantreiben wollen, indem dieſe durch Haltung und Farben die Nachahmung als völlig wahr darſtellen kann. So ſieht man auch im Gang der Poeſie, daß alles zum Drama, zur Darſtellung des vollkommen Gegenwärtigen ſich hindrängt. So ſind die Romane in Briefen völlig dramatiſch, man kann deßwegen mit Recht förmliche Dialoge, wie auch Richardſon gethan hat, einſchalten; erzählende Romane mit Dialogen untermiſcht würden dagegen zu tadeln ſeyn.

Sie werden hundertmal gehört haben, daß man nach Leſung eines guten Romans gewünſcht hat, den Gegenſtand auf dem Theater zu ſehen, und wie viel ſchlechte Dramen ſind daher entſtanden! Eben ſo wollen die Menſchen jede intereſſante Situation gleich in Kupfer geſtochen ſehen; damit nur ja ihrer Imagination keine Thätigkeit übrig bleibe, ſo ſoll alles ſinnlich wahr, vollkommen gegenwärtig, dramatiſch ſeyn und das Dramatiſche ſelbſt ſoll ſich dem wirklich Wahren völlig an die Seite ſtellen. Dieſen eigentlich kindiſchen, barbariſchen, abgeſchmackten Tendenzen ſollte nun der Künſtler aus allen Kräften widerſtehen, Kunſtwerk von Kunſtwerk durch undurchdringliche Zauberkreiſe ſondern, jedes bey ſeiner Eigenſchaft und ſeinen Eigenheiten erhalten, ſo wie es die Alten gethan haben und dadurch eben ſolche Künſtler wurden und waren. Aber wer kann ſein Schiff von den Wellen ſondern, auf denen es ſchwimmt? Gegen

Strom und Wind legt man nur kleine Strecken zurück.

So war z. B. bey den Alten das Basrelief ein nur wenig erhobenes Werk, eine flache geſchmackvolle Andeutung eines Gegenſtandes auf einer Fläche; allein dabey konnte der Menſch nicht bleiben, es wurde halb erhoben, ganz erhoben, Glieder abgeſondert, Figuren abgeſondert, Perſpective angebracht, Straßen, Wolken, Berge und Landſchaften vorgeſtellt, und weil nun auch dies durch Menſchen von Talent geſchah, ſo fand das völlig Unzuläſſige deſto eher Eingang, als man es dadurch gerade dem ungebildeten Menſchen um ſo mehr nach ſeinem Sinne machte. So kommt unter Meyers Abhandlung die ſehr artige, hierher gehörige Geſchichte vor, wie man in Florenz die aus Thon gebildeten Figuren erſt glaſirt, dann einfärbig, endlich mehrfärbig gemalt und emaillirt hat.

Um nun zu meinem Aufſatze zurückzukommen, ſo habe ich den darin aufgeſtellten

Maaßſtab an Herrmann und Dorothea gehalten und bitte Sie deßgleichen zu thun, wobey ſich ganz intereſſante Bemerkungen machen laſſen, als z. B.:

1) daß kein ausſchließlich epiſches Motiv, das heißt kein retrogradirendes, ſich darin befinde, ſondern daß nur die vier andern, welche das epiſche Gedicht mit dem Drama gemein hat, darinne gebraucht ſind.

2) daß es nicht außer ſich wirkende, ſondern nach innen geführte Menſchen darſtellt und ſich auch dadurch von der Epopée entfernt und dem Drama nähert.

3) daß es ſich mit Recht der Gleichniſſe enthält, weil bey einem mehr ſittlichen Gegenſtande das Zudringen von Bildern aus der phyſiſchen Natur nur mehr läſtig geweſen wäre.

4) daß es aus der dritten Welt, ob es gleich nicht auffallend iſt, noch immer genug Einfluß empfangen hat, indem das große Weltſchickſal theils wirklich, theils durch Per-

ſonen, ſymboliſch, eingeflochten iſt und von Ahnung, von Zuſammenhang einer ſichtbaren und unſichtbaren Welt doch auch leiſe Spuren angegeben ſind; welches zuſammen nach meiner Ueberzeugung an die Stelle der alten Götterbilder tritt, deren phyſiſch-poetiſche Gewalt freylich dadurch nicht erſetzt wird.

Schließlich muß ich noch von einer ſonderbaren Aufgabe melden, die ich mir in dieſen Rückſichten gegeben habe, nämlich zu unterſuchen: ob zwiſchen Hektors Tod und der Abfahrt der Griechen von der Trojaniſchen Küſte, noch ein epiſches Gedicht inne liege, oder nicht? ich vermuthe faſt das Letzte und zwar aus folgenden Urſachen:

1) Weil ſich nichts Retrogradirendes findet, ſondern alles unaufhaltſam vorwärts ſchreitet.

2) Weil alle noch einigermaßen retardirende Vorfälle das Intereſſe auf mehrere Menſchen zerſtreuen und, obgleich in einer großen Maſſe, doch Privatſchickſalen ähnlich ſehn.

Der Tod des Achilles ſcheint mir ein herrlich tragiſcher Stoff, der Tod des Ajax, die Rückkehr des Philoktet ſind uns von den Alten noch übrig geblieben. Polyxena, Hekuba und andere Gegenſtände aus dieſer Epoche waren auch behandelt. Die Eroberung von Troja ſelbſt iſt, als ein Erfüllungsmoment eines großen Schickſals, weder epiſch noch tragiſch und kann bey einer ächten epiſchen Behandlung nur immer vorwärts oder rückwärts in der Ferne geſehen werden. Virgils rhetoriſch-ſentimentale Behandlung kann hier nicht in Betracht kommen.

Soviel von dem was ich gegenwärtig einſehe, salvo meliori: denn, wenn ich mich nicht irre, ſo iſt dieſe Materie, wie viele andere, eigentlich theoretiſch unausſprechlich; was das Genie geleiſtet hat ſehen wir allenfalls, wer will ſagen was es leiſten könnte oder ſollte.

G.

Schiller an Goethe.

Die Gegeneinanderſtellung des Rhapſoden und Mimen nebſt ihrem beyderſeitigen Auditorium ſcheint mir ein ſehr glücklich gewähltes Mittel, um der Verſchiedenheit beyder Dichtarten beyzukommen. Schon dieſe Methode allein reichte hin, einen groben Mißgriff in der Wahl des Stoffs für die Dichtart oder der Dichtart für den Stoff unmöglich zu machen. Auch die Erfahrung beſtätigt es, denn ich wüßte nicht, was einen bey einer dramatiſchen Ausarbeitung ſo ſtreng in den Gränzen der Dichtart hielt, und wenn man daraus getreten, ſo ſicher darein zurückführte, als eine möglichſt lebhafte Vorſtellung der wirklichen Repräſentation der Bretter, eines angefüllten und bunt gemiſchten Hauſes, wodurch die affectvolle unruhige Erwartung, mithin das Geſetz des intenſiven und raſtloſen Fortſchreitens und Bewegens einem ſo nahe gebracht wird.

Ich möchte noch ein zweytes Hülfsmittel zur Anſchaulichmachung dieſes Unterſchieds in Vorſchlag bringen. Die dramatiſche Handlung bewegt ſich vor mir, um die epiſche bewege ich mich ſelbſt und ſie ſcheint gleichſam ſtille zu ſtehn. Nach meinem Bedünken liegt viel in dieſem Unterſchied. Bewegt ſich die Begebenheit vor mir, ſo bin ich ſtreng an die ſinnliche Gegenwart gefeſſelt, meine Phantaſie verliert alle Freyheit, es entſteht und erhält ſich eine fortwährende Unruhe in mir, ich muß immer bey'm Objecte bleiben, alles Zurückſehen, alles Nachdenken iſt mir verſagt, weil ich einer fremden Gewalt folge. Beweg' ich mich um die Begebenheit, die mir nicht entlaufen kann, ſo kann ich einen ungleichen Schritt halten, ich kann nach meinem ſubjectiven Bedürfniß mich länger oder kürzer verweilen, kann Rückſchritte machen oder Vorgriffe thun u. ſ. f. Es ſtimmt dieſes auch ſehr gut mit dem Begriff des Vergangenſeyns, welches als ſtille ſtehend gedacht werden kann,

und mit dem Begriff des Erzählens; denn der Erzähler weiß ſchon am Anfang und in der Mitte das Ende, und ihm iſt folglich jeder Moment der Handlung gleichgeltend, und ſo behält er durchaus eine ruhige Freyheit.

Daß der Epiker ſeine Begebenheit als vollkommen vergangen, der Tragiker die ſeinige als vollkommen gegenwärtig zu behandeln habe, leuchtet mir ſehr ein.

Ich ſetze noch hinzu: Es entſteht daraus ein reizender Widerſtreit der Dichtung als Genus mit der Species derſelben, der in der Natur wie in der Kunſt immer ſehr geiſtreich iſt. Die Dichtkunſt, als ſolche, macht alles ſinnlich gegenwärtig, und ſo nöthigt ſie auch den epiſchen Dichter, das Geſchehene zu vergegenwärtigen, nur daß der Charakter des Vergangenſeyns nicht verwiſcht werden darf. Die Dichtkunſt, als ſolche, macht alles Gegenwärtige vergangen und entfernt alles Nahe (durch Idealität), und ſo nöthigt ſie den Dramatiker, die individuell auf uns eindringende

Wirklichkeit von uns entfernt zu halten und dem Gemüth eine poetiſche Freyheit gegen den Stoff zu verſchaffen. Die Tragödie in ihrem höchſten Begriffe wird alſo immer zu dem epiſchen Charakter hinaufſtreben und wird nur dadurch zur Dichtung. Das epiſche Gedicht wird eben ſo zu dem Drama herunterſtreben und wird nur dadurch den poetiſchen Gattungsbegriff ganz erfüllen; juſt das, was beyde zu poetiſchen Werken macht, bringt beyde einander nahe. Das Merkmal, wodurch ſie ſpecificirt und einander entgegengeſetzt werden, bringt immer einen von beyden Beſtandtheilen des poetiſchen Gattungsbegriffs ins Gedränge, bey der Epopée die Sinnlichkeit, bey der Tragödie die Freyheit, und es iſt alſo natürlich, daß das Contrepoids gegen dieſen Mangel immer eine Eigenſchaft ſeyn wird, welche das ſpecifiſche Merkmal der entgegengeſetzten Dichtart ausmacht. Jede wird alſo der andern den Dienſt erweiſen, daß ſie die Gattung gegen die Art in Schutz

nimmt. Daß dieſes wechſelſeitige Hinſtreben zu einander nicht in eine Vermiſchung und Gränzverwirrung ausarte, das iſt eben die eigentliche Aufgabe der Kunſt, deren höchſter Punct überhaupt immer dieſer iſt, Charakter mit Schönheit, Reinheit mit Fülle, Einheit mit Allheit ꝛc. zu vereinbaren.

Ihr Herrmann hat wirklich eine gewiſſe Hinneigung zur Tragödie, wenn man ihm den reinen ſtrengen Begriff der Epopée gegenüberſtellt. Das Herz iſt inniger und ernſtlicher beſchäftigt, es iſt mehr pathologiſches Intereſſe als poetiſche Gleichgültigkeit darin. So iſt auch die Enge des Schauplatzes, die Sparſamkeit der Figuren, der kurze Ablauf der Handlung der Tragödie zugehörig. Umgekehrt ſchlägt ihre Iphigenie offenbar in das epiſche Feld hinüber, ſobald man ihr den ſtrengen Begriff der Tragödie entgegenhält. Von dem Taſſo will ich gar nicht reden. Für eine Tragödie iſt in der Iphigenie ein zu ruhiger Gang, ein zu großer Aufenthalt, die

Kataſtrophe nicht einmal zu rechnen, welche der Tragödie widerſpricht. Jede Wirkung, die ich von dieſem Stücke theils an mir ſelbſt, theils an andern erfahren, iſt, generiſch, poetiſch nicht tragiſch geweſen, und ſo wird es immer ſeyn, wenn eine Tragödie, auf epiſche Art, verfehlt wird. Aber an Ihrer Iphigenie iſt dieſes Annähern an's Epiſche ein Fehler, nach meinem Begriff; an Ihrem Herrmann iſt die Hinneigung zur Tragödie offenbar kein Fehler, wenigſtens dem Effecte nach ganz und gar nicht. Kommt dieſes etwa davon, weil die Tragödie zu einem beſtimmten, das epiſche Gedicht zu einem allgemeinen und freyen Gebrauche da iſt?

Für heute nichts mehr. Ich bin noch immer keiner ordentlichen Arbeit fähig, nur Ihr Brief und Aufſatz konnten mir unterdeſſen Beſchäftigung geben. Leben Sie recht wohl.

S.

Goethe an Schiller.

So leid es mir thut, zu hören, daß Sie noch nicht ganz zur Thätigkeit hergeſtellt ſind, iſt es mir doch angenehm, daß mein Brief und Aufſatz Sie einigermaßen beſchäftigt hat. Ich danke für den Ihrigen, der eine Sache noch weiter führt, an der uns ſoviel gelegen ſeyn muß. Leider werden wir Neuern wohl auch gelegentlich als Dichter geboren und wir plagen uns in der ganzen Gattung herum ohne recht zu wiſſen woran wir eigentlich ſind; denn die ſpecifiſchen Beſtimmungen ſollten, wenn ich nicht irre, eigentlich von außen kommen und die Gelegenheit das Talent determiniren. Warum machen wir ſo ſelten ein Epigramm im griechiſchen Sinne? weil wir ſo wenig Dinge ſehen die eins verdienen. Warum gelingt uns das Epiſche ſo ſelten? weil wir keine Zuhörer haben. Und warum iſt das Streben nach theatraliſchen Arbeiten ſo groß? weil bey uns das Drama die einzig ſinnlich

reizende Dichtart iſt, von deren Ausübung man einen gewiſſen gegenwärtigen Genuß hoffen kann.

Ich habe dieſe Tage fortgefahren die Ilias zu ſtudiren, um zu überlegen, ob zwiſchen ihr und der Odyſſe nicht noch eine Epopée inne liege. Ich finde aber eigentlich nur tragiſche Stoffe, es ſey nun, daß es wirklich ſo iſt, oder daß ich nur den epiſchen nicht finden kann. Das Lebensende des Achill mit ſeinen Umgebungen ließe eine epiſche Behandlung zu und forderte ſie gewiſſermaßen, wegen der Breite des zu bearbeitenden Stoffs. Nun würde die Frage entſtehen, ob man wohl thue einen tragiſchen Stoff allenfalls epiſch zu behandeln? Es läßt ſich allerley dafür und dagegen ſagen. Was den Effect betrifft, ſo würde ein Neuer, der für Neue arbeitet, immer dabey im Vortheil ſeyn, weil man ohne pathologiſches Intereſſe wohl ſchwerlich ſich den Beyfall der Zeit erwerben wird. So viel für diesmal. Meyer arbeitet fleißig an

ſeiner Abhandlung über die zur bildenden Kunſt geeigneten Gegenſtände, es kommt dabey alles zur Sprache was auch uns intereſſirt und es zeigt ſich, wie nah der bildende Künſtler mit dem Dramatiker verwandt iſt. Möchten Sie Sich doch recht bald erholen und ich zur Freyheit gelangen Sie nächſtens beſuchen zu können.

d. 27. Decbr. 1797.

Schiller an Goethe.

Jena, d. 29. Dec. 1797.

Unſer Freund Humboldt, von dem ich Ihnen hier einen langen Brief beilege, bleibt mitten in dem neugeſchaffnen Paris ſeiner alten Deutſchheit getreu, und ſcheint nichts als die äußere Umgebung verändert zu haben. Es iſt mit einer gewiſſen Art zu philoſophiren und zu empfinden wie mit einer gewiſſen Religion; ſie ſchneidet ab von außen und iſolirt, indem ſie von innen die Innigkeit vermehrt.

Ihr jetziges Geſchäft, die beyden Gattungen zu ſondern und zu reinigen, iſt freylich von der höchſten Bedeutung, aber Sie werden mit mir überzeugt ſeyn, daß, um von einem Kunſtwerk alles auszuſchließen, was ſeiner Gattung fremd iſt, man auch nothwendig alles darin müſſe einſchließen können, was der Gattung gebührt. Und eben daran fehlt es jetzt. Weil wir einmal die Bedingungen nicht zuſammenbringen können, unter welchen eine jede der beyden Gattungen ſteht, ſo ſind wir genöthigt, ſie zu vermiſchen. Gäb' es Rhapſoden und eine Welt für ſie, ſo würde der epiſche Dichter keine Motive von dem tragiſchen zu entlehnen brauchen, und hätten wir die Hülfsmittel und intenſiven Kräfte des griechiſchen Trauerſpiels und dabey die Vergünſtigung, unſere Zuhörer durch eine Reihe von ſieben Repräſentationen hindurchzuführen, ſo würden wir unſre Dramen nicht über die Gebühr in die Breite zu treiben brauchen. Das Empfindungsvermögen des Zuſchauers und Hö-

rers muß einmal ausgefüllt und in allen Puncten ſeiner Peripherie berührt werden; der Durchmeſſer dieſes Vermögens iſt das Maaß für den Poeten. Und weil die moraliſche Anlage die am meiſten entwickelte iſt, ſo iſt ſie auch die foderndſte und wir mögen's auf unſre Gefahr wagen, ſie zu vernachläſſigen.

Wenn das Drama wirklich durch einen ſo ſchlechten Hang des Zeitalters in Schutz genommen wird, wie ich nicht zweifle, ſo müßte man die Reforme bey'm Drama anfangen, und durch Verdrängung der gemeinen Naturnachahmung, der Kunſt Luft und Licht verſchaffen. Und dieß, däucht mir, möchte unter andern am beſten durch Einführung ſymboliſcher Behelfe geſchehen, die in allem dem, was nicht zu der wahren Kunſtwelt des Poeten gehört, und alſo nicht dargeſtellt, ſondern bloß bedeutet werden ſoll, die Stelle des Gegenſtandes verträten. Ich habe mir dieſen Begriff vom Symboliſchen in der Poeſie noch nicht recht entwickeln können, aber es ſcheint mir viel

darin zu liegen. Würde der Gebrauch deſſelben beſtimmt, ſo müßte die natürliche Folge ſeyn, daß die Poeſie ſich reinigte, ihre Welt enger und bedeutungsvoller zuſammenzöge, und innerhalb derſelben deſto wirkſamer würde.

Ich hatte immer ein gewiſſes Vertrauen zur Oper, daß aus ihr wie aus den Chören des alten Bacchusfeſtes das Trauerſpiel in einer edlern Geſtalt ſich loswickeln ſollte. In der Oper erläßt man wirklich jene ſervile Naturnachahmung, und obgleich nur unter dem Namen von Indulgenz, könnte ſich auf dieſem Wege das Ideale auf das Theater ſtehlen. Die Oper ſtimmt durch die Macht der Muſik und durch eine freyere harmoniſche Reizung der Sinnlichkeit das Gemüth zu einer ſchönern Empfängniß, hier iſt wirklich auch im Pathos ſelbſt ein freyeres Spiel, weil die Muſik es begleitet, und das Wunderbare, welches hier einmal geduldet wird, müßte nothwendig gegen den Stoff gleichgültiger machen.

Auf Meyers Aufſatz bin ich ſehr begierig, es werden ſich daraus unfehlbar viele Anwendungen auf die Poeſie ergeben.

Nach und nach komme ich wieder in meine Arbeit, aber bey dieſer ſchrecklichen Witterung iſt es wirklich ſchwer, ſein Gemüth elaſtiſch zu erhalten.

Möchten Sie nun bald frey ſeyn und mir Thätigkeit, Muth und Leben mitbringen. Leben Sie recht wohl.

S.

Steindruck

(Fortſetzung)

Berlin.

Das große daſelbſt unternommene Werk von der Königl. Preußiſchen Gemälde-Gallerie gedeiht unter verſtändiger Leitung des Herrn Director Schadow beſſer und beſſer; ſchon iſt uns daſſelbe bis zur zwölften Lieferung bekannt, die dreyzehnte ſoll nächſtens erſcheinen.

Aus den in Kunſt und Alterthum noch nicht angezeigten Lieferungen verdienen die folgenden Blätter vornehmlich mit Ehren erwähnt zu werden:

Aus der ſiebenten: die Geſchichte von der Ehebrecherin, halbe Figuren nach Pordenone, auf Stein gezeichnet von Ludw. Heine.

Sämmtliche Köpfe haben in Charakter und Zügen viel Abwechſelung, ihr Ausdruck iſt der Haupthandlung wohl angemeſſen, die reichen Gewänder mit denen die Figuren bekleidet ſind ſchlagen gute Falten.

In der achten Lieferung: das Bildniß einer Aebtiſſin, treffliches Knieſtück nach Taddeo Zuccari, gezeichnet von Palzow.

Petri Befreyung aus dem Kerker durch einen Engel, in der neunten, auch von Palzow, nach einem Gemälde des Gerhard Hondhorſt, verdient wegen ſehr kräftiger Wirkung und lebhaftem Ausdruck hier angeführt zu werden.

Noch beſſer gelungen iſt das Bildniß Wolfgang Wilhelms Pfalzgrafen und Herzogs von Baiern, Jülich und Cleve, ganze Figur nach A. Vandyk von Heine. Dieſes Blatt gehört zur zehnten Lieferung, aus welcher wir auch noch die Landſchaft nach Ruysdael, von Faure gezeichnet, als eine meiſterhafte lithographiſche Arbeit anzuzeigen haben.

Die Darſtellung welche vormals Johann Georg Wille nach G. Therburg vortrefflich in Kupfer geſtochen und Instruction paternelle betitelt hat, findet man in der eilften Liefe- rung von Heine gezeichnet, und in eben der- ſelben von Alhorn eine ſchöne romantiſche Landſchaft nach A. Carracci.

Aus der zwölften Lieferung machen wir auf zwey ganz vorzügliche Blätter, unſers Bedünkens die gelungenſten im ganzen Werk, aufmerkſam. Beyde von Heine gezeichnet ſtellen, das erſte den Abraham dar welcher die Hagar mit ihrem Sohne Jsmael vertreibt, halbe Figuren nach Govaert Flink; das andere nach Rembrand ſoll ſich auf einen Prinzen von Geldern beziehen, der wegen Aufſtand gegen ſeinen Vater von dieſem im Gefängniß gehalten wurde.

Breslau.

Den Steindrücken aus Berlin laſſen wir in der Anzeige noch vier in Breslau verfer-

tigte folgen, welche an ſich zwar verdienſtlich genug, doch weniger der Kunſt, als einem verehrten Andenken gelten. Das erſte enthält die Anſicht des Schloſſes Krieblowitz, wo Fürſt Blücher ſeine letzten Tage verlebte; das andere zeigt deſſen Grab bey Krieblowitz; das dritte den Steinbruch und Ausgrabung des dem Fürſten zum Denkmal beſtimmten ungeheuern Steins bey Gorkau am Zobten; das vierte die Anſicht von Gorkau nach dem Blücherſteine hin. Der Zeichner dieſer Blätter heißt Arrigoni, lithographirt ſind ſie von J. D. Gruſen.

Hamburg.

Von neuern Hamburger Steindrücken ſind uns mehrere zu Geſichte gekommen, unter denen ſich zwey Bildniſſe durch zartes Korn, beſtimmte Zeichnung, und ſorgfältige Vollendung aller Theile vortheilhaft ausnehmen. Eines derſelben ſtellt den Königl. Sächſiſchen General-Lieutenant von Gersdorf dar, nach

einem Gemälde des Profeſſors C. Vogel, das andere den als Dichter bekannten Ernſt Otto von der Malsburg nach einer von gedachtem Prof. Vogel verfertigten Zeichnung. Beyde Blätter ſind lithographiſche Arbeiten von Bendixen.

Oeſterreich.

Was in den öſterreichiſch-deutſchen Staaten, in Böhmen, vornehmlich aber zu Wien neuſter Zeit zu Gunſten des Steindrucks geſchehen ſeyn mag und welche Fortſchritte dieſes Kunſtfach daſelbſt machte, darüber fehlt es uns an ausreichenden Kenntniſſen um gehörig Rechenſchaft ablegen zu können.

Schweiz.

Als Beweis der lithographiſchen Thätigkeit in der Schweiz führen wir die dritte Lieferung oder Heft VII. VIII. IX. von Horners Bildern des griechiſchen Alterthums an. Die lithographiſchen Tafeln deſſelben, No. 37 — 54.

Statuen, Reliefs, Büſten, Münzen, bemalte Vaſen, Aufriſſe von Gebäuden, auch einen Proſpect darſtellend, beſtehen theils aus Umriſſen, theils ſind ſie fleißig und reinlich abſchattirt. Den Umriſſen ſpenden wir als ſauberen Arbeiten Lob; ſie fallen eben ſo gut in die Augen als in Kupfer geſtochene, und wo die Vorbilder zuſagten haben ſie auch ſchöne Formen. Von den ausführlich gezeichneten Bildniſſen berühmter Männer des Alterthums, Taf. 47 und 48, nach Visconti's Ikonographie, empfehlen ſich mehrere durch niedliche Behandlung und treu bewahrten Charakter; doch beſſer noch und in ihrer Art ſogar von ausgezeichneter Beſchaffenheit ſind die Tafeln No. 50, 51 und 52 worauf zwey edle Werke griechiſcher Architektur abgebildet ſind: nämlich das choragiſche Denkmal des Lyſikrates zu Athen; Fronte und Seitenanſicht des kleinen Tempels der Artemis Propyläa zu Eleuſis. Sie ſind äußerſt nett gezeichnet und die Tinten ſo zart nüancirt als ob ſie aufgetuſcht wären.

St. Petersburg.

Zu St. Petersburg wird die Lithographie ſeit einigen Jahren mit gutem Erfolg getrieben. Unter mehreren wohlgelungenen neuern Blättern von dorther möchten die folgenden zunächſt Anſprüche haben genannt zu werden: Ein Bildniß Sr. Majeſtät des Kaiſers Alexander, ganze Figur, im Grunde der Proſpect eines Theils der Stadt St. Petersburg; es ſoll viele Aehnlichkeit haben, iſt gut gezeichnet und hübſch ausgeführt. — Der Aufmerkſamkeit iſt ferner werth: eine lithographiſche Copie von Müllers Kupferſtich nach Raphaels Madonna di S. Siſto, welche Copie der zu Carlsruhe verfertigten lithographiſchen Nachbildung von Longhi's die Vermählung der heiligen Jungfrau darſtellendem Kupferſtich als Gegenſtück kann zur Seite ſtehen. — Von Seiten der Ausführung betrachtet ſcheinen uns indeſſen noch vorzüglicher: das Bruſtbild Peter des Erſten in natürlicher Größe, keck ge-

zeichnet, ſehr kräftig und belebt. Sodann nach Guido Reni der ebenfalls lebensgroße Kopf eines Apoſtels, wahrſcheinlich Petrus, aufwärts blickend, tief bewegt; ſeinen Augen entfließen Thränen, der Mund iſt zu Klagen geöffnet, alles ungemein geiſtreich und ausdrucksvoll; meiſterhaft behandelt mit gewaltigen tiefen Schatten.

Six Vues de Pawlovsk ſind niedliche kleine Blätter, zart ausgeführt und dabey kräftig.

Niederlande.

Zeugniß vom Betrieb der Lithographie in den Niederlanden geben die folgenden zwey Werke: 1) Collection des principales Vues des Pays-bas; Tournay chez Devasmes et Comp. und 2) Voyage pittoresque dans le Royaume des Pays-bas, der Prinzeſſin von Oranien zugeeignet, welches in Brüſſel erſcheint. Jenes Werk in klein Folioformat zählt bereits zwölf Lieferungen, jede acht lithographiſche

Blätter enthaltend nebſt erklärendem Text; dieſes in groß Quarto iſt ſchon bis auf zwey und dreyßig Lieferungen angewachſen, die Lieferung zu ſechs Blättern, ebenfalls mit Erklärung der dargeſtellten Gegenſtände begleitet. Viele von den Proſpecten beyder Sammlungen gefallen, einige überraſchen ſogar durch maleriſche Situationen. Landſchaften und Gebäude ſind überhaupt gut gezeichnet, deutlich und kräftig, vornehmlich gilt dieſes von den Blättern des zuerſt genannten Werks; im andern, oder der Voyage pittoresque, haben die Steindrücke feineres Korn, ein glatteres mehr getuſchtes Anſehen. Aufmerkſamen Beobachtern wird es leicht ſeyn Fortſchritte in der Technik wahrzunehmen, indem die ſpäter erſchienenen Lieferungen überhaupt beſſer gelungene Blätter enthalten als die frühern. In beyden Werken unterſcheidet ſich die Behandlung nicht weſentlich von der Behandlung der franzöſiſchen Steindrücke.

England.

Die aus England bekannt gewordenen Steindrücke ſind faſt durchgängig Proſpecte in Reiſebeſchreibungen, oder andern ähnlichen Werken, zum Theil geiſtreich gezeichnet und meiſtens intereſſant in Hinſicht auf die nachgebildeten Gegenſtände, doch mehr und weniger ſkizzenhaft behandelt; fleißig ausgeführte Blätter haben wir weder geſehen noch Kunde von dergleichen erhalten, ſonach will es ſcheinen man habe in England der Lithographie bis jetzt noch keine große Aufmerkſamkeit zugewendet.

Italien.

Ein Gleiches iſt wie wir glauben auch von Italien zu melden, wo in dieſem Fach wenig Erhebliches unternommen worden, der Steindruck auch wahrſcheinlich nie große Begünſtigung erwarten darf.

Frankreich.

In Frankreich herrſcht ausnehmende Thätigkeit, zumal in Paris, und die von dorther kommenden Erzeugniſſe der Lithographie ſind zahllos. Darunter iſt nun freylich gar manches Mittelmäßige, inzwiſchen haben die beſſern franzöſiſchen Lithographen nicht ohne Erfolg die techniſchen Mittel zu vervollkommnen ſich bemüht und einige vor kurzem erſchienene Blätter überbieten durch Kraft, Zartes und Duftiges alles was man zuvor von franzöſiſchem Steindruck geſehen. Unter dieſen muß zunächſt Taſſo erwähnt werden, an ſeinen Gedichten ſchreibend, in der Laube eines Gartens und von zwey Mädchen belauſcht; dann eine Darſtellung des Innern vom Hauſe des Michel Angelo zu Rom und die Danae, beyde von Aubry Le Comte auf Stein gezeichnet. Mit dem höhern Maaßſtabe der Kunſt dieſe Blätter zu meſſen, wollen wir nicht unternehmen, beſonders möchte gegen die Danae

manches einzuwenden ſeyn, doch die äußerſt ſaubere Vollendung, der reine in allen Theilen gleiche und fehlerloſe Druck, um derenwillen wir ſie vornehmlich anführen, ſind bewunderuswürdig.

Ueberſicht.

Zum Zweck den gegenwärtigen Zuſtand der Lithographie und ihre jetzige Beſchaffenheit auszumitteln iſt, mit Weglaſſung alles Uebrigen, bloß Rückſicht auf die deutſchen und franzöſiſchen Steindrücke nothwendig.

Immer ſind wir noch der Meinung daß die vorzüglichſten Blätter, welche Herr Strixner in Stuttgart nach Gemälden altniederländiſcher und deutſcher Meiſter aus der Sammlung der Herren Boiſſerée und Bertram verfertigte, den Rang über alle andern Steindrücke behaupten. Die äußerſt zarte, nette Ausführung, gewaltige Kraft und Tiefe der dunkeln Partien, im Bunde mit gewiſſenhaft treuer Darſtellung des eigenthümlichen Cha-

rakters der Vorbilder machen dieſe Blätter, (und wir zielen hier auf die ſpätere Wiederholung des heiligen Chriſtophs nach Hemmling, wie auch auf die heilige Chriſtina nach Schoorel) in doppelter Hinſicht höchſt ſchätzbar; theils verhelfen ſie zu richtigen Begriffen über die Kunſtbeſchaffenheit der dargeſtellten alten ſeltenen Gemälde und dem was die Meiſter derſelben zu leiſten vermocht; theils gehören ſie auch hinſichtlich auf mechaniſche Ausbildung des Steindrucks zu den vollkommenſten Productionen deſſelben.

An den vorzüglichſten Münchener Steindrücken wird eine freyere, mehr malende Behandlung wahrgenommen, wie ſolches den dargeſtellten Bildern aus neueren Zeiten, da die Kunſt gereifter, kühner geworden und nun Wirkung bezielte, angemeſſen iſt. Verdienſtlichere Blätter, in denen nämlich Geiſt und Charakter der Vorbilder richtiger übertragen wäre als in den oben gelobten lithographiſchen des Münchener Galeriewerks nach Giorgione,

P. Bordone, Rubens und Wouwermanns geſchehen, ſind uns in Kupfer, weder in geſtochener noch in geſchabter Manier bekannt. Das Abdrucken, bey lithographiſchen zart ausgeführten Arbeiten ſo ſchwierig, ſcheint durch die Bemühungen des Herrn Selb bedeutende Fortſchritte gemacht zu haben. Er weiß den hellen Partien große Reinheit und Glanz zu geben, die zarteſten Uebergänge vom Licht zum Halbſchatten und von dieſen zur kräftigſten Tiefe ſind bewahrt, ſelbſt im gewaltigſten Dunkel zeigen ſich noch Abſtufungen von mehr und minder Schwarz. In den letzten Heften des mehrerwähnten Münchener Galeriewerks iſt auch das Verfahren bey'm Abdrucken einfacher geworden, indem die Ton- und Lichtplatten weggelaſſen ſind, die Harmonie bloß aus der feinen Nüancirung des auf den Stein Gezeichneten hervorgeht.

Die Lithographie an dem oben erwähnten zu Berlin herauskommenden Galeriewerk gleicht von Seiten der Behandlungsart den

Stuttgarter Blättern und den ältern aus München; es iſt bey denſelben, doch mit verſtändiger Mäßigung, Gebrauch ſowohl von Licht- als Tonplatten gemacht, und dieſe Weiſe, ſollte auch das Abdrucken beſchwerlicher und mühſamer ſeyn, ſcheinet gleichwohl, alles gehörig erwogen, die beſte, die am meiſten zu leiſten vermögende.

An den vorzüglichſten Blättern des Königlich Preuſſiſchen Galeriewerks iſt die Ausführung ohne Widerrede lobenswerth; das Bildniß nach Vandyk, das Blatt nach Therburg, die Ehebrecherin nach Pordenone, die Vertreibung der Hagar nach G. Flink und der Prinz von Geldern nach Rembrand ſind alle von ehrenwerther Beſchaffenheit; und in Hinſicht auf die eigentlich lithographiſchen Eigenſchaften ſtehen wir nicht an das Blatt nach Ruysdael den allergelungenſten beyzuzählen, ſo kräftig, ſo geſättigt, deutlich, rein und klar iſt daſſelbe in allen ſeinen Theilen, daß wenigſtens das uns vor Augen liegende Exem-

plar keinem der Münchener oder Stuttgarter Steindrücke nachſteht. Das Blatt nach Therburg, auch das nach Rembrand, ſind beyde im Abdruck faſt eben ſo wohl gelungen.

Die franzöſiſche Lithographie bedient ſich der Licht- und Tonplatten nicht, ihre neuſten und vorzüglichſten Blätter haben zunächſt Aehnlichkeit mit den Arbeiten in ſchwarzer Kunſt, nur erſcheinen ſie etwas heiterer; die Ausführung iſt zart, ungemein zierlich und glatt. So ſchön auch die beſten lithographiſchen Blätter deutſcher Abkunft ausgeführt ſind, werden ſie doch am zarten über das Ganze verbreiteten Duft, vielleicht auch am Geſättigten Sammtartigen der allertiefſten dunkeln Partien von einigen franzöſiſchen noch übertroffen. Dieſe Anerkennung begründet aber die Frage: iſt ſolche äußerſt glatte Ausführung auch für die Kunſt wahrhaft förderlich? Wir ſind zu glauben geneigt daß nur in einigen Fällen Vortheile daraus erwachſen können. Z. B. wenn es gilt Gemälde des Leo-

nard da Vinci, oder mit höchſter Sorgfalt vollendete Niederländer zu lithographiren. Bilder hingegen, mit vollem kecken Pinſel gemalt, wie etwa die beyden Satyre von Rubens und das Frauenbildniß von P. Bordone ſeyn mögen, ſind ſicherlich beſſer dargeſtellt, mehr dem eigenthümlichen Charakter deſſelben gemäß wie Hr. Piloti ſie für das Werk der Münchener und Schleißheimer Galerie gezeichnet, als wenn die franzöſiſche galante Manier dabey angewendet worden wäre. So iſt auch ſehr zu bezweifeln ob in Frankreich und auf die franzöſiſche Weiſe, die altniederländiſchen und deutſchen Gemälde der Herren Boiſſerée und Bertram eben ſo trefflich und treu lithographiſch hätten nachgebildet werden können, als es durch Hrn. Strixner geſchehen und mit wachſender Kunſtfertigkeit forthin geſchieht.

In Betreff des Zuſtandes der Lithographie und ihrer gegenwärtigen Leiſtungsfähigkeit kann nach den vorhin angeführten Thatſachen folgendes angenommen werden.

Die beſten unter den zuletzt erſchienenen lithographiſchen Blättern leiſten auch als Nachbildungen von Gemälden ungefähr eben ſoviel als durch geſchabte Manier oder die ſogenannte ſchwarze Kunſt je geleiſtet worden; der ſie übrigens auch gleichen. Ihre Schatten haben am erforderlichen Ort nicht weniger Gewalt; helldunkles Halblicht ſcheinet beſonders wo breite Stellen deſſelben vorkommen noch beſſer und angenehmer ausgedrückt werden zu können. Für landſchaftliche Bilder iſt die Lithographie unſtreitig weit angemeſſener als die ſchwarze Kunſt, wovon man ſich durch Vergleichung wohlgelungener Blätter aus dem Münchener Galeriewerk mit den am beſten ausgeführten Landſchaften in ſchwarzer Kunſt leicht überzeugen kann. Den Glanz ſeidener Stoffe, der Haare, ſchimmerndes Metall und dergl. vermag Lithographie ungefähr in eben dem Maaße ausreichend anzudeuten wie es in ſchwarzer Kunſt oder in Aquatinta Manier gelingen kann, doch gebührt für der-

gleichen Gegenſtände dem eigentlichen Kupferſtich der Vorzug, den derſelbe auch ſeiner Natur nach in dergleichen Dingen wahrſcheinlich immer behalten wird.

Wie weit es mit den eigentlich techniſchen Mitteln zum Betrieb der Lithographie, Bereitung der Kreide, Zurichtung der Steintafeln, dem Abdrucken u. ſ. w. gegenwärtig gediehen ſey und was von dieſer Seite noch zu wünſchen, zu verbeſſern übrig bleibe, darüber ſind wir nicht ganz genau und vollſtändig unterrichtet, auch hat jede lithographiſche Anſtalt ihre eigenthümlichen Geheimniſſe. Nur iſt uns von ſachvertrauten guten Freunden gemeldet worden, daß bey weitem keine ſo große Anzahl Abdrücke von den Steintafeln zu erhalten ſey als manche behaupteten; vielmehr könne man ſich von ausführlich auf den Stein gezeichneten Bildern, auch bey Anwendung äußerſter Sorgfalt, immer nur eine mäßige Anzahl wirklich guter Abdrücke verſprechen. Von lithographiſchen Tafeln ſey ſtrenger Wahrheit

gemäß keine größere Ausdauer zu rühmen als etwa von denen in ſchwarzer Kunſt und Aquatinta; die Arbeit des Grabſtichels auf Kupfer aber gewähre ohne alle Widerrede eine ſehr viel größere Anzahl von Abdrücken.

Brocardicon.

Die Kunſt iſt eine Vermittlerin des Unausſprechlichen, darum ſcheint es eine Thorheit ſie wieder durch Worte vermitteln zu wollen; doch indem wir uns darin bemühen, findet ſich für den Verſtand ſo mancher Gewinn, der dem ausübenden Vermögen auch wieder zu gute kommt.

Ueber das Lehrgedicht.

Es iſt nicht zuläſſig, daß man zu den drey Dichtarten: der lyriſchen, epiſchen und dramatiſchen, noch die didaktiſche hinzufüge. Dieſes begreift Jedermann welcher bemerkt, daß jene drey erſten der Form nach unterſchieden ſind und alſo die letztere, die von dem Inhalt ihren Namen hat, nicht in derſelben Reihe ſtehen kann.

Alle Poeſie ſoll belehrend ſeyn, aber unmerklich; ſie ſoll den Menſchen aufmerkſam machen, wovon ſich zu belehren werth wäre; er muß die Lehre ſelbſt daraus ziehen wie aus dem Leben.

Die didaktiſche oder ſchulmeiſterliche Poeſie iſt und bleibt ein Mittelgeſchöpf zwiſchen Poeſie und Rhetorik; deßhalb ſie ſich denn bald der einen bald der andern nähert, auch

mehr oder weniger dichteriſchen Werth haben kann; aber ſie iſt, ſo wie die beſchreibende, die ſcheltende Poeſie, immer eine Ab- und Nebenart die in einer wahren Aeſthetik zwiſchen Dicht- und Redekunſt vorgetragen werden ſollte. Der eigne Werth der didaktiſchen Poeſie d. h. eines lehrreichen mit rhythmiſchem Wohllaut und Schmuck der Einbildungskraft verzierten, lieblich oder energiſch vorgetragnen Kunſtwerkes wird deßhalb keineswegs verkümmert. Von gereimten Chroniken an, von den Denkverſen der ältern Pädagogen bis zu dem beſten was man dahin zählen mag, möge alles gelten, nur in ſeiner Stellung und gebührenden Würde.

Dem näher und billig Betrachtenden daher fällt ſogleich auf, daß die didaktiſche Poeſie um ihrer Popularität willen ſchätzbar ſey; ſelbſt der begabteſte Dichter ſollte es ſich zur Ehre rechnen auch irgend ein Capitel des Wiſſenswerthen alſo behandelt zu haben. Die Engländer haben ſehr preiswürdige Arbeiten die-

ſer Art; ſie ſchmeicheln ſich in Scherz und Ernſt erſt ein bey der Menge und bringen ſodann in aufklärenden Noten dasjenige zur Sprache, was man wiſſen muß, um das Gedicht verſtehen zu können. Und nun hätte der äſthetiſch ſittlich hiſtoriſch unterrichtende Lehrer ein gar ſchönes Feld, in dieſem Capitel Ordnung zu machen, in dem er ſeinen Schülern das Verdienſt der vorzüglichſten Gedichte dieſer Art nicht nach dem Nutzen ihres Inhalts, ſondern nach dem höhern oder geringern Grade ihres poetiſchen Werthes zu ordnen und klar zu machen ſuchte.

Eigentlich ſollte man ſie aus dem äſthetiſchen Vortrage ganz herauslaſſen, aber denen zu Liebe, die Poetik und Rhetorik gehört hätten, als ein beſonderes Collegium, vielleicht publice, vortragen. Auch hier würde das wahre Verſtändniß, wie überall, der Ausübung zu großem Vortheil gereichen, denn gar mancher würde begreifen, wie ſchwer es ſey, ein Werk aus Wiſſen und Einbildungskraft

zuſammenzuweben: zwey einander entgegenge-ſetzte Elemente in einem lebendigen Körper zu verbinden.

Wodurch aber die Vermittelung geſchehen könne, wäre ſeine Pflicht den Zuhörern zu of-fenbaren, die dadurch vor Mißgriffen geſichert, jeder in ſeiner Art, ein Gleiches zu bewerk-ſtelligen ſuchen könnten.

Unter den vielfachen Weiſen und Arten eine ſolche Vermittelung zu bewirken, iſt der gute Humor die ſicherſte, und würde, wenn der reine Humor nicht ſo ſelten wäre, auch für die bequemſte gehalten werden können.

Kein ſeltſameres Unternehmen läßt ſich wohl denken als die Geognoſie zu einem di-daktiſchen Gedicht und zwar einem ganz ima-ginativen auszubilden, und doch iſt es von einem Mitgliede der geologiſchen Geſellſchaft zu London geſchehen, welche auf dieſe Weiſe ein für jeden Reiſenden unerläßliches Stu-dium zu fördern und unter die Menge zu brin-gen trachtet.

Uebersetzung
zweyer persischen Gedichte
des Seïd Ahmed Hatifi Isfahàni.

I.

Dem Seele ich und Leib zu weihen mich verband,
Der stets auf seinem Pfade sie geopfert fand —
Ja, Dir gebührt der Herzen Weihe, Schönheits-Quelle!
Ja, Dir gebührt des Lebens Opfer, Schöpfer-Hand!
Wie schwer ist es, das Herz von Dir hinweg zu wenden!
Wie leicht, die Seele hauchen aus, Dir zugewandt!
Steil ist der Weg zu Deinem Sitz; doch treibt uns hin
Die Sehnsucht, ihre Wunden heilet kein Verband.
Dein harrt das Aug', Dir lauscht das Ohr, befiehl o Herr!
Wir alle dienen freudig Dir mit Herz und Hand.
Hast du den Sinn gestellt auf Frieden, nimm das Herz —
Auf Krieg — nimm hin mein Leben ohne Wider-
stand.

In Liebes - Lust entflammt und heisser Sehnsucht voll,
War wüste ich vergangne Nacht umher gerannt.
Lang lief ich um, mit irrem Aug', bis unverhofft
Ich in dem Tempel mich der Feuer - Diener fand.
Kein scheeler Blick! — Ein weit Gewölbe sah ich jetzt
Von Himmelsglanz erhellt und nicht von Lichter-Tand,
Von einem Glanz, wie Amran's Sohn er einst umstrahlet,
In jener Wunder - Nacht auf Sinai's Felsenwand.
Ein schöner Greis des heil'gen Feuers Gluten nährte,
Und sittsam ihn viel frommer Jünger Schaar umstand,
Mit Silber - Stirnen alle und mit Rosen - Wange,
Mit Pfirsich - Mund und Lippen süss wie Zucker-Kand.
Da waren Trommel, Harfe, waren Flöt' und Leyer,
Und Ros' und Nelke, Moschus - Brod und Alikant;
Mundschenken, goldgelockte Knaben, ambraduftend,
Und muntre Liedersänger, Meister im Discant.
Und Alt und Jung, und Lehrer und Erzpriester,
Dem Aeltesten zum Dienst bereit ein Jeder stand.

Da überlief's ob meinem Glauben mich wie Schaam,
Und einem fernen Winkel war ich zugewandt.
Und sieh, es frug der Alte: „Wer ist jener dort?" —
Ich sprach: „Ein Liebender, von Inbrunst übermannt."
Er aber: „Reicht ihm einen Becher reinen Wein,
„Ist als geladner Gast er uns auch nicht bekannt."
Da brachte mir den Becher voll des Weines Glut
Ein Feuer-Diener, Glut im Aug', Glut in der Hand.
Und kaum gekostet, war hinweg Sinn und Verstand,
Mit Einmal Glauben und Unglauben aufgebrannt.
Und trunken fiel ich hin und in der Trunkenheit —
Mit einem Ton, für den kein Ausdruck mir bekannt —
Erdröhnt es über meinem Haupte donnernd her,
Dass in den Adern still das Blut mir stand:
Nur Einer ist, und ausser Ihm nichts mehr,
Und Er allein ist Gott, und keiner sonst als Er.

II.

In Deinen Banden bleib' ich, o Geliebter, schon,
Trennte Glied für Glied mich auch das Schwert davon.
Ja hundertmal liess frohen Tausches ich das Leben,
Reichst Du ein leises süsses Lächeln mir zum Lohn.
Gieb, Vater, nicht vergebnen Rath dem trunknen Herzen,
Es wird doch Nichts, wie Du es meinst, aus Deinem Sohn.
Auch sind mir rechter Weg und Steg schon längst bekannt,
Was hilft's, in diesen Schlingen lieg' ich länger schon.
Sah in der Christen-Kirche jüngst ein schönes Kind,
Sprach: „Sieh mein Herz, es ist Dir in das Netz gefloh'n."
Mit jedem, wahrlich! meiner Haare festgebunden
Hast Du mich Armen an der Schönheit Gnaden-Thron.

Doch sag', wie ward nicht Dir der Weg des Heils
gefunden?
Wie lang sprichst Du durch Dreye noch dem Einen
Hohn?
Sieh! des Allein'gen, Ewigen Gottes hoher Name
Ziemt nicht dem heiligen Geist, nicht euer'm Vater
und Sohn. —
Da schloss sie auf die Honiglippen, mir zu sagen: —
Und süsses Lächeln ging zur Hand dem Silberton —
O kenntest das Geheimniss Du des höchsten Gottes,
Du lüdest nicht auf mich so groben Irrthums Hohn.
Sag', ob die Wesenheit sich ändert dieses Stoffes,
Nennst Du ihn Seide, nennst ihn Tafft und Atlas
schon? —
So schlugen wir den Ball der Rede hin und her:
Da schallte laut vom Thurm herab der Glocke Ton:
Nur Einer ist, und ausser Ihm nichts mehr,
Und Er allein ist Gott, und keiner sonst als Er!

Verhältniß, Neigung, Liebe, Leidenſchaft, Gewohnheit.

Die Liebe, deren Gewalt die Jugend empfindet, ziemt nicht dem Alten; ſo wie alles was Productivität vorausſetzt. Daß dieſe ſich mit den Jahren erhält, iſt ein ſeltner Fall.

Alle Ganz- und Halbpoeten machen uns mit der Liebe dergeſtalt bekannt, daß ſie müßte trivial geworden ſeyn, wenn ſie ſich nicht naturgemäß in voller Kraft und Glanz immer wieder erneute.

Der Menſch, abgeſehen von der Herrſchaft, in welcher die Paſſion ihn feſſelt, iſt noch von manchen nothwendigen Verhältniſſen gebunden. Wer dieſe nicht kennt oder in Liebe umwandeln will, der muß unglücklich werden.

Alle Liebe bezieht ſich auf Gegenwart; was mir in der Gegenwart angenehm iſt, ſich abweſend mir immer darſtellt, den Wunſch des erneuerten Gegenwärtigſeyns immerfort erregt, bey Erfüllung dieſes Wunſches von einem lebhaften Entzücken, bey Fortſetzung dieſes Glücks von einer immer gleichen Anmuth begleitet wird, das eigentlich lieben wir, und hieraus folgt, daß wir alles lieben können was zu unſerer Gegenwart gelangen kann; ja, um das Letzte auszuſprechen: Die Liebe des Göttlichen ſtrebt immer darnach ſich das Höchſte zu vergegenwärtigen.

Ganz nahe daran ſteht die Neigung, aus der nicht ſelten Liebe ſich entwickelt. Sie bezieht ſich auf ein reines Verhältniß, das in Allem der Liebe gleicht, nur nicht in der nothwendigen Forderung einer fortgeſetzten Gegenwart.

Dieſe Neigung kann nach vielen Seiten gerichtet ſeyn, ſich auf manche Perſonen und Gegenſtände beziehen, und ſie iſt es eigentlich,

die den Menſchen wenn er ſie ſich zu erhalten weiß, in einer ſchönen Folge glücklich macht. Es iſt einer eignen Betrachtung werth, daß die Gewohnheit ſich vollkommen an die Stelle der Liebesleidenſchaft ſetzen kann, ſie fordert nicht ſo wohl eine anmuthige als bequeme Gegenwart, alsdann aber iſt ſie unüberwindlich. Es gehört viel dazu, ein gewohntes Verhältniß aufzuheben, es beſteht gegen alles Widerwärtige; Mißvergnügen, Unwillen, Zorn vermögen nichts gegen daſſelbe, ja ſie überdauert die Verachtung, den Haß. Ich weiß nicht, ob es einem Romanſchreiber geglückt iſt, dergleichen vollkommen darzuſtellen, auch müßte er es nur beyläufig, epiſodiſch unternehmen; denn er würde immer, bey einer genauen Entwickelung, mit manchen Unwahrſcheinlichkeiten zu kämpfen haben.

Aus dem Franzöſiſchen des Globe.

Mythologie, Hexerey, Feerey, was iſt denn für ein Unterſchied zwiſchen dieſen drey Worten? Stellen ſie nicht dieſelbe Sache, nur unter verſchiedenen Geſtalten vor? und warum ſollte man die eine verwerfen, wenn man die andere gelten läßt? In ihrer Kindheit haben alle Völker das Wunderbare geliebt und in reiferen Jahren bedienten ſie ſich noch immer gern dieſes Mittels zu rühren und zu gefallen, ob ſie gleich lange nicht mehr daran glaubten. So haben die Griechen ihre Hölle gehabt, ihren Olymp, ihre Eumeniden und die Verwandlungen ihrer Götter; die Orientalen hatten ihre Genien und Talismanne; die Deutſchen ihre Bezauberungen und Hexenmeiſter. Hat nun Frankreich, weniger als die andern Völ-

ker mit originalen Volksüberlieferungen verſehn, durch zahlreiches Borgen und Aneignen die Allgemeinheit dieſes Bedürfniſſes anerkannt und dieſen empfundenen Mangel durch blaue Mährchen zu erſetzen getrachtet, die ganz gerüſtet aus dem Gehirn ihrer Autoren hervortraten; iſt man dadurch berechtigt diejenigen zu verachten, welche, reich an eignem Vermögen, damit zu wuchern beſchäftigt ſind? Und Magie gegen Magie, ſo ſcheint uns, daß Fictionen, gegründet auf alten nationalen Aberglauben, wohl ſolcher Mährchen werth ſind, welche nur zur Unterhaltung von Kindern und Ammen geſchaffen waren. Aber Dame Schlendriane entſcheidet ganz anders. Einer wird die drey verwünſchten Kugeln mit dem Gewicht ſeiner Verachtung niederdrücken, für den die Siebenmeilenſtiefeln des kleinen Däumerlings nichts Anſtößiges haben. Und ich wiederhole: Dieſe Hexerey, die man bey uns ſo lächerlich finden will, was iſt ſie denn, als die Mythologie des Mittelalters; und im

Grunde, hat man denn Urſache, die eine mehr als die andere lächerlich zu finden?

Aber, wendet man ein, an Mythologie ſind wir gewöhnt und Zauberey iſt uns faſt unbekannt. Sey es, und es wäre nichts darauf zu antworten, wenn Gewöhnung die einzige Regel unſrer Urtheile seyn dürfte. Freylich war es alſo, als die Nationen bey ſich, ſo zu ſagen, eingepfercht waren; da ließe ſich begreifen: alles was ein Volk damals von ſeinen Begriffen, ſeinem Glauben entfernte, mußte regellos erſcheinen. Ein jedes hatte nur Ein Wahres, Ein Gutes, Ein Schönes, das ihm eigen gehörte; und die unbedeutendſten Dinge, einmal unter dieſe Rubriken geordnet, betrachteten ſie als unwandelbar entſchieden. Freylich war dieſes die natürliche Folge jenes Zuſtandes und Niemanden fiel ein, ſich deßhalb zu beſchweren; aber heut zu Tage, wo durch eine freywillig einſtimmende Bewegung die Völker alle Hinderniſſe beſeitigen und ſich wechſelsweiſe zu nähern ſuchen; heut zu Tage,

wo die Nationen geneigt ſind, eine durch die andere ſich beſtimmen zu laſſen, eine Art von Gemeinde von gleichen Intereſſen, gleichen Gewohnheiten, ja ſogar gleichen Literaturen unter ſich zu bilden: da müſſen ſie, anſtatt ewige Spöttereyen untereinander zu wechſeln, ſich einander aus einem höhern Geſichtspuncte anſehen und deßhalb aus dem kleinen Kreis, in welchem ſie ſich ſo lange herumdrehten, herauszuſchreiten den Entſchluß faſſen.

Es giebt Engländer, die nur auf's feſte Land kommen, um alles zu tadeln, was nicht buchſtäblich wie bey ihnen geſchieht. Kaum begreifen ſie, daß nicht auch die ganze Welt vollkommen denkt wie ſie. Am Freytage ſich mit Faſtenſpeiſen begnügen, ſcheint ihnen widerwärtiger Aberglaube; am Sonntage zu tanzen ein abſcheulich Scandal. Sie ſtolziren über ihre Boxkünſte und entrüſten ſich von Stiergefechten zu hören. Ohne Gabeln engliſcher Façon ſchmeckte kein Gericht ihrer Zunge, ihrem Gaumen kein Trank aus an=

dern Caravinen, als ſie in London gewohnt ſind. — Iſt das nicht, meine Freunde, völlig die Geſchichte der Claſſiker?

Dieſe Betrachtungen möchten vielleicht zu ernſthaft ſcheinen für den Gegenſtand worauf ſie ſich beziehen, und gewiß, wenn nur von Opern, wie der Freyſchütz die Rede wäre, ſo hätten wir dergleichen lange Entwickelungen nicht unternommen; aber das Vorurtheil, das wir beſtreiten, umfaßt viel bedeutendere Werke und ein Erzeugniß des menſchlichen Geiſtes, wie Goethe's Fauſt, kann ihm nicht entgehen. Giebt es nicht viele Menſchen, welche bey dem Gedanken: eines Bündniſſes mit dem Teufel, gefühllos werden für die Schönheiten dieſer erhabenen Production. Sie begreifen nicht, wie man über eine ſolche Unwahrſcheinlichkeit hinauskommen könne. Und doch ſind es dieſelbigen, welche ſeit ihrer Jugend den Agamemnon ſeine Tochter opfern geſehen, um Fahrwind zu erlangen; auch Medeen, wie ſie auf geflügeltem Wagen nach den allerſchreck-

lichſten Beſchwörungen davonfliegt. Glauben ſie denn mehr an das Eine als an das Andere? oder könnte die Gewöhnung, dieſe zweyte Natur der Gemeinheit, völlig über ihre Vernunft ſiegen? Und ſo würde denn das Mädchen von Orleans, begeiſtert, wirklich oder im Wahn, von jener Seite ein verächtliches Lächeln hervorrufen, und, indeſſen ſie Caſſandra's ahnungsvollen Prophezeyungen aufmerkſam zuhörten, würde die Jungfrau, die Retterin von Frankreich, ſie empören, wenn man ſie mit den Farben darſtellte, womit die gleichzeitige Geſchichte ſie geſchmückt hat.

Glücklicherweiſe jedoch werden dieſe Geſinnungen nicht durchgehen; und, wie bequem es auch ſeyn mag, dem betretenen Pfade zu folgen, ohne rechts und links zu ſehen, ſo finden wir uns doch in einem Jahrhundert, wo der Blick umſichtig und klar genug werden muß, um über die Gränze zu dringen, welche von der Gewöhnung gezogen worden. Ja, dann werden wir des Guten uns bemächtigen,

wo wir es finden und unter welcher Geſtalt es ſich darſtellt.

Bemerkung des Ueberſetzers.

Wenn uns Deutſche in jedem Fall intereſſiren muß, zu ſehen wie ein geiſtreicher Franzos gelegentlich in unſere Literatur hineinblickt, ſo dürfen wir doch nicht allzuſtolz werden über das Lob, was man uns dorther von Zeit zu Zeit ertheilen mag. Die Freyheit, ja Unbändigkeit unſerer Literatur iſt jenen lebhaft thätigen Männern eben willkommen, welche gegen den Claſſicismus noch im Streit liegen, da wir uns ſchon ſo ziemlich in dem Stande der Ausgleichung befinden und meiſtens wiſſen, was wir von allen Dichtarten aller Zeiten und Völker zu halten haben. Bewahren wir die längſt errungenen Vortheile weislich im Auge, ſo dürfen wir uns an der Leidenſchaftlichkeit unſerer Nachbarn, welche mehr fordern und zugeſtehen, als wir ſelbſt,

gar wohl ergötzen, erbauen und unſrer unbe-
ſtrittenen Vorzüge genießen. Laſſen wir uns ferner von den Einzelnheiten in oben genannter Zeitſchrift nicht hinreißen, ſo iſt es höchſt intereſſant, eine Geſellſchaft gebildeter, erfahrner, kluger, geſchmackreicher Männer zu bemerken, denen man nicht in allen Capiteln beyzuſtimmen braucht um von ihren Einſichten Vortheil zu ziehen: wie ſich denn gegen die mitgetheilte Stelle immer noch anführen ließe, daß die griechiſche Mythologie als höchſt geſtaltet, als Verkörperung der tüchtigſten reinſten Menſchheit, mehr empfohlen zu werden verdiene als das häßliche Teufels- und Hexenweſen, das nur in düſtern ängſtlichen Zeitläufen aus verworrener Einbildungskraft ſich entwickeln und in der Hefe menſchlicher Natur ſeine Nahrung finden konnte.

Freylich muß es dem Dichter erlaubt ſeyn, auch aus einem ſolchen Element Stoff zu ſeinen Schöpfungen zu nehmen, welches Recht er ſich auf keine Weiſe wird verkümmern laſ-

ſen. Und ſo haben denn auch jene freyſinnigen Männer, uns zu Vortheil und Vergnügen, ſolchen Talenten die Bahn eröffnet, welche man ſonſt völlig zurückgedrängt, vielleicht vernichtet hätte. Daher fügt ſich denn, daß die Stapferiſche Ueberſetzung meines Fauſt neu abgedruckt und, von lithographirten Blättern begleitet, nächſtens erſcheinen wird. Mit dieſer Arbeit iſt Herr Delacroix beſchäftigt, ein Künſtler dem man ein entſchiedenes Talent nicht abläugnet, deſſen wilde Art jedoch, womit er davon Gebrauch macht, das Ungeſtüm ſeiner Conceptionen, das Getümmel ſeiner Compoſitionen, die Gewaltſamkeit der Stellungen und die Rohheit des Colorits keineswegs billigen will. Deßhalb aber iſt er eben der Mann, ſich in den Fauſt zu verſenken und wahrſcheinlich Bilder hervorzubringen, an die Niemand hätte denken können. Zwey Probedrücke liegen vor uns die auf das Weitere begierig machen. Der eine davon ſtellt die, auf Zauberpferden, in der Nacht

am Hochgericht vorbeyſtürmenden Geſellen dar, wo, bey aller der entſetzlichen Eile, Fauſt's ungeſtüme neugierige Frage und eine ruhig-abweiſende Antwort des Böſen gar wohl ausgedrückt ſind; der andere, wo der in Auerbach's Keller auf den Boden ſtrömende Höllenwein flammend aufſchlägt und eine ſehr charakteriſtiſch bewegte Geſellſchaft von unten mit ängſtlichen Lichtern und Wiederſcheinen ſichtbar macht.

Beyde Blätter ſind zwar bloß flüchtige Skizzen, etwas roh behandelt, aber voll Geiſt, Ausdruck und auf gewaltigen Effect angelegt. Wahrſcheinlich gelingen dem Künſtler die übrigen wilden ahnungsvollen und ſeltſamen Situationen gleichfalls, und wenn er ſich dem Zärtern auf irgend eine Weiſe zu fügen verſteht, ſo haben wir ein wunderſames, in jenes paradoxe Gedicht harmoniſch eingreifendes Kunſtwerk nächſtens zu erwarten.

Homer
noch einmal.

Es giebt unter den Menſchen gar vielerley Widerſtreit, welcher aus den verſchiedenen einander entgegengeſetzten, nicht auszugleichenden Denk- und Sinnesweiſen ſich immer auf's neue entwickelt. Wenn eine Seite nun beſonders hervortritt, ſich der Menge bemächtigt und in dem Grade triumphirt, daß die entgegengeſetzte ſich in die Enge zurückziehen und für den Augenblick im Stillen verbergen muß; ſo nennt man jenes Uebergewicht den Zeitgeiſt, der denn auch eine Zeit lang ſein Weſen treibt.

In den früheren Jahrhunderten läßt ſich bemerken, daß eine ſolche beſondere Weltanſicht und ihre praktiſchen Folgen ſich ſehr lange

erhalten, auch ganze Völker und vieljährige Sitten zu beſtimmen und zu beſtätigen wußte; neuerlich aber ergiebt ſich eine größere Verſatilität dieſer Erſcheinung, und es wird nach und nach möglich, daß zwey Gegenſätze zu gleicher Zeit hervortreten und ſich einander das Gleichgewicht halten können, und wir achten dieß für die wünſchenswertheſte Erſcheinung.

So haben wir z. B. in Beurtheilung alter Schriftſteller uns im Sondern und Trennen kaum auf den höchſten Grad der Meiſterſchaft erhoben, als unmittelbar eine neue Generation auftritt, welche ſich das Vereinen, das Vermitteln zu einer theuren Pflicht machend, uns, nachdem wir den Homer einige Zeit, und zwar nicht ganz mit Willen, als ein Zuſammengefügtes, aus mehreren Elementen Angereihtes vorgeſtellt haben, abermals freundlich nöthigt, ihn als eine herrliche Einheit, und die unter ſeinem Namen überlieferten Gedichte als einem einzigen höheren Dichterſinne ent-

quollene Gottesgeſchöpfe vorzuſtellen. Und dieß geſchieht denn auch im Zeitgeiſte, nicht verabredet noch überliefert, ſondern proprio motu, der ſich mehrfältig unter verſchiedenen Himmelsſtrichen hervorthut.

Die Bacchantinnen des Euripides.

Semele, Tochter des Thebaiſchen Herr= ſchers Cadmus, in Hoffnung dem Viel=Vater Zeus einen Sohn zu bringen ward verderbt und aufgezehrt durch himmliſches Feuer, der Knabe gerettet, im Verborgenen aufgepflegt und erzogen, auch des Olymps und eines gött= lichen Daſeyns gewürdigt. Auf ſeinen Erde= wanderungen und Zügen in die Geheimniſſe des Rheadienſtes bald eingeweiht, ergiebt er ſich ihnen und fördert ſie aller Orten, inge= heim einſchmeichelnde Myſterien, öffentlich ei=

nen grellen Dienſt unter den Völkerſchaften ausbreitend.

Und ſo iſt er im Beginn der Tragödie von lydiſchen enthuſiaſtiſchen Weibern begleitet in Theben angelangt, ſeiner Vaterſtadt, will daſelbſt als Gott anerkannt ſeyn und Göttliches erregen. Sein Großvater Cadmus lebt noch, uralt; er und der Urgreis Tireſias ſind der heiligen Weihe günſtig und ſchließen ſich an. Pentheus aber, auch ein Enkel des Cadmus von Agave, jetzt Oberhaupt von Theben, widerſetzt ſich den Religions-Neuerungen und will ſammt den Thebanern und Thebanerinnen einen göttlichen Urſprung des Bacchus nicht anerkennen. Zwar giebt man zu: er ſey ein Sohn der Semele, dieſe aber, eben deßwegen weil ſie ſich fälſchlich als Geliebte Jupiters angegeben, vom Blitz und Feuerſtrahl getroffen worden.

Pentheus behandelt nun daher die vom Bacchus als Chor eingeführten lydiſchen Frauen auf das ſchmählichſte; dieſer aber weiß

ſich und die Seinigen zu retten und zu rächen, und dagegen Agaven mit ihren Schweſtern und die andern ungläubigen Thebanerinnen zu verwirren, zu verblenden und von begeiſter⸗ter Wuth angefacht nach dem ominoſen Ge⸗birg Kithäron, woſelbſt der verwandte Ak⸗täon umgekommen, hinauszutreiben. Dort halten ſie ſich für Jägerinnen, die nicht allein dem friedlichen Hochwild, ſondern auch Löwen und Panthern nachzujagen berufen ſind. Pen⸗theus aber, auf eine abenteuerliche Weiſe gleichfalls verwirrt, von gleichem Wahnſinn getrieben, folgt ihrer Spur, und wird, ſie belauſchend, von ſeiner Mutter und ihren Ge⸗fährten entdeckt, aufgejagt als Löwe, erſchla⸗gen und zerriſſen.

Das Haupt, vom Körper getrennt, wird nun als würdige Beute auf einen Thyrſus ge⸗ſteckt, den Agave ergreift und damit nach The⸗ben triumphirend hereinzieht. Ihrem Vater Cadmus, der eben des Sohnes Glieder küm⸗merlich aus den Gebirgsſchluchten geſammelt

hereinbringt, begegnet ſie, rühmt ſich ihrer Thaten, zeigt auf das Löwenhaupt das ſie zu tragen wähnt, und verlangt in ihrem Uebermuth ein großes Gaſtmahl angeſtellt; der Vater aber jammervoll beginnt:

CADMUS.

O Schmerzen! gränzenlose, nicht dem Blick zu schaun,
Todtschlag geübt, ein jammervolles Händewerk.
Mag diess den Göttern hochwillkommnes Opfer seyn;
Zum Gastmahl aber rufst du Theben, rufest mich.
O weh des Unheils, dir zuerst und mir sodann:
So hat der Gott uns, zwar gerecht, doch ohne Maass,
Obschon Verwandte zugeführt dem Untergang.

AGAVE.

So düster lustlos wird das Alter jeglichem
Getrübten Auges. Aber möge doch mein Sohn
Jagdglücklich seyn, nach mütterlichem Vorgeschick,
Wenn er thebaisch jungem Volke zugesellt
Auf Thiere strebt. Mit Göttern aber liebt er sich
Allein zu messen. Vater, warnen wir ihn doch!
Mit grübelhaftem Uebel nie befass' er sich.

Wo ist er denn? wer bringt ihn vor mein Auge her?
O ruft ihn, dass er schaue mich Glückselige!

CADMUS.

Weh! weh! erfahrt ihr jemals was ihr da gethan;
Schmerz wird euch schmerzen, grimmig! bleibt ihr aber so
Hinfort in diesem Zustand, welcher euch ergriff,
Wenn auch nicht glücklich, glaubt ihr euch nicht unbeglückt.

AGAVE.

Was aber ist Unrechtes hier, und Kränkendes?

CADMUS.

So wende mir zuerst dein Auge ätherwärts.

AGAVE.

Wohl denn! Warum befiehlst du mir hinaufzuschaun?

CADMUS.

Ist er wie immer, oder siehst du Aenderung?

AGAVE.

Viel glänzender denn sonst, und doppelt leuchtet er.

CADMUS.

So ist ein Aufgeregtes in der Seele dir.

AGAVE.

Ich weiss nicht was du sagen willst, doch wird es mir
Als ein Besinnen, anders aber als es war.

CADMUS.

Vernimmst mich also deutlich und erwiederst klug?

AGAVE.

Vergessen hab' ich, Vater, was zuvor ich sprach.

CADMUS.

In welches Haus denn kamst du bräutlich eingeführt?

AGAVE.

Dem Sohn des Drachenzahns ward ich, dem Echion.

CADMUS.

Und welchen Knaben gabst dem Gatten du daheim?

AGAVE.

Pentheus entsprang aus unser beyden Einigkeit.

CADMUS.

Und wessen Antlitz führst du auf der Schulter hier?

AGAVE.

Des Löwen, wie die Jägerinnen mir gereicht.

CADMUS.

So blicke grad' auf, wenig Mühe kostet es.

AGAVE.

Ach, was erblick' ich? trage was hier in der Hand?

CADMUS.

Betracht' es nur, und lerne deutlich was es ist!

AGAVE.

Das grösste Leiden seh' ich Unglückselige.

CADMUS.

Dem Löwen doch vergleichbar nicht erscheint dir diess?

AGAVE.

Nein, nicht! von Pentheus trag' ich jammmervoll das
Haupt.

CADMUS.

Bejammert lange, früher als du's anerkannt.

AGAVE.

Wer tödtet' ihn? wie kam er doch in meine Faust?

CADMUS.

Unsel'ge Wahrheit! wie erscheinst du nicht zur Zeit.

AGAVE.

Sprich nur, das Herz hat dafür auch noch einen Puls.

CADMUS.

Du, du erschlugst ihn, deine Schwestern würgten mit.

AGAVE.

Wo aber kam er um? zu Hause, drauſsen, wo?

CADMUS.

Von seinen Hunden wo Aktaeon ward zerfleiſcht.

AGAVE.

Wie zum Kithaeron aber kam der Unglücksmann?

CADMUS.

Dem Gott zum Trotze, deiner auch, der Schwärmen-
den.

AGAVE.

Wir aber dort gelangten an ihn welcher Art?

CADMUS.

Ihr ras'tet, ras'te bacchiſch doch die ganze Stadt.

AGAVE.

Dionysos, er verdarb uns, dieſs begreif' ich nun.

CADMUS.

Den ihr verachtet, nicht als Gott ihn anerkannt.

AGAVE.

Allein der theure Leib des Sohnes, Vater, wo?

Euripides' Phaethon.

[Zu Kunſt und Alterthum IV. 2. S. 26.]

Wo einmal ein Lebenspunct aufgegangen iſt, fügt ſich manches Lebendige daran. Dieß bemerken wir bey jener verſuchten Reſtauration des Euripidiſchen Phaethon, worüber wir uns auf Anregung eines kenntnißreichen Mannes folgendermaßen vernehmen laſſen, indem wir die Freunde bitten die fragliche Stelle gefällig vorher nachzuſehen.

Als am Ende des vorletzten Acts, um nach unſerer Theaterſprache zu reden, Phaethon von ſeinem göttlichen Vater die Führung des Sonnenwagens erbeten und ertrotzt, folgt ihm unſere Einbildungskraft auf ſeiner gefährlichen Bahn und zwar, wenn wir das Unternehmen recht in's Auge faſſen, mit Furcht und Entſetzen. In des irdiſchen Vaters Hauſe

jedoch gehen die Hochzeitsanſtalten immer fort, ſchon hören wir in der Nähe feyerliche Hymnen erſchallen, wir erwarten das Auftreten des Chors. Nun erfolgt ein Donnerſchlag, der Sturz des Unglückſeligen aus der Höhe geſchieht außerhalb des Theaters, und in Gefolg oben angeführter Reſtauration wagte man ſchon folgende Vermuthung. „Wir denken uns das Phänomen als wenn mit Donnergepolter ein Meteorſtein bey heiterm Himmel herabſtürzte, in die Erde ſchlüge und ſodann alles wieder vorbey wäre: denn ſo bald Klymene den todten Sohn verſteckt hat, ja ſogar inzwiſchen, fährt der Chor in ſeinem Feſtgeſange fort.“

Nun finden wir bey Diogenes Laertius, in dem Leben des Anaxagoras, einige hierher gehörige Stellen. Von dieſem Philoſophen wird gemeldet: „Er habe behauptet die Sonne ſey eine durchglühte Metallmaſſe, μύδρος διάπυρος“ wahrſcheinlich wie der aufmerkende und folgernde Philoſoph ſie aus der Oeſſe

halbgeſchmolzen unter den ſchweren Hämmern geſehen. Bald darauf heißt es, daß er auch den Fall des Steins bey Aigos Potamoi vorausgeſagt und zwar werde derſelbe aus der Sonne herunter fallen. Daher habe auch Euripides, der ſein Schüler geweſen, die Sonne, in der Tragödie Phaethon, einen Goldklumpen genannt: χρυσέαν βῶλον.

Ob uns nun ſchon die Stelle des Tragikers nicht vollſtändig übrig geblieben, ſo können wir doch, indem dieſer Ausdruck ſogleich auf die Erwähnung des gefallenen Steins folgt, ſchließen und behaupten, daß nicht ſowohl von der Sonne, ſondern von dem aus ihr herabſtürzenden brennenden Jüngling die Rede ſey.

Man überzeuge ſich, daß Phaethon, den Sonnenwagen lenkend, für kurze Zeit als ein anderer Helios, identiſch mit der Sonne gedacht werden müſſe; daß ferner Zeus in der Tragödie die unſelige Abirrung unmittelbar merkend, großes Unheil, wie es Ovid und

Nonnus ausgemalt, zu verhüten, zugleich aber einen enggehaltenen lakoniſchen Hergang der Tragödie zu begünſtigen, mit dem Blitz alſobald drein geſchlagen. In der Verflechtung eines ſolchen Augenblicks iſt es gleichlautend ob die Sonne ſelbſt, oder, ſich abſondernd von ihr ein feuriger Metallklumpen, oder der wagehalſige Führer als entzündetes Meteor herunterſtürze. Höchſt willkommen muß dem hochgebildeten Dichter dieſes Zweydeutige geweſen ſeyn um ſeine Naturweisheit hier eingreifen zu laſſen. Dieſes Ereigniß war von großem theatraliſchen Effect und doch nicht abweichend von dem wie es in der Welt herzugehen pflegt: denn wir würden uns noch heutiges Tags von einem einzelnen Donnerſchlag nicht irre machen laſſen, wenn er ſich bey irgend einer Feyer vernehmen ließe.

Daher können wir die Art nicht billigen wie das Fragment von Markland (Beck's Ausgabe des Eurip. Thl. II. S. 462) erklärt wird, indem er es für eine Variante von χρυσέᾳ βάλ-

λει φλογί hielt und darüber von Porſon zu Eurip. Oreſt 971. belobt wurde. Dieß kann durchaus der Fall nicht ſeyn, weil ſich Diogenes ausdrücklich auf den gleichen Ausdruck des Anaxagoras beruft. Vergleichen wir nun dazu Plin. Histor. Nat. II. 58: celebrant Graeci Anaxagoram — praedixisse quibus diebus saxum casurum esset de sole. — Quod si quis praedictum credat, simul fateatur necesse est, majoris miraculi divinitatem Anaxagorae fuisse, solvique rerum naturae intellectum et confundi omnia, si aut ipse sol lapis esse aut unquam lapidem in eo fuisse credatur: decidere tamen crebro non erit dubium.

Ariſtoteles in dem erſten Buche über Meteoriſches und zwar deſſen achten Capitel, ſpricht bey Gelegenheit der Milchſtraße und deren Urſprung und Verhältniß folgendes aus: es hätten einige der Pythagoreer ſie den Weg genannt, die Bahn ſolcher Geſtirne dergleichen bey dem Untergang Phaethons niedergefallen ſey.

Hieraus ergiebt ſich denn, daß die Alten das Niedergehen der Meteorſteine durchaus mit dem Sturze Phaethons in Verknüpfung gedacht haben.

Nachleſe
zu Ariſtoteles' Poetik.

Ein jeder der ſich einigermaßen um die Theorie der Dichtkunſt überhaupt, beſonders aber der Tragödie bekümmert hat, wird ſich einer Stelle des Ariſtoteles erinnern, welche den Auslegern viel Noth machte, ohne daß ſie ſich über ihre Bedeutung völlig hätten verſtändigen können. In der nähern Bezeichnung der Tragödie nämlich ſcheint der große Mann von ihr zu verlangen, daß ſie durch Darſtellung Mitleid und Furcht erregender Handlungen und Ereigniſſe von den genannten Lei-

denſchaften das Gemüth des Zuſchauers reini⸗gen ſolle.

Meine Gedanken und Ueberzeugung von gedachter Stelle glaube ich aber am beſten durch eine Ueberſetzung derſelben mittheilen zu können.

„Die Tragödie iſt die Nachahmung einer bedeutenden und abgeſchloſſenen Handlung, die eine gewiſſe Ausdehnung hat und in anmu⸗thiger Sprache vorgetragen wird, und zwar von abgeſonderten Geſtalten deren jede ihre eigne Rolle ſpielt, und nicht erzählungsweiſe von einem Einzelnen; nach einem Verlauf aber von Mitleid und Furcht mit Ausgleichung ſolcher Leidenſchaften ihr Geſchäft abſchließt.“

Durch vorſtehende Ueberſetzung glaube ich nun die bisher dunkel geachtete Stelle in's Kla⸗re geſetzt zu ſehen und füge nur folgendes hinzu: wie konnte Ariſtoteles in ſeiner, jederzeit auf den Gegenſtand hinweiſenden Art, indem er ganz eigentlich von der Conſtruction des Trau⸗erſpiels redet, an die Wirkung, und was mehr

iſt, an die entfernte Wirkung denken, welche eine Tragödie auf den Zuſchauer vielleicht machen würde? Keineswegs! er ſpricht ganz klar und richtig aus: Wenn ſie durch einen Verlauf von Mitleid und Furcht erregenden Mitteln durchgegangen, ſo müſſe ſie mit Ausgleichung, mit Verſöhnung ſolcher Leidenſchaften zuletzt auf dem Theater ihre Arbeit abſchließen.

Er verſteht unter Katharſis, dieſe ausſöhnende Abrundung, welche eigentlich von allem Drama, ja ſogar von allen poetiſchen Werken gefordert wird.

In der Tragödie geſchieht ſie durch eine Art Menſchenopfer, es mag nun wirklich vollbracht oder, unter Einwirkung einer günſtigen Gottheit, durch ein Surrogat gelöſt werden, wie im Falle Abrahams und Agamemnons, genug, eine Söhnung, eine Löſung iſt zum Abſchluß unerläßlich, wenn die Tragödie ein vollkommenes Dichtwerk ſeyn ſoll. Dieſe Löſung aber, durch einen günſtigen, gewünſchten Ausgang bewirkt, nähert ſich ſchon der

Mittelgattung, wie die Rückkehr der Alceſte; dagegen im Luſtſpiel gewöhnlich zu Entwirrung aller Verlegenheiten, welche ganz eigentlich das Geringere von Furcht und Hoffnung ſind, die Heyrath eintritt, die, wenn ſie auch das Leben nicht abſchließt, doch darin einen bedeutenden und bedenklichen Abſchnitt macht. Niemand will ſterben, Jedermann heyrathen, und darin liegt der halb ſcherz= halb ernſthafte Unterſchied zwiſchen Trauer= und Luſtſpiel israelitiſcher Aeſthetik.

Ferner bemerken wir, daß die Griechen ihre Trilogie zu ſolchem Zwecke benutzt: denn es giebt wohl keine höhere Katharſis als der Oedipus von Kolonus, wo ein halbſchuldiger Verbrecher, ein Mann, der durch dämoniſche Conſtitution, durch eine düſtere Heftigkeit ſeines Daſeyns, gerade bey der Großheit ſeines Charakters, durch immerfort übereilte Thatausübung, den ewig unerforſchlichen, unbegreiflich=folgerechten Gewalten in die Hände rennt, ſich ſelbſt und die Seinigen in das tiefſte, un=

herſtellbarſte Elend ſtürzt, und doch zuletzt noch ausſöhnend ausgeſöhnt und zum Verwandten der Götter, als ſegnender Schutzgeiſt eines Landes eines eignen Opferdienſtes werth, erhoben wird.

Hierauf gründet ſich nun auch die Maxime des großen Meiſters, daß man den Helden der Tragödie weder ganz ſchuldig, noch ganz ſchuldfrey darſtellen müſſe. Im erſten Falle wäre die Katharſis bloß ſtoffartig und der ermordete Böſewicht z. B. ſchiene nur der ganz gemeinen Juſtiz entgangen; im zweyten Falle iſt ſie nicht möglich; denn dem Schickſal oder dem menſchlich Einwirkenden fiele die Schuld einer allzuſchweren Ungerechtigkeit zur Laſt.

Uebrigens mag ich bey dieſem Anlaß, wie bey jedem andern, mich nicht gern polemiſch benehmen; anzuführen habe ich jedoch wie man ſich mit Auslegung dieſer Stelle bisher beholfen. Ariſtoteles nämlich hatte in der Politik ausgeſprochen: daß die Muſik zu ſittlichen Zwecken bey der Erziehung benutzt wer-

den könnte, indem ja durch heilige Melodien die in den Orgien erſt aufgeregten Gemüther wieder beſänftigt würden und alſo auch wohl andere Leidenſchaften dadurch könnten in's Gleichgewicht gebracht werden. Daß hier von einem analogen Fall die Rede ſey, läugnen wir nicht, allein er iſt nicht identiſch. Die Wirkungen der Muſik ſind ſtoffartiger, wie ſolches Händel in ſeinem Alexandersfeſt durchgeführt hat, und wie wir auf jedem Ball ſehen können, wo ein, nach ſittig-galanter Polonaiſe aufgeſpielter Walzer die ſämmtliche Jugend zu bacchiſchem Wahnſinn hinreißt.

Die Muſik aber, ſo wenig als irgend eine Kunſt, vermag auf Moralität zu wirken, und immer iſt es falſch, wenn man ſolche Leiſtungen von ihnen verlangt. Philoſophie und Religion vermögen dieß allein; Pietät und Pflicht müſſen aufgeregt werden, und ſolche Erweckungen werden die Künſte nur zufällig veranlaſſen. Was ſie aber vermögen und wirken, das iſt eine Milderung roher Sit-

ten, welche aber gar bald in Weichlichkeit ausartet.

Wer nun auf dem Wege einer wahrhaft ſittlichen inneren Ausbildung fortſchreitet, wird empfinden und geſtehen, daß Tragödien und tragiſche Romane den Geiſt keineswegs beſchwichtigen, ſondern das Gemüth und das was wir das Herz nennen in Unruhe verſetzen und einem vagen unbeſtimmten Zuſtande entgegenführen; dieſen liebt die Jugend, und iſt daher für ſolche Productionen leidenſchaftlich eingenommen.

Wir kehren zu unſerm Anfang zurück und wiederholen: Ariſtoteles ſpricht von der Conſtruction der Tragödie, inſofern der Dichter ſie als Object aufſtellend, etwas würdig Anziehendes, Schau- und Hörbares abgeſchloſſen hervorzubringen denkt.

Hat nun der Dichter an ſeiner Stelle ſeine Pflicht erfüllt, einen Knoten bedeutend geknüpft und würdig gelöſt; ſo wird dann daſſelbe in dem Geiſte des Zuſchauers vorgehen;

die Verwicklung wird ihn verwirren, die Auflöſung aufklären, er aber um nichts gebeſſert nach Hauſe gehen: er würde vielmehr, wenn er aſcetiſch aufmerkſam genug wäre, ſich über ſich ſelbſt verwundern, daß er eben ſo leichtſinnig als hartnäckig, eben ſo heftig als ſchwach, eben ſo liebevoll als lieblos ſich wieder in ſeiner Wohnung findet wie er hinausgegangen. Und ſo glauben wir alles was dieſen Punct betrifft geſagt zu haben, wenn ſich ſchon dieſes Thema durch weitere Ausführung noch mehr in's Klare ſetzen ließe.

Lorenz Sterne.

Es begegnet uns gewöhnlich bey raſchem Vorſchreiten der litterariſchen ſowohl als humanen Bildung, daß wir vergeſſen, wem wir die erſten Anregungen, die anfänglichen

Einwirkungen ſchuldig geworden. Was da iſt und vorgeht, glauben wir müſſe ſo ſeyn und geſchehen; aber gerade deßhalb gerathen wir auf Irrwege, weil wir diejenigen aus dem Auge verlieren, die uns auf den rechten Weg geleitet haben. In dieſem Sinne mach' ich aufmerkſam auf einen Mann, der die große Epoche reinerer Menſchenkenntniß, edler Duldung, zarter Liebe in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zuerſt angeregt und verbreitet hat.

An dieſen Mann, dem ich ſo viel verdanke, werd' ich oft erinnert; auch fällt er mir ein wenn von Irrthümern und Wahrheiten die Rede iſt, die unter den Menſchen hin und wieder ſchwanken. Ein drittes Wort kann man im zarteren Sinne hinzufügen, nämlich Eigenheiten. Denn es giebt gewiſſe Phänomene der Menſchheit, die man mit dieſer Benennung am beſten ausdrückt; ſie ſind irrthümlich nach außen, wahrhaft nach innen und, recht betrachtet, pſychologiſch höchſt wich-

tig. Sie ſind das was das Individuum conſtituirt, das Allgemeine wird dadurch ſpecificirt und in dem Allerwunderlichſten blickt immer noch etwas Verſtand, Vernunft und Wohlwollen hindurch, das uns anzieht und feſſelt.

Gar anmuthig hat in dieſem Sinne Yorik Sterne, das Menſchliche im Menſchen auf das zarteſte entdeckend, dieſe Eigenheiten, in ſofern ſie ſich thätig äußern, ruling passion genannt. Denn fürwahr ſie ſind es die den Menſchen nach einer gewiſſen Seite hintreiben, in einem folgerechten Gleiſe weiterſchieben und ohne daß es Nachdenken, Ueberzeugung, Vorſatz oder Willenskraft bedürfte, immerfort in Leben und Bewegung erhalten. Wie nahe die Gewohnheit hiemit verſchwiſtert ſey, fällt ſogleich in die Augen: denn ſie begünſtigt ja die Bequemlichkeit in welcher unſere Eigenheiten ungeſtört hinzuſchlendern belieben.

Oeuvres dramatiques de Goethe traduites de l' Allemand.

(Fortſetzung)

Eine Reiſe nach Italien konnte kein gleichgültiges Ereigniß in dem Leben des Dichters bleiben. Aus einer Atmoſphäre, die ſchwer und trüb gewiſſermaßen auf ihm laſtete, wie ſie einen kleinen deutſchen Zirkel umwölken mag, unter den glücklichen Himmel von Rom, Neapel, Palermo verſetzt, empfand er die ganze poetiſche Energie ſeiner erſten Jahre. Den Stürmen entronnen, die ſeine Seele verwirrten, entwichen dem Kreis der ſie zu verengen ſtrebte, fühlte er ſich zum erſtenmal im Beſitz aller ſeiner Kräfte und hatte ſeitdem an Ausdehnung und Heiterkeit nichts mehr zu gewinnen. Von dem Augenblicke an

iſt er nicht bloß entwerfend, und, wollte man auch ſeine Conceptionen nicht alle in gleichem Grade glücklich nennen, ſo wird doch die Ausführung, wonach man vielleicht in der Poeſie wie in der Malerey den Künſtler am ſicherſten mißt, ſtets für vollkommen zu halten ſeyn.

Nach dem Bekenntniß aller Deutſchen findet ſich dieſes Verdienſt im höchſten Grade in zwey Stücken, welche ſich unmittelbar auf dieſe Epoche ſeiner Laufbahn beziehen, in Taſſo nämlich und Iphigenien. Dieſe beyden Stücke ſind das Reſultat einer Vereinigung des Gefühls der äußern Schönheit, wie man ſie in der mittägigen Natur und den Denkmalen des Alterthums findet, von einer Seite, und von der andern des Zarteſten und Allerfeinſten was in dem Geiſte des deutſchen Dichters ſich entwickeln mochte. So wird im Taſſo ein geiſtreicher Dialog angewendet, in Schattirungen, wie Plato und Euripides pflegen, eine Reihe von Ideen und Gefühlen auszudrücken, die vielleicht unſerm Dichter allein

angehören. Die Charaktere der Perſonen, ih-
re ideelle Beziehung, der Typus den eine
jede darſtellt, man fühlt daß er dieß nicht al-
lein in der Geſchichte von Ferrara gefunden
hat; man erkennt die Erinnerungen die er von
Hauſe mitbrachte, um ſie in den poetiſchen
Zeiten des Mittelalters und unter dem ſanften
Himmel von Italien zu verſchönern. Mir
ſcheint die Rolle des Taſſo gänzlich beſtimmt
zu einer bewundernswürdigen Nachbildung der
Verwirrungen einer Einbildungskraft, die, ſich
ſelbſt zum Raube gegeben, an einem Worte
ſich entflammt, entmuthigt, verzweifelt, an
einer Erinnerung feſthält, ſich für einen Traum
entzückt, eine Begebenheit aus jeder Aufre-
gung macht, eine Marter aus jeder Unruhe;
genug, welche leidet, genießt, lebt in einer
fremden unwirklichen Welt, die aber auch ihre
Stürme hat, ihre Freuden und Traurigkei-
ten. Eben ſo zeigt ſich Jean Jacques in ſei-
nen Reverieen, und ſo hatte der Dichter ſich
lange gefunden, und mir ſcheint, er ſelbſt

ſpricht aus dem Munde des Taſſo, und durch dieſe harmoniſche Poeſie hört man den Werther durch.

Iphigenie iſt die Schweſter des Taſſo; dieſe beyden haben eine Familienähnlichkeit, die ſich leicht erklärt, wenn man weiß, daß ſie beyde zu gleicher Zeit geſchrieben ſind und zwar unter dem Einfluß des Italiäniſchen Himmels. Da er aber in Iphigenien, ſtatt der Stürme eines kleinen Hofes, die majeſtätiſchen Erinnerungen der Familie des Tantalus zu ſchildern hatte, und, anſtatt der Qualen des Wahnſinns der Einbildungskraft, das Schickſal und die Furien, hat er ſich zu einer größern poetiſchen Höhe erhoben. In dieſem Werk, welches die Deutſchen und der Autor ſelbſt für das vollendetſte ſeiner dramatiſchen Compoſitionen halten, verhüllen ſich ohne Widerrede die Gefühle einer völlig chriſtlichen Zartheit und einer ganz modernen Fortbildung unter Formen, dem Alterthum entnommen; aber es wäre un-

Bayerische Staatsbibliothek München

möglich dieſe verſchiedenen Elemente harmoniſcher zu verbinden. Es ſind nicht nur die äußern Formen der griechiſchen Tragödie mit Kunſt nachgeahmt, der Geiſt der antiken Bildkunſt, in durchaus gleichem Leben, beſeelt und begleitet mit ruhiger Schönheit die Vorſtellungen des Dichters. Dieſe Conceptionen gehören ihm und nicht dem Sophokles, das bekenne ich; aber ich könnte ihn nicht ernſthaft darüber tadeln, daß er ſich treu geblieben. Und was haben denn Fenelon und Racine gethan? Wohl iſt der Charakter des Alterthums in ihren Werken genugſam eingedruckt, aber hat auch der eine dort die Eiferſucht der Phädra gefunden, der andere die evangeliſche Moral, welche durch den ganzen Telemach durchgeht? Unſer Dichter nun hat wie ſie gehandelt, es war keineswegs in ſeiner Art, ſich völlig in der Nachahmung eines Modells zu vergeſſen; er hat von der antiken Muſe ſich eindringliche Accente zugeeignet, aber um den Grundſinn ſeiner Geſänge ihm einzuflößen waren zwey

lebendige Muſen unentbehrlich: ſeine Seele und ſeine Zeit.

Egmont ſcheint mir der Gipfel der theatraliſchen Laufbahn unſers Dichters; es iſt nicht mehr das hiſtoriſche Drama wie Götz, es iſt nicht mehr die antike Tragödie wie Iphigenie, es iſt die wahrhaft neuere Tragödie, ein Gemälde der Lebensſcenen das mit der Wahrheit des erſtern, das Einfach-grandioſe der zweyten verbindet. In dieſem Werke, geſchrieben in der Kraft der Jahre und der Fülle des Talents, hat er vielleicht mehr als irgendwo das Ideal des menſchlichen Lebens dargeſtellt, wie ihm ſolches aufzufaſſen gefallen hat. Egmont, glücklich, heiter, verliebt ohne entſchiedene Leidenſchaft, der Süßigkeit des Daſeyns edel genießend, mit Lebensluſt dem Tode entgegengehend: dieß iſt Egmont, der Held des Dichters.

Nun giebt es aber ein Werk unſres Dichters, nicht nur keinem ſonſt vorhandenen vergleichbar ſondern auch abgeſondert von ſeinen

eigenen zu betrachten. Es iſt der Fauſt, die ſeltſame tiefe Schöpfung, das wunderliche Drama, in welchem die Weſen jedes Ranges vortreten: vom Gott des Himmels bis zu den Geiſtern der Finſterniß, von dem Menſchen bis zum Thiere und tiefer bis zu jenen ungeſtalteten Geſchöpfen, welche, wie Shakeſpears Caliban, nur der Einbildungskraft des Dichters ihr ſcheusliches Daſeyn verdanken konnten. Ueber dieſes ſonderbare Werk wäre gar ſehr viel zu ſagen; man findet der Reihe nach Muſterſtücke jeder Schreibart: von dem derbſten Poſſenſpiel bis zur erhabenſten lyriſchen Dichtung; man findet die Schilderungen aller menſchlichen Gefühle, von den widerwärtigſten bis zu den zärtlichſten, von den düſterſten bis zu den allerſüßeſten. Indem ich mich aber von dem hiſtoriſchen Standpunct, auf welchen ich mich beſchränke, nicht entfernen darf und nur die Perſon des Dichters in ſeinen Werken ſuchen mag; ſo begnüge ich mich, den Fauſt als den vollkommenſten Ausdruck anzuſehen, welchen

der Dichter von ſich ſelbſt gegeben hat. Ja, dieſer Fauſt, den er in ſeiner Jugend erfaßte, im reifen Alter vollbrachte, deſſen Vorſtellung er mit ſich durch alle die Aufregungen ſeines Lebens trug, wie Camoens ſein Gedicht durch die Wogen mit ſich führte: dieſer Fauſt enthält ihn ganz. Die Leidenſchaft des Wiſſens und die Marter des Zweifels, hatten ſie nicht ſeine jungen Jahre geängſtigt? Woher kam ihm der Gedanke, ſich in ein übernatürliches Reich zu flüchten, an unſichtbare Mächte ſich zu berufen, die ihn eine Zeit lang in die Träume der Illuminaten ſtürzten und die ihn ſogar eine Religion erfinden machten. Dieſe Ironie des Mephiſtopheles, der mit der Schwäche und den Begierden des Menſchen ein ſo frevles Spiel treibt, iſt dieß nicht die verachtende, ſpottende Seite des Dichtergeiſtes, ein Hang zum Verdrießlichſeyn, der ſich bis in die früheſten Jahre ſeines Lebens aufſpüren läßt, ein herber Sauerteig für immer in eine ſtarke Seele durch frühzeitigen Ueberdruß ge-

worfen. Die Perſon des Fauſt beſonders, des Mannes, deſſen brennendes unermüdetes Herz weder des Glücks ermangeln noch ſolches genießen kann, der ſich unbedingt hingiebt und ſich mit Mistrauen beobachtet, der Enthuſiasmus der Leidenſchaft und die Muthloſigkeit der Verzweiflung verbindet, iſt dieß nicht eine beredte Offenbarung des geheimſten und erregteſten Theiles der Seele des Dichters. Und nun, das Bild ſeines innern Lebens zu vollenden, hat er die allerliebſte Figur Margarethens hinzugeſtellt, ein erhöhtes Andenken eines jungen Mädchens, von der er mit vierzehn Jahren geliebt zu ſeyn glaubte, deren Bild ihn immer umſchwebte und jeder ſeiner Heldinnen einige Züge mitgetheilt hat. Dieß himmliſche Hingeben eines naiven, frommen und zärtlichen Herzens contraſtirt bewundernswürdig mit der ſinnlichen und düſtern Aufſpannung des Liebhabers, den in der Mitte ſeiner Liebesträume die Phantome ſeiner Einbildungskraft und der Ueberdruß ſeiner Gedan-

ken verfolgen, mit dieſen Leiden einer Seele, die zerknirſcht aber nicht ausgelöſcht wird, die gepeinigt iſt von dem unbezwinglichen Bedürfniß des Glücks und dem bittern Gefühl, wie ſchwer es ſey es zu empfangen und zu verleihen. Da der Dichter niemals etwas ſchrieb, ohne daß man gewiſſermaßen den Anlaß dazu in irgend einem Capitel ſeines Lebens finden könnte, ſo treffen wir überall auf Spuren der Einwirkung gleichzeitiger Begebenheiten, oder auch Erinnerungen derſelben. Zu Palermo ergreift ihn das geheimnißvolle Schickſal des Caglioſtro, und ſeine Einbildungskraft, von lebhafter Neugierde getrieben, kann dieſen wunderbaren Mann nicht los laſſen, bis er ihn dramatiſch geſtaltet, um ſich ſelbſt gleichſam ein Schauſpiel zu geben. So entſtand der Groß-Cophta, welchem das berüchtigte Abentheuer des Halsbandes zu Grunde liegt. Bey'm Leſen dieſer übrigens ſehr unterhaltenden Komödie erinnert man ſich, daß der Dichter einige Zeit zu ähnlichem Wahn hinneig-

te, wie der iſt den er entwickelt; wir ſehen einen enttäuſchten Adepten, der die gläubige Exaltation der Schüler ſo wie die geſchickte Marktſchreierey des Meiſters darſtellt, und zwar wie ein Mann der die eine getheilt und die andere nahe geſehen hat. Man muß geglaubt haben, um ſo treffend über das zu ſpotten woran man nicht mehr glaubt.

In den kleinen Komödien bey Gelegenheit der franzöſiſchen Revolution wird man keine überſichtliche Würdigung dieſes großen Ereigniſſes erwarten, vielmehr nur einen Beleg wie ſich die augenblicklichen Einflüſſe deſſelben in des Dichters Geſichtskreis lächerlich und widerwärtig darſtellten. Dieſen Eindruck hat er auf eine ſehr heitere Weiſe im Bürgergeneral feſtgehalten.

Jery und Bätely, anmuthige Skizze einer Alpenlandſchaft, iſt als eine Erinnerung einer Schweizerwandrung anzuſehen. Nun aber betrachten wir den Triumph der Empfindſamkeit, ein Poſſenſpiel in Ariſtophaniſcher Manier, als

einen Ausfall des Dichters gegen eine Dichtart, die er ſelbſt in Gang gebracht hatte. Dieſes Stück iſt eins von denen welche zu der, nach meiner Denkweiſe wenigſtens, ſehr übertriebenen Meinung der Frau von Stael Anlaß gegeben. Dieſer trefflichen Frau, welche ſonſt über unſern Dichter einige bewundernswürdig geiſtreiche Seiten geſchrieben hat, und die ihn zuerſt in Frankreich durch einige freye Ueberſetzungen voll Leben und Bewegung bekannt machte, Frau von Stael ſieht in ihm einen Zauberer dem es Vergnügen macht, ſeine eigenen Gaukeleyen zu zerſtören, genug, einen myſtificirenden Dichter, der irgend einmal ein Syſtem feſtſetzt, und nachdem er es gelten gemacht, auf einmal aufgiebt, um die Bewunderung des Publicums irre zu machen und die Gefälligkeit deſſelben auf die Probe zu ſtellen. Ich aber glaube nicht, daß mit einem ſo leichtſinnig hinterhaltigen Gedanken ſolche Werke wären hervorzubringen geweſen. Dergleichen Grillen können höchſtens Geiſtesſpiele

und Skizzen des Talents veranlaſſen, mehr oder weniger auffallend; aber ich würde ſehr verwundert ſeyn, wenn aus einer ſolchen Quelle etwas ſtark Erfaßtes oder tief Gefühltes hervorginge. Solche Eulenſpiegeleyen geziemen dem Genie nicht. Im Gegentheil glaube ich gezeigt zu haben, daß der Dichter in allem was er hervorbrachte, ſeiner innern Regung gefolgt ſey, wie in allem was er malte, er das nachbildete was er geſehen oder empfunden hatte. Mit ſehr verſchiedenen Fähigkeiten begabt mußte er in einem langen Leben durch die entgegengeſetzteſten Zuſtände hindurchgehen und ſie natürlich in ſehr von einander unterſchiedenen Werken ausdrücken.

Auch will ich, wenn man es verlangt, wohl zugeben, daß, indem er den Triumph der Empfindſamkeit nach dem Werther, die Iphigenie nach dem Götz ſchrieb, er wohl lächlen konnte, wenn er an dieſe Verletzung ausſchließlicher Theorieen dachte, an die Beſtürzung in welche er jene Menſchen werfen würde, die

in Deutſchland gewöhnlicher ſind als ander=wärts, und immer eine Theorie fertig haben, um ſie an ein Meiſterwerk anzuheften. Aber ich wiederhole: ein ſolches Vergnügen kann wohl ſeine Werke begleitet, aber nicht veran=laßt haben; die Quelle war in ihm, die Ver=ſchiedenheit gehörte den Umſtänden und der Zeit.

Um nun die dramatiſche Laufbahn unſers Dichters zu beſchließen, haben wir von Eu=genien, der natürlichen Tochter, zu reden, wovon die erſte Abtheilung allein erſchienen iſt. Hier gehören die Perſonen keinem Land an, keiner Zeit, ſie heißen König, Herzog, Tochter, Hofmeiſterin. Die Sprache über=trifft alles was der Dichter vollkommnes in dieſer Art geleiſtet hat. Aber es ſcheint, wenn man die natürliche Tochter lieſ't, daß der Dich=ter kein Bedürfniß mehr empfinde ſich mitzu=theilen, und im Gefühl, daß er alles geſagt habe, nunmehr aufgiebt ſeine Gefühle zu ma=len, um ſich in Erdachtem zu ergehen. Man

möchte ſagen, daß er müde, das menſchliche Leben ferner zu betrachten, nun in einer imaginairen Welt leben möchte, wo keine Wirklichkeit ihn beſchränkte und die er nach Belieben zu rechte rücken könnte.

Alſo zurückſchauend finden wir, daß der Dichter ſeine dramatiſche Laufbahn mit Nachahmung des Wirklichen im Götz von Berlichingen anfängt, durch eine falſche Dichtart, ohne ſich viel aufzuhalten, durchgeht, wir meinen das bürgerliche Drama, wo das Herkömmliche ohne Hochſinn dargeſtellt wird; nun erhebt er ſich in Iphigenien und Egmont zu einer Tragödie, welche ideeller als ſeine erſten Verſuche noch auf der Erde fußt, die er endlich aus den Augen verliert und ſich in das Reich der Phantaſien begiebt. Es iſt wunderbar dieſer Einbildungskraft zuzuſehen, die ſich erſt ſo lebhaft mit dem Schauſpiel der Welt abgiebt, ſodann ſich nach und nach davon entfernt. Es ſcheint, daß die Freude an der Kunſt mit der Zeit ſelbſt über das Gefühl

dichteriſcher Nachahmung geſiegt habe, daß der Dichter zuletzt ſich mehr in der Vollkommenheit der Form gefiel als in dem Reichthum einer lebendigen Darſtellung. Und genau beſehen iſt die Form im Götz noch nicht entwickelt, ſie herrſcht ſchon in Iphigenien und in der natürlichen Tochter iſt ſie alles.

Dieß iſt die Geſchichte des Theaters unſers Dichters, und ſtudirte man ſeinen Geiſt in andern Dichtarten die er verſucht hat, würde man leicht auf den verſchiedenen Linien die Puncte finden, welche denen, die wir auf der unſern angedeutet haben, entſprechen; man würde Werther Götz gegenüber, Hermann und Dorothea zur Seite von Iphigenien finden, und die Wahlverwandtſchaften würden ſehr gut als Gegenſtück zur natürlichen Tochter gelten.

Stimmt man uns bey, betrachtet man Goethes litterariſchen Lebensgang als Reflex ſeines innern ſittlichen Lebens, ſo wird man einſehen, daß zu deſſen Verſtändniß nicht eine

Ueberſetzung einzelner Stücke erforderlich geweſen, ſondern das Ganze ſeiner theatraliſchen Arbeiten, man wird fühlen, welches Licht dadurch über dieſen Theil ſeiner Bemühungen und ſeiner übrigen Werke fallen müſſe. Dieß iſt der Zweck, den Herr Stapfer auf eine merkwürdige Weiſe erreicht; er hat in einer geiſtreichen und ausführlichen Notiz mit Fülle und Wahl die vorzüglichſten Ereigniſſe des Lebens unſeres Dichters geſammelt und zuſammengereiht, in Fragmenten aus ſeinen Memoiren und in einer Anzahl Ueberſetzungen ſeiner kleinen Gedichte; dieſe Mittel erhellen und vervollſtändigen ſich wechſelsweiſe. Ihm iſt man in dieſer Sammlung die Ueberſetzung des Götz, Egmont und Fauſt ſchuldig, drey Stücke des Dichters, welche am ſchwerſten in unſere Sprache zu übertragen ſind; Herr Stapfer hat ſich jedoch talentvoll in dieſem Falle bewieſen: denn indem er zwiſchen die Nothwendigkeit etwas fremd zu ſcheinen und die Gefahr inexact zu ſeyn ſich geſtellt

fand; ſo hat er muthig das erſte vorgezogen; aber dieſer Fehler, wenn es einer iſt, ſichert uns die Genauigkeit, welche alle die beruhigen muß, die vor allen Dingen vom Ueberſetzer fordern, die Phyſionomie und Charakter des Autors überliefert zu ſehen. Die übrigen Theile der Ueberſetzung ſind nach denſelben Principien durchgeführt, und der Platz in unſern Bibliotheken iſt dieſem Werke angewieſen zwiſchen dem Shakeſpear des Herrn Guizot und dem Schiller des Herrn Barante.

Der Pflanzenfreund aus der Ferne,

mit dem Bilde seiner Einsiedeley.

Hier wohn' ich unter Halmen, Blumen, Bäumen,
Und gehe sinnend oft die kleinen Wege,
Um die in zierlich abgemessnen Räumen
Sich Blüth' an Blüthe drängt bey treuer Pflege.
Und oft ergetz' ich mich in kind'schen Träumen
Dass sich in ihnen Gegenneigung rege:
Vergelten sie doch Liebe mit Vertrauen,
Durft' ich doch manch Geheimniss offen schauen.

Mit Namen weiss ich jegliche zu nennen,
Kundschaft von ihrer Eigenheit zu geben,
Die bunten Haufen sonder Zwang zu trennen,
Und die Getrennten wieder zu verweben;
Und lässt des Lebens Tiefe sich erkennen,
So glaub' ich, ich erkannt' ihr tiefes Leben.
Ich hab's nicht von mir selbst; den edlen Meister
Bezeug' ich gern, und folg' ihm dreist und dreister.

Doch daſs Du huldvoll Dich zum Schüler neigtest,
Die hohe Ulme zu des Epheus Ranken,
Daſs Du mir selbst den vollen Becher reichtest,
Aus dem sich Viele, ach nur Schwindel tranken,
Und warnend selbst das rechte Maſs mir zeigtest:
Den frommen Blumen hab' ich es zu danken.
Drum pfleg' ich ihrer treu gesinnt, und lehre
Was ich gelernt, zu meines Meisters Ehre.

The firſt edition of the Tragedy of Hamlet. By William Shakſpeare London 1603. Wieder abgedruckt bey Fleiſcher. Leipzig 1825.

Shakſpeares leidenſchaftliche Freunde erhalten hiermit ein großes Geſchenk. Das erſte unbefangene Leſen gab mir einen wunderſamen Eindruck. Es war das alte ehrwürdige Bekannte wieder, an Gang und Schritt nichts verändert, die kräftigſten wirkſamſten Hauptſtellen der erſten genialen Hand unberührt. Das Stück war höchſt behaglich und ohne Anſtoß zu leſen, man glaubte in einer völlig bekannten Welt zu ſeyn; demohngeachtet aber empfand ſich dabey etwas Eigenes, das ſich nicht ausſprechen ließ und zu einer nähern Betrachtung, ja einer genauern Ver-

gleichung Anlaß gab. Hievon flüchtig nur ein Weniges.

Da wäre denn vorerſt bemerklich daß keine Localität ausgeſprochen, von Theater-Decoration nicht die Rede ſey, eben ſo wenig von Act- und Scenen-Theilung: alles iſt mit Enter und Exit abgethan. Die Einbildungskraft hat freyes Spiel und man ließe ſich allenfalls die alte naive engliſche Bühne gefallen; alles geht hinter einander unaufhaltſam ſeinen ſittlich-leidenſchaftlichen Gang, und man nimmt ſich die Zeit nicht um an Oertlichkeiten zu denken.

In der neuern uns längſt bekannten Bearbeitung aber findet ſich die Abtheilung in Acte und Scenen, auch ſind Localitäten und Decoration ausgeſprochen; ob dieß von ihm oder nachfolgenden Regiſſeurs geſchehen, laſſen wir dahin geſtellt ſeyn.

Polonius der zweyten Bearbeitung heißt Corambis in der erſten, und die Rolle ſcheint

durch dieſe Kleinigkeit einen andern Charakter anzunehmen.

Die unbedeutenden beynahe Statiſten-Rollen waren erſt durch Zahlen bezeichnet, hier finden wir ſie durch Namen zu Ehren und Bedeutung gebracht; wo wir an Schiller erinnert wurden, der im Tell die Bäuerinnen benamſete und ihnen einige Worte zu ſprechen gab, damit es annehmbare Rollen würden. So verfährt hier der Dichter mit Wachen und Hofleuten.

Finden wir in der erſten Ausgabe ein loſe niedergeſchriebenes Sylbenmaß, ſo iſt daſſelbe in der neuern mehrfach, doch ohne Pedanterie, regulirt, rhythmiſche Stellen zu fünffüßigen Jamben abgetheilt, doch halbe und Viertel-Verſe nicht vermieden.

Soviel von den offenbarſten Aeußerlichkeiten; eine Vergleichung der innern Verhältniſſe wird einem jeden Liebhaber bey eigenem Betrachten zu Gute kommen, hier nur einige Andeutungen.

Von des außerordentlichen Mannes geiſtiger Hand zuerſt nur leicht umriſſene Stellen finden wir bedächtiger ausgeführt, und zwar auf eine Weiſe die wir als nothwendig billigen und bewundern müſſen. Ferner treffen wir auf erfreuliche Amplificationen, die nicht gerade gefordert werden, aber höchſt willkommen ſind. Hie und da gewahren wir kaum merkbare aber höchſt belebende Aſperſionen, leicht verbindende Zwiſchenzüge, ja ſogar bedeutende Transpoſitionen zu höchſt wirkſamem Vortrag, alles meiſterhaft, geiſtreich und empfunden, alles zu Erwärmung des Gefühls, zu Aufklärung des Anſchauens.

Durchaus bewundern wir die Sicherheit der erſten Arbeit, die, ohne langes Bedenken, einer lebendig leuchtenden Erfindung gemäß, wie aus dem Stegreif hingegoſſen erſcheint. Und welche Vorzüge der Dichter auch ſeinem Werke ſpäterhin ertheilt und was für Abweichungen er beliebt hat, ſo finden wir doch nirgends ein eigentliches Pentiment,

keine bedeutende Auslaſſung noch Abänderung; nur ſind hie und da einige allzuderbe Naivitäten ausgelöſcht.

Zum Schluſſe aber gedenken wir eines merkwürdigen Unterſchiedes in dem Koſtum des Geiſtes. Dieſer tritt zuerſt auf wie wir ihn kennen, vom Kopf bis zur Zehe gewaffnet, mit offenem Viſir, von ernſtem bänglichen Geſicht, blaß und ſcharfen Blicks. So erſcheint er auf der Terraſſe, wo die Schloßwache auf und abgeht und wo er ſeine Krieger oft mag gemuſtert haben.

Nun aber in's innerſte Gemach (Closet) der Königin verſetzt, finden wir Mutter und Sohn in dem bekannten Geſpräch, und endlich die alten Worte:

Königin. Hamlet du brichſt mein Herz.

Hamlet. O wirf den ſchlechten Theil hinweg und behalte den beſſern.

Dann aber folgt: (Enter the ghost in his night gowne. Tritt ein der Geiſt in ſeinem Schlafrock.)

Wem iſt, der das vernimmt, nicht einen Augenblick weh? wem ſcheint es nicht wider=lich? Und doch, wenn wir es faſſen, wenn wir nachdenken, ſo finden wir es als das Rechte. Er mochte, er mußte zuerſt im Har=niſch erſcheinen, wenn er an der Wache vor=überſchreiten, wenn er an dem Ort auftreten wollte, wo er Kriegsmänner gemuſtert, wo er ſie zu hohen Thaten aufgefordert hatte. Nun aber fangen wir an uns zu ſchämen, daß wir ſo lange für ſchicklich gefunden, ihn auch im innerſten Gemach der Königin gehar=niſcht auftreten zu ſehen. Wie viel heimli=cher, häuslicher, furchtbarer tritt er jetzt nun auch hier auf, in derſelben Geſtalt wie er ſonſt hier zu verweilen pflegte, im Haus=kleide, im Nachtrock, harmlos, ohne Wehr, den an ihm ergangenen Verrath auf das er=bärmlichſte anklagend. Male ſich dieß der ein=ſichtige Leſer nach Vermögen aus, dieß wage eine vom Effect überzeugte Direction darzu=

ſtellen, wenn ja Shakſpeare in ſeiner Integrität vorgeführt werden ſolle.

Zu bemerken iſt daß bey dieſer Scene der Commentator Steevens ſchon bedenklich wird. Wenn Hamlet ſagt:

My father, in his habit as he liv'd!

Mein Vater in der Kleidung wie er lebte!

fügt der einſichtige Mann in der Note hinzu: „meint der Dichter durch dieſen Ausdruck, daß der Vater in ſeiner eigenen Hauskleidung erſchienen ſey, ſo hat er entweder vergeſſen, daß er ihn anfangs gewaffnet einführte, oder es mußte ſeine Abſicht ſeyn bey dieſer letzten Erſcheinung den Anzug zu verändern. Hamlets Vater, ſo ein kriegeriſcher Fürſt es ſeyn mochte, blieb doch keineswegs immer geharniſcht oder ſchlief, wie man von Hago König von Norwegen erzählt, mit ſeiner Streitaxt in der Hand.“

Auch hätte, wenn wir ſcharfſichtig genug wären, der erſte Ausruf Hamlets als er in dieſer Scene den Geiſt erblickt — What

would your gracious figure? ſchon belehren können: denn es giebt nicht Worte genug auszudrücken was Angenehmes, Anmuthiges alles die Engländer ſich unter gracious denken. Gnädig und günſtig, freundlich und gütig, alles was mild und wohlthätig auf uns wirkt, wird in jenem Worte zuſammengefaßt; fürwahr keine Anrede an einen geharniſchten Helden.

Ueber dieſe Zweifel ſind wir nun glücklich durch den Wiederabdruck der erſten Ausgabe hinausgehoben und überzeugen uns abermals daß Shakſpeare, wie das Univerſum das er darſtellt, immer neue Seiten biete, und am Ende doch unerforſchlich bleibe: denn wir ſämmtlich, wie wir auch ſind, können weder ſeinem Buchſtaben noch ſeinem Geiſte genügen,

Von Gott dem Vater stammt Natur
Das allerliebste Frauen - Bild,
Des Menschen Geist ihr auf der Spur
Ein treuer Werber fand sie mild,
Sie liebten sich nicht unfruchtbar,
Ein Kind entsprang von hohem Sinn;
So ist uns allen offenbar
Naturphilosophie sey Gottes Enkelin.

S. Dante XI. 98.

Le Tasse, drame historique en cinq actes, par M. Alexander Duval.

Ein auf dem Théatre françois, der erſten und eine entſchiedene Oberherrſchaft behauptenden Bühne, vorgeſtelltes, mit Beyfall erwiedertes, neues Stück erregt die Aufmerkſamkeit der ganzen Nation, und die ſämmtlichen Journaliſten verfehlen nicht, jeder in ſeiner Art, davon Rechenſchaft zu geben. Man geſteht, daß dieſe Production eine Nachbildung des Goethiſchen Taſſo ſey; nur über den Werth und das Verhältniß dieſer beyden Bearbeitungen iſt man nicht ganz einig. Das Journal du commerce drückt ſich darüber folgender Maßen aus:

„Das deutſche Stück iſt kalt und ohne Intereſſe; es enthält eine Folge geiſtreicher

Geſpräche, in welchen die romanhafteſten Geſinnungen entwickelt und mit Kunſt entfaltet ſind, deren Eintönigkeit uns aber ganz unerträglich ſcheint. Es iſt eine ſittlich weinerliche Salbaderei (du marivaudage en larmes), doch bemerkt man ſehr gut gezeichnete Charaktere, wenn man den des Taſſo ausnimmt, den der Verfaſſer als eine Art Beſeſſenen (maniaque) vorgeſtellt hat. Die Scene, in welcher Taſſo einen mißgünſtigen Hofmann herausfordert iſt ſehr ſchön, obgleich ein wenig zu lang. Die Liebeserklärung iſt gleichfalls merkwürdig durch die Wärme der Empfindungen und den poetiſchen Ausdruck. Aber wir wiederholen: Taſſo, als Held dieſes Drama's, iſt völlig entſtellt, wir ſehen nicht mehr den begeiſterten Dichter, deſſen Einbildungskraft die heroiſchen Geſtalten Tancred's und Rinald's erſchuf, ihn der durch ſeinen Muth und die Schönheit ſeines Genie's gleich bekannt war. Hier iſt es ein verdrießlicher kranker Geiſt, der überall nur

Feinde ſieht, unfähig ſich zu betragen, das Spielwerk eines Hofmanns, der ihn zugleich um die Gunſt des Fürſten und die Theilnahme Eleonorens zu bringen weiß, und den er doch zuletzt um Schutz und Freundſchaft anruft. Freylich erniedrigt ſich Taſſo auf dieſe Weiſe nur in augenblicklichem Wahnſinn, aber mit dieſem Zug endigt der Deutſche ſein Schauſpiel. Kurz es iſt uns, wir bekennen, unmöglich geweſen, ſeinen Gedanken zu begreifen, noch weniger hier eine Entwickelung zu finden.“

„Herr Duval iſt viel beſſer begeiſtert und beſonders viel kühner. Taſſo wird von Eleonoren geliebt; er hat zwey Rivale, einen Herzog von Mantua, der nicht erſcheint, welchem aber die Prinzeſſin verlobt iſt, und einen Prinzen Belmonte, doppelt eiferſüchtig als Liebhaber und Hofmann; er überraſcht den Taſſo im Augenblick als dieſer, nach einer der belebteſten Scenen, die Hand der Prinzeſſin küßt. Sogleich iſt der Herzog von

der Verwegenheit des Dichters unterrichtet; dieſer glaubt ſich verloren, aber Eleonore wendet das Ungewitter ab. Die beyden Rivale begegnen ſich bald. Taſſo, von Belmonte beleidigt, zieht den Degen um ſich zu rächen, als der Gouverneur des Palaſtes eintritt und ihn entwaffnen will. Taſſo verweigert's, bekennt ſeinen Fehler, in dem Schloßbezirk den Degen gezogen zu haben, aber nur Eleonoren will er ihn einhändigen.“

„Man führt ihn in's Gefängniß; der Fehler den er beging iſt nicht ſchwer, aber eine Unklugheit wird zunächſt größere Schuld auf ihn häufen. Eleonore dringt in's Gefängniß und da, von ihrer Leidenſchaft mißgeleitet, verſpricht ſie ihrem Geliebten mit ihm zu fliehen; ſie empfängt ſeinen Ring als Zeichen der Treue. Belmonte überraſcht ſie noch einmal; der Herzog ſelbſt kommt dazu, und wüthend, wie man es denken kann, ſchwört er, den Dichter für die übrige Lebenszeit einzuſperren, wenn Eleonore nicht verſpricht,

ihn zu vergeſſen und den Herzog von Mantua zu heyrathen. Unter dieſem letzten Unglück unterliegt Taſſo's Vernunft; von gewaltſamem Wahnſinn ergriffen irrt er im Palaſt umher, indeß man alles zur Verlobung der Prinzeſſin vorbereitet. Bald bricht ſeine Verzweiflung aus, bald wähnt er, dieſe Anſtalten gelten ſeiner eignen Verheyrathung, und er überläßt ſich einer gränzenloſen Freude. In dieſem Augenblick meldet man, daß der Pabſt ihm die Ehre des Triumphs der Dichter-Krönung auf dem Capitol zugetheilt habe. So viel verſchiedenen Aufregungen jedoch kann der Unglückliche nicht widerſtehen; er verſcheidet, den Namen Eleonore auf den Lippen."

„Dieſes Drama, in welchem einige glückliche Nachahmungen des deutſchen Stückes bemerklich ſind, hat ſich eines glänzenden Beyfalls erfreut u. ſ. w."

Im Globe, behandelt der Referent dieſes Stück ſehr ausführlich, und indem er die in dem Gegenſtand liegenden Motive umſtändlich vorführt, behauptet er, der Autor hätte, da er doch einmal ſein Stück ein hiſtoriſches nenne, den vierten Act nach Salerno, den fünften nach Rom verſetzen ſollen. Nachdem er ſich auf dieſe Weiſe als Gegner zwey unnützer Einheiten bekannt, fährt er folgender Maßen fort:

„Aber zugegeben, daß unſer Parterre die Theaterverwandlungen ungern vermehrt ſehen würde, zugegeben, daß es die Geſchichte eines ganzen Lebens nicht verfolgen mag, daß es, wie Buonaparte ſagt, nur Eine Criſe haben will, gut! ſo verſteht denn auch eine ſolche Criſe zu wählen, zu entwicklen, zu malen wie ſie vergangen, verſteht beſonders, euch in ihrer Gränze zu halten, und ſo werdet ihr in den Motiven, die ſie euch anbietet, genugſame Mittel finden, ohne Fabeln drein zu miſchen; und wenn ihr z. B. Taſ-

ſo's Liebe zu Eleonoren und ſeinen Aufent=
halt in Ferrara ſchildern wolltet, ſo beſchränkt
euch in dieſen Rahmen. Die Aufgabe iſt
noch weit genug, noch reich genug an Situa=
tionen und Peripetien. Das Scheiden und
die Abreiſe nach Rom ſind eine ſchon hinläng=
liche dramatiſche Kataſtrophe.''

,,Dieß hat der deutſche Dichter empfunden
und, ob er ſich gleich nicht aller Vortheile be=
dient hat, von denen wir einen Begriff zu
geben verſuchten, ob er ſich gleichſam willkühr=
lich alle Schilderung äußerer Sitten unterſagt
hat, alle beyläufige Scenen; ſo hat ihm doch
die Entwickelung des ſchwerſinnigen Miß=
trauns, der einzige Contraſt der dichteriſchen
Einbildungskraft und des Hofgeiſtes, zu fünf
Acten hingereicht: fünf Acte freylich, welche
nur für den Philoſophen oder einen ausgeſuch=
ten Hörſal genugſame Fülle haben. Hier fin=
den wir ein genaues und tiefes Studium, das
vielleicht der Menge nicht bemerklich wäre,
das aber unſer franzöſiſche Dichter gar leicht

mit glänzenden und volksmäßigen Stickereyen hätte ausſchmücken können, ohne der Geſchichte die mindeſte Gewalt anzuthun.“

„Vielleicht hat man nicht genug zu ſchätzen gewußt, was an Poeſie und Wahrheit in Goethe's Drama ſich findet; durch das Ganze athmet Taſſo's Geiſt, und von Zeit zu Zeit entwickeln ſich Wohlgerüche Italiens, welche entzücken. Die erſte Scene, wo die Prinzeſſin und ihre Freundin ſich in den Gärten von Belriguardo unterhalten, iſt von einer Melancholie durchgoſſen, wie vom Balſamhauch der Blumen bey der erſten Frühlingsſonne. Dieſe Haine, dieſe Kränze, für Virgil und Arioſt geflochten, die Vertraulichkeit zweyer jungen Frauen über Studien, Geſchmack und Neigungen; die poetiſche Erhebung bey'm Anblick der Natur! Taſſo's Name und Andenken, die ſich überall einmiſchen, die neugierigen aber zarten Forſchungen, die eine jede in dem Herzen ihrer Freundin verſucht, iſt dieß nicht eine Scene aus der Natur, und

wie ſchön bereitet ſie was folgt, wie führt ſie uns zugleich in die Ideenwelt, in welcher der wunderbare Mann lebt, welcher die Hauptperſon des Drama's werden ſoll.“

Die Mittheilungen, die ich aus franzöſiſchen Zeitblättern gebe, haben nicht etwa allein zur Abſicht, an mich und meine Arbeiten zu erinnern, ich bezwecke ein Höheres, worauf ich vorläufig hindeuten will. Ueberall hört und lieſ't man von dem Vorſchreiten des Menſchengeſchlechts, von den weiteren Ausſichten der Welt- und Menſchenverhältniſſe. Wie es auch im Ganzen hiemit beſchaffen ſeyn mag, welches zu unterſuchen und näher zu beſtimmen nicht meines Amts iſt, will ich doch von meiner Seite meine Freunde aufmerkſam machen, daß ich überzeugt ſey, es bilde ſich eine allgemeine Weltliteratur, worin uns Deutſchen eine ehrenvolle Rolle vorbehalten iſt. Alle Nationen ſchauen ſich nach uns um, ſie loben, ſie

tadlen, nehmen auf und verwerfen, ahmen nach und entſtellen, verſtehen oder mißverſtehen uns, eröffnen oder verſchließen ihre Herzen: dieß alles müſſen wir gleichmüthig aufnehmen, indem uns das Ganze von großem Werth iſt.

Erfahren wir ja das Gleiche von unſern eignen Landsleuten, und warum ſollten die Nationen unter ſich einig ſeyn, wenn die Mitbürger nicht mit einander übereinzukommen verſtehen. Wir haben im literariſchen Sinne ſehr viel vor andern Nationen voraus, ſie werden uns immer mehr ſchätzen lernen, und wäre es auch nur, daß ſie von uns borgten ohne Dank, und uns benützten ohne Anerkennung.

Wie aber die militariſch-phyſiſche Kraft einer Nation aus ihrer innern Einheit ſich entwickelt, ſo muß auch die ſittlich-äſthetiſche aus einer ähnlichen Uebereinſtimmung nach und nach hervorgehen. Dieſes kann aber nur durch die Zeit bewirkt werden. Ich ſehe ſo viel Jahre als ein Mitarbeitender zurück, und

beobachte, wie ſich, wo nicht aus widerſtreitenden doch heterogenen Elementen eine deutſche Literatur zuſammenſtellt, die eigentlich nur dadurch Eins wird, daß ſie in Einer Sprache verfaßt iſt, welche aus ganz verſchiedenen Anlagen und Talenten, Sinnen und Thun, Urtheilen und Beginnen nach und nach das Innere des Volks zu Tage fördert.

Anstatt dass ihr bedächtig steht,
Versucht's zusammen eine Strecke;
Wisst ihr auch nicht wohin es geht,
So kommt ihr wenigstens vom Flecke.

Varrenhagen von Enſe's Biographien.

Paul Flemming, Friedrich von Canitz und Johann von Beſſer, erſcheinen mir zu dieſen Betrachtungen höchſt willkommen. Die Werke genannter Dichter ſtanden in Franzband ehrenvoll, mit goldverziertem Rücken, in meines Vaters Bücherſammlung. Ich lernte darin leſen mehr als daß ich ſie las, ihr Anſehn und der allgemeine Ruhm prägte mir Ehrfurcht ein; das Charakteriſtiſche freylich ihrer Verdienſte, wie ſie mir nun der trefflich ſchildernde, geſondert und geiſtreich vortragende Biograph, in Werth und Würde, Kraft, Anmuth und Sonderbarkeit wohlſchaulich darſtellt, blieb mir, ich geſtehe es gern, mein Leben lang verborgen; doch erinnere ich mich, daß ſie ſämmtlich, mit andern ihrer Zeitgenoſſen, da ich

eine Weile auf ihrem Wege fort zu dichten be=gann, mir als Knaben und Jüngling, wie ein Alp beſchwerlich auflagen. Dieſe Wirkung begreife ich erſt jetzt, da ſie bey'm Leſen oben=genannten Bandes, als das wiederaufſteigende Geſpenſt einer uralten Zeit, auf dieſelbe Weiſe laſteten.

Niemand wird jene Biographien ungele=ſen laſſen, und meine Freunde bitte ich dabey, ſich auch mich in jenen Tagen zu vergegenwär=tigen, wo ich mich weder mit ſolcherley Lieb= und Hofſchaften, noch mit derley geſtaltloſem und doch blumenreichem Inhalt, mit dem halb gewandten und meiſt gehaltleeren Ausdruck, mit der unerquicklichen Dogmatik des prote=ſtantiſchen Kirchenliedes in keinem Sinne be=freunden konnte, wenn dasjenige was ſich in mir zu entwickeln ſtrebte nicht unterdrückt und mißgeleitet werden ſollte.

Und mißgeleitet wurde es doch meiſtens. Sind ja meine erſten in's Publicum gebrachten Productionen im eigentlichſten Sinne gewalt=

ſame Ausbrüche eines gemüthlichen Talents, das aber ſich weder zu rathen noch zu helfen weiß.

Und hiemit ſey denn auch dem werthen Verfaſſer dieſer Biographien von meiner Seite Dank geſagt. Seit geraumen Jahren wirkt er auf die freundlichſte Weiſe mit mir in gleichem Sinne und befördert mein Beſtreben durch ein bejahendes Entgegenkommen. Ich zähle ihn zu denjenigen die zunächſt unſre Nation literariſch in ſich ſelbſt zu einigen das Talent und den Willen haben. Möge er mit ſeinen biographiſchen Darſtellungen immer weiter in das achtzehnte Jahrhundert herangehen und durch Darſtellung der Individualitäten und des Zeitgeiſtes, mit dem ſie in Wechſelwirkung geſtanden, Klarheit des ganzen Zuſtandes befördern. Klarheit nöthigt zur Einſicht, Einſicht erſchafft Duldung, Duldung iſt die einzige Vermittlerin eines in allen Kräften und Anlagen thätigen Friedens.

Solger's nachgelaſſene Schriften und Briefwechſel. 2 Bände.

Alle Memoiren einigermaßen bedeutender Menſchen lieſ't man mit großem Antheil, und das mit Recht; wir werden unmittelbar in die fernſten Gegenden und Lebenszuſtände verſetzt, und doch müſſen wir immer den Charakter, das Herkommen und die Denkweiſe des Verfaſſers abziehen, wenn wir uns daraus wahrhaft unterrichten wollen.

Briefe eines einflußreichen Mannes an einen oder mehrere Freunde, in einer Reihe von Jahren geſchrieben, geben uns ſchon einen reineren Begriff von den obwaltenden Zuſtänden und Geſinnungen. Aber ganz unſchätzbar ſind Briefwechſel zweyer oder mehrerer durch Thätigkeit in einem gemeinſamen Kreis ſich fortbildender Perſonen.

Dieſes gilt von dem in dem erſten Theil obgenanten Werkes uns in die Hände gegebenen Briefwechſel. Die drey wichtigen Männer Solger, Tieck und Raumer unterhalten ſich über ihr fortſchreitendes Dichten und Trachten, Wollen und Thun, und ſo kommt, ganz ohne Vorſatz, ein vollſtändiges Bild eines edlen lebendigen Kreiſes zu Stande; einer Schraube ohne Ende, die in das Nächſte eingreift und ſo das Fernſte in Bewegung ſetzt. Der Kreis iſt nicht abgeſchloſſen, ein und der andere Freund wird beyläufig mit aufgenommen; das Wirken der Weltgeſchichte, das Gegenwirken der Individuen wird klar, man begreift ſeinen eignen Bezug, und lernt einſehen, wie man ſelbſt in die Ferne gewirkt, was Zeitgenoſſen von unſern Thätigkeiten aufgenommen, was ſie abgelehnt, was Folge gehabt, was erfolglos geblieben.

Bey Herausgabe der Jugendereigniſſe meines Lebens konnte ich ſchon bemerken, daß ich manchen ſeit Jahren mit Heranlebenden Freude

gemacht, indem ich ihnen längſt vergangene Zeiten und Ereigniſſe, woran auch ſie Theil genommen, durch das Vehikel meiner Zuſtände wieder vergegenwärtigt. Und ſo haben wir allerdings den Herausgebern, die auch als Mitarbeiter anzuſehen ſind, auf das ſchönſte zu danken, daß ſie kein Bedenken trugen, uns dasjenige bald zu überliefern, was uns als Miterlebtes freundlichſt anſprechen muß.

Darf ich doch auch in dieſem Sinne Beyfall erwarten für das zu Anfang des gegenwärtigen Heftes mitgetheilte Rathſchlagen zwiſchen mir und Schiller über einen wichtigen äſthetiſchen Gegenſtand. Denn ſcheint es auch als wenn epiſche und dramatiſche Dichtung genugſam außer uns, vor uns ſtünden, daß man über deren Beurtheilung ſich vereinigen könnte, ſo zeigt ſich doch auch hier die Gewalt des Subjects: ein jeder dieſer Freunde, indem er mit dem andern übereinſtimmt, von ihm abweicht oder entgegenſpricht, mit dem andern

eins oder uneins iſt, ſchildert ſich am Ende doch nur ſelbſt.

Wie zart und ſchön Solger, mit dem ich nie in ein näheres Verhältniß getreten, meine Arbeiten aufgenommen und ſich daran erbaut, verdient wohl zunächſt eine dankbare Erwähnung, obgleich ſein liebenswürdiger Charakter ſich beſonders in dieſen Briefen auf eine Weiſe hervorthut, die keines Commentars bedarf; ich hoffe daher durch Empfehlung dieſer beyden Bände, welche von keinem Gebildeten, an neuerer Literatur Theil Nehmenden ungeleſen bleiben können, ſchon einen Theil meiner Schuld abgetragen zu haben.

Nach dem Serbiſchen.

Die pfiffige Spinnerin.

Spannen junge Spinnerinnen,
Spannen Flachs zu feinem Linnen,
Spannen ſpät bey Lampenſchein;
Doch vor allen andern Mädchen
Drehte Röschen glatt ihr Fädchen,
Dreht' ihr Fädchen rund und fein.

Und es drang zum Ohr des Zaren
Wie ein Kind ſo jung an Jahren
Fleiſsig ſich zum Rädchen hält;
Schickt ihr Flachs zu einem Wocken,
Blond und weich wie Röschens Locken:
Röschen, ſpinne mir ein Zelt!

Und von dem was noch — so schreibet
Ihr der Zar — dir übrig bleibet,
Die mit Spinnen du vertraut,
Davon magst du Kleider spinnen,
Hochzeitkleider, und darinnen
Mir im Arme ruhn als Braut.

Klug ist Röschen, voller Pfiffe;
Federchen vom Webeschiffe
Schicket sie dem Zar in's Haus.
Zar! was du, vermag nicht Jeder:
Zar! hier hast du eine Feder!
Mach mir einen Webstuhl draus!

Und von dem was noch — so schreibet
Röschen ihm — dir übrig bleibet,
Werd' ein Lusthaus aufgebaut!
In dem Lusthaus will ich wohnen,
Drinnen Kunst und Fleiss belohnen,
Dir im Arme ruhn als Braut!

Was seyn soll, schickt sich wohl.

Tödchen wirſt den Apfel aus
Einen Mann zu wählen;
Freyer standen vor dem Haus,
Waren kaum zu zählen;
Rüstiger Alter fühlt den Schlag. —
Liebliches Tödchen,
Rosiges Tödchen,
Tödchen keinen Alten mag.

Schicket ihn nach Wasser aus,
Soll im Fluss ertrinken:
Doch er kehrt vergnügt nach Haus,
Lässt den Eimer blinken:
Liebe mich, Toda, Tödelein!
Liebe mich, Holdchen!
Liebe mich, Goldchen!
Liebe mich, Herzchen! werde mein!

Schickt den Alten aus nach Holz,
Dass ein Stamm ihn treffe:
Doch er kehret kühn und stolz
Mit dem vollen Reffe.
Liebe mich, Toda, Tödelein!
Liebe mich, Holdchen!
Liebe mich, Goldchen!
Liebe mich, Herzchen! werde mein!

Sendet ihn in Feindes Land,
Dass ein Schwert ihn spalte:
Doch das Schwert in tapfrer Hand
Kehrt zurück der Alte.
Liebe mich, Toda! Tödelein!
Liebe mich, Holdchen!
Liebe mich, Goldchen!
'S kann ja doch nicht anders seyn.

Die lustigen Weiber.

Die Traube lockt unter grünem Blatt;
Gluck gluck!
Der Wein macht durstige Kehlen glatt.
Gluck gluck!
Drey Weiber sitzen am Gartenhaus,
Und leeren behaglich die Becher aus.
Gluck gluck! gluck gluck! gluck gluck!

Die Eine vertrinkt ihr Schleierlein,
Gluck gluck!
Die Zweyt' einen Ring von Golde fein,
Gluck gluck!
Die Dritte trinket noch zwey - dreymal,
Vertrinket sogar ihren Ehgemahl,
Gluck gluck! im Schluck, gluck gluck!

Die Erste spricht mit frohem Sinn:
Gluck gluck!
Fahr hin, o Schleierchen, fahr nur hin!
Gluck gluck!

Ich hab' eine Schwester, die webt und stickt
Und mir ein zärteres Schleierchen schickt,
Gluck gluck! zum Schmuck, gluck gluck!

Die Andere spricht mit heiterm Sinn:
Gluck gluck!
Nehmt auch den Ring, den goldenen, hin!
Gluck gluck!
Ich hab' einen Bruder der Goldschmidt ist,
Der schmiedet mir schönern in kurzer Frist,
Gluck gluck! zum Schmuck, gluck gluck!

Die Dritte ruft mit leichtem Sinn:
Gluck gluck!
Bring' euch der saubre Gemahl Gewinn!
Gluck gluck!
Blüht mir das Wängelein frisch und roth,
So hat's mit solch einem Herrn nicht Noth.
Gluck gluck! gluck gluck! gluck gluck!

W. Gerhard.

Bildende Kunſt.

Das Werk: Königliche Galerie von München und Schleißheim ꝛc. erhält ſich fortdauernd bey den Verdienſten und Vorzügen welche wir noch im letzten Stück von Kunſt und Alterthum zu rühmen Gelegenheit hatten. Seither erſchienen noch die 38, ſo auch die 39ſte Lieferung. In jener iſt beſonders das Portrait eines wohlgebildeten jungen Mannes, Halbfigur nach Vandyck, von Winterhalder gezeichnet, herrlich gerathen; deßgleichen drey tabakrauchende Bauern, nach A. Brouwer von Schüler, ſehr geiſtreich. In der 39ſten Lieferung ſind ehrenhafter Erwähnung werth eine Schlittenfahrt nach Ph. Wouwermanns von Flachenecker gezeichnet, und eine Hirtenſcene nach Dujardin von Piloti.

Gern gedenken wir noch eines auch zu München verfertigten, obwohl nicht zum Galeriewerk gehörigen lithographiſchen Blatts, der Morgen betitelt, und Anſicht des Dorfs Partenkirch nebſt der Zugſpitze im Bayeriſchen Hochlande, nach einem Gemälde von Peter Heß, gezeichnet von Fr. Hohe. Der landſchaftliche Theil der Darſtellung iſt maleriſch, man kann ſagen großartig und romantiſch, die Figuren und das Vieh wohlgezeichnet; vornehmlich aber verdient die lithographiſche Arbeit wegen ihrer großen Reinlichkeit, fleißigen Ausführung und kräftigen klaren Schatten gerühmt zu werden.

Mit anhaltender Thätigkeit wird das lithographiſche Werk von alt nieder- und oberdeutſchen Gemälden der Herren Brüder Boiſſerée und Bertram fortgeſetzt. Der zur 15ten Lieferung gehörigen Abbildung des herrlichen Chriſtuskopfes von Hemling iſt im nächſtvorigen Stück von Kunſt und Alterthum wohl-

verdientes Lob ertheilt worden. Zu derſelben Lieferung ſind weiter noch hinzugekommen: Johannes der Evangeliſt und St. Catharina nach Gemälden des B. de Benge, Figuren bis an die Knie und, wie der Augenſchein lehrt, Bildniſſe. Als lithographiſche Arbeiten haben beyde Blätter das Verdienſt ſehr reinlicher kräftiger Ausführung, zumal in den ſchön gefalteten Gewändern. Auch die reichen landſchaftlichen Hintergründe ſind mit vieler Sorgfalt ausgeführt.

Ein Blatt der ebenfalls erſchienenen 16ten Lieferung ſtellet das Chriſtkind, Maria und die heilige Anna dar, einem Gemälde von M. Grünewald treulich nachgebildet.

Vortrefflich nimmt ſich das zweyte Blatt in dieſer Lieferung aus. Man ſieht den Evangeliſten Lukas beſchäftigt die Maria und das Chriſtkind abzubilden, nach einem höchſt ſchätzbaren Werk des Johann von Eyck. Nicht nur iſt das Vorbild mit merkwürdiger Treue, allen ſeinen Vorzügen und des Meiſters ganzer Ei-

genthümlichkeit übertragen, ſondern es verdient das Blatt auch als eine der gelungenſten Lithographien Aufmerkſamkeit, iſt zart, pünctlich bis ins kleinſte Detail vollendet, in den Schatten ſehr kräftig und geſättigt; die Figuren treten aus dem Ganzen gut vor, den Köpfen iſt Ausdruck und Leben verliehen, dem des Evangeliſten ganz beſonders, welcher als Portrait eines Familiengliedes anzuſehen iſt.

Das 3te Blatt dieſer Lieferung ſtellt Kaiſer Maximilian I. dar, nach einem Gemälde des S. Walch, halbe Figur, geharniſcht, die Krone auf dem Haupt, in den Händen Zepter und Schwert. Durch das geöffnete Fenſter ſieht man ſchroffes Felsgebirg mit Gemſenjägern und andern Theilnehmenden, beſchäftigt den auf der Martinswand verſtiegenen Kaiſer herabzufördern. Die Züge des Monarchen ſind wahrhaft, bedeutend, er hat im Ausdruck etwas ſtill Sinnendes, überhaupt eine angenehme, Zutrauen, ja Liebe erregende Gegenwart. Als Lithographie iſt auch dieſes Blatt

durch fleiſsige zarte Ausführung alles Beyfalls werth.

Paris 1826.

Chronique amoureuse de la Cour de France. 80 Tableaux lithographiés d'après les Ouvrages des Peintres français, par M. M. Maurin et accompagnés d'une Texte historique par MM. Musset-Patay et Sazerac.

Die vier Blätter der erſten Lieferung, welche uns vor Augen liegt, ſind als Lithographien betrachtet von der beſten Beſchaffenheit; kräftig, zart und mit vielem Fleiß ausgeführt, zumal iſt das Blatt Henri IV et Gabrielle wohlgelungen; auch Erfindung und Anordnung an demſelben ſind, wenn gleich nicht ſehr zu loben, doch beſſer als bey den drey übrigen, von denen das letzte, Ludwig XV, Madame

von Pompadour und Voltaire darſtellend, uns den verzweifelten Wunſch abnöthigte: daß doch — wir wollen nicht ſagen Watteau und Lancret, nein — daß Boucher wieder aufleben möchte.

Jedes lithographiſche Blatt wird von einem andern Blatt ſchön gedruckten Textes begleitet.

Nicht ohne lobenswürdige Eigenſchaften iſt ein zu Paris in vier Lieferungen 1824 und 1825 erſchienenes lithographiſches Werk: Un mois en Suisse, ou Souvenirs d'un Voyageur, recueillis par M. Hilaire Sazerac et ornés de croquis lithographiés d'après nature par M. Edouard Pingret. Der Reiſende betritt die Schweiz im Val de travers, geht über Neuchatel, Bern, Freyburg, den Gemmipaß nach dem Walliſerland; von hier über die Furca und St. Gotthard bis Airolo; dann zurück auf der St. Gotthard-Straße nach Altorf, Schwyz, auf den Rigiberg, nach Küſtnacht,

Luzern, Stanz, über den Brünnig nach Brienz, Grindelwald, gelangt ferner an den Genferſee, ſieht Vevay, das Schloß Chillon, Lauſanne und kommt durch Genf wieder nach Frankreich zurück.

Die vierzig lithographirten Blätter nebſt fünf dem Text eingedruckten Vignetten enthalten Gegenſtände, welche von Hrn. Pingret auf dem angezeigten Wege gezeichnet worden. Es ſind keineswegs bloße Croquis, wie der Titel angiebt, ſondern großentheils ausgeführte landſchaftliche Bilder merkwürdiger Schweizergegenden, deren Charakter oft recht gut dargeſtellt iſt. Die Lüfte ſind weich gehalten und wie getuſcht; die Haltung, der maleriſche Effect zuweilen meiſterhaft gelungen; Gebäude und Figuren verſtändig und mit vielem Geſchmack gezeichnet, nur an Felſen und Bäumen wird zuweilen etwas manierirtes Weſen wahrgenommen.

Basle, en Suisse. Souvenirs de la Vallée de Chamonix, par Samuel Birmann, publiés par Birmann et fils, Editeurs.

Den Kunſtfreunden machen wir mit Vergnügen ein neu erſchienenes Werk bekannt, welches 25 meiſtens wohl und zum Theil vortrefflich gerathene Anſichten vom Mont-Blanc und dem Chamonix-Thal enthält, jede von einem Blatt Erklärung begleitet. Die Anſichten ſind von mäßiger Größe, etwa von 6 zu 8 franzöſiſchen Zollen in Höhe und Breite, in Aquatinta geätzt und ſehr ſauber mit Verſtand und Fleiß colorirt. Aber nicht nur die Ausführung iſt zu loben, ſondern auch der Geiſt, der Geſchmack womit der Künſtler durchgängig die Gegenſtände aufzufaſſen und darzuſtellen gewußt. Man begegnet Situationen ſo anmuthig wie in Schwanefeldts lieblichen Bildern, und eben ſo wahr und eigenthümlich erſcheint das Schroffe, Erſtarrte, ſchauerlich Große in den Anſichten der Gletſcher. Wir geſte-

hen, von colorirten Proſpecten nie etwas Beſſe-
res geſehen zu haben, und erfreulich iſt es uns
hier, dem Herrn P. Birmann, Vater des
Künſtlers und Mitherausgeber des Werks, un-
ſerm alten Freund und römiſchen Studienge-
noſſen, Glück wünſchen zu können, daß ſein
wackrer Sohn Gelegenheit gegeben oder viel-
mehr uns die Pflicht auferlegt, ein ſo vor-
theilhaftes Zeugniß vom Verdienſt ſeiner Ar-
beit zu erſtatten.

Darſtellungen zu Goethes Fauſt, von Ludwig Nauwerk, 1. Heft in 4 Blättern. Hamburger Steindruck.

Herr Nauwerk, den die Weimariſchen
Kunſtfreunde ſchon lange als ihnen wohlgeſinnt
kennen und ſchätzen, hat in den vier Blättern,
welche hier angezeigt werden ſollen, Geiſt und
gebildeten Geſchmack bewieſen. Das erſte

Blatt, den Titel des Werks und die Dedication an Goethe enthaltend, bezieht ſich auf das Vorſpiel. Man ſieht das Theater, der Director ſpricht, die luſtige Perſon antwortet, der Dichter an ſeine Harfe gelehnt ſcheint zuzuhören. Neugierige Zuſchauer ſchieben den Theater-Vorhang etwas auf die Seite, ungeduldig zu ſehen und zu hören was vorgeſtellt werden ſoll.

Auf dem zweyten Blatt erſcheint der Herr auf Wolken, umgeben von himmliſchen Heerſchaaren; Mephiſtopheles ſieht aus der Tiefe hinauf, geblendet vom ausſtrömenden Glanz der Herrlichkeit.

Auf dem dritten Blatt ſieht man Fauſt am Studiertiſche ſitzen, umgeben von Büchern und Inſtrumenten; die coloſſale Geſtalt des Erdgeiſts ſteigt herauf, ſchön, wundervoll; Fauſt fährt in Entſetzen zurück.

Das vierte Blatt dieſer Lieferung ſtellt die Scene der Spaziergänger vor dem Thore dar; die Mannigfaltigkeit von Alter, Stand und

Charakter, das Lebendige und Geiſtreiche in dieſem Blatt gereicht dem Herrn Nauwerk zur Ehre und vergütet reichlich einige wenig erhebliche Unrichtigkeiten der Zeichnung.

Auf dem Titel iſt Hamburger Steindruck angezeigt; man darf alſo Zartes und Kräftiges erwarten, findet ſich auch in ſolcher Erwartung keineswegs getäuſcht. Das zuletzt erwähnte Blatt iſt auch als Steindruck das vorzüglichſte des Hefts.

Im vorletzten Heft von Kunſt und Alterthum oder dem zweyten des fünften Bandes iſt von dem Werk des Herrn Dr. Nöhden: A selection of ancient coins Anzeige geſchehen. Seither iſt noch ein Doppelheft deſſelben erſchienen mit zehn Kupfertafeln, von denen zwey Münzen von Catana, die andern aber alle Syrakuſaniſche darſtellen. Alles Lob welches wir den Münzabbildungen in den beyden erſten Heften des Werks beyzulegen uns ver-

pflichtet fanden, gilt ohne Einſchränkung auch jetzt wieder; der Zeichner und der Kupferſtecher ſind dieſelben und haben jeder ſeine Kunſt mit gleicher Sorgfalt und Zierlichkeit wie damals ausgeübt.

Der Verfaſſer des Textes ſtarb vor wenigen Monaten, darum iſt es wohl ungewiß, ob dieſes Werk weiter fortgeſetzt wird oder als geſchloſſen anzuſehen iſt. Wir haben in ihm einen wackern gefälligen Freund verloren, auch gereicht ſein frühes Hinſcheiden der Wiſſenſchaft zum Nachtheil; denn an ſeiner Stelle (Aufſeher am brittiſchen Muſeum), und mit Kenntniſſen ausgerüſtet wie er war, dürfte bey längerem Leben das Fach der Alterthumskunde von ihm noch mehrere ſchätzbare Arbeiten erhalten haben.

Chineſiſches.

Nachſtehende, aus einem chreſtomathiſch-biographiſchen Werke, das den Titel führt: Gedichte hundert ſchöner Frauen, ausgezogene Notizen und Gedichtchen, geben uns die Ueberzeugung, daß es ſich trotz aller Beſchränkungen, in dieſem ſonderbar-merkwürdigen Reiche noch immer leben, lieben und dichten laſſe.

Fräulein See-Yaou-Hing.

Sie war ſchön, beſaß poetiſches Talent, man bewunderte ſie als die leichteſte Tänzerin. Ein Verehrer drückte ſich hierüber poetiſch folgendermaßen aus:

Du tanzest leicht bey Pfirsich-Flor
Am luftigen Frühlings-Ort:
Der Wind, stellt man den Schirm nicht vor,
Bläst euch zusammen fort.

Auf Wasserlilien hüpfteſt du
Wohl hin den bunten Teich,
Dein winziger Fuss, dein zarter Schuh
Sind selbst der Lilie gleich.

Die andern binden Fuss für Fuss,
Und wenn sie ruhig stehn
Gelingt wohl noch ein holder Gruss,
Doch können sie nicht gehn.

Von ihren kleinen goldbeſchuhten Füßchen ſchreibt ſich's her, daß niedliche Füße von den Dichtern durchaus goldne Lilien genannt werden, auch ſoll dieſer ihr Vorzug die übrigen Frauen des Harems veranlaßt haben, ihre Füße in enge Bande einzuſchließen, um ihr ähnlich wo nicht gleich zu werden. Dieſer Gebrauch, ſagen ſie, ſey nachher auf die ganze Nation übergegangen.

Fräulein Mei-Fe.

Geliebte des Kaiſers Min, reich an Schönheit und geiſtigen Verdienſten und deßhalb von

Jugend auf merkwürdig. Nachdem eine neue Favoritin ſie verdrängt hatte, war ihr ein beſonderes Quartier des Harems eingeräumt. Als tributäre Fürſten dem Kaiſer große Geſchenke brachten, gedachte er an Mei-Fe und ſchickte ihr alles zu. Sie ſendete dem Kaiſer die Gaben zurück, mit folgendem Gedicht:

Du sendest Schätze mich zu schmücken!
Den Spiegel hab' ich längst nicht angeblickt:
Seit ich entfernt von deinen Blicken,
Weiss ich nicht mehr was ziert und schmückt.

Fräulein Fung-Sean-Ling.

Den Kaiſer auf einen Kriegszug begleitend, ward ſie nach deſſen Niederlage gefangen und zu den Frauen des neuen Herrſchers geſellt. Man verwahrt ihr Andenken in folgendem Gedicht:

Bey geselligem Abendroth,
Das uns Lied und Freude bot,
Wie betrübte mich Seline!

Als sie, sich begleitend, sang,
Und ihr eine Saite sprang,
Fuhr sie fort mit edler Miene:
Haltet mich nicht froh und frey;
Ob mein Herz gesprungen sey —
Schaut nur auf die Mandoline.

Kae - Yven.

Eine Dienerin im Palaſte. Als die Kaiſerlichen Truppen im ſtrengen Winter an der Gränze ſtanden um die Rebellen zu bekriegen, ſandte der Kaiſer einen großen Transport warmer Monturen dem Heere zu, davon ein großer Theil in dem Harem ſelbſt gemacht war. Ein Soldat fand in ſeiner Rocktaſche folgendes Gedicht:

Aufruhr an der Gränze zu bestrafen
Fechtest wacker, aber Nachts zu schlafen
Hindert dich die strenge Kälte beissig.
Dieses Kriegerkleid ich näht' es fleissig
Wenn ich schon nicht weiss wer's tragen sollte;
Doppelt hab' ich es wattirt und sorglich wollte

Meine Nadel auch die Stiche mehren,
Zur Erhaltung eines Manns der Ehren.
Werden hier uns nicht zusammen finden,
Mög' ein Zustand droben uns verbinden!

Der Soldat hielt für Schuldigkeit das Blatt ſeinem Offizier vorzuzeigen, es machte großes Aufſehen und gelangte vor den Kaiſer. Dieſer verfügte ſogleich eine ſtrenge Unterſuchung in dem Harem: wer es auch geſchrieben habe, ſolle es nicht verläugnen. Da trat denn Eine hervor und ſagte: ich bin's, und habe zehntauſend Tode verdient. Der Kaiſer Yuen-tsung erbarmte ſich ihrer und verheyrathete ſie mit dem Soldaten der das Gedicht gefunden hatte; wobey Seine Majeſtät humoriſtiſch bemerkte: „haben uns denn doch hier zuſammen gefunden!" Worauf ſie verſetzte:

Der Kaiser schafft, bey ihm ist alles fertig,
Zum Wohl der Seinen, Künftiges gegenwärtig.

Hierdurch nun iſt der Name Kae-Yven unter den chineſiſchen Dichterinnen aufbewahrt worden.

Moderne
Guelfen und Ghibellinen.

Vincenzo Monti, sulla Mitologia, Sermone. Milano 1825.

Carlo Tedaldi - Fores, sulla Mitologia, Diſesa. Cremona 1825.

Dieſe beyden Gedichte haben wir ſchon in dem vorigen Stücke erwähnt; wir gedenken derſelben hier abermals etwas umſtändlicher, weil ſie Gelegenheit geben über den Kampf der Geſinnungen der in unſern Zeiten waltet nachzudenken, auch wohl einiges zu beſprechen. Dieſer Conflict geht durch alles durch, wenn gleich hier nur die Dichtung zur Sprache kommt.

Monti ſteht auf der Seite der griechiſchen Mythologie und alſo jener Dichtkunſt welche

dahin ſtrebt, daß der Einbildungskraft Gehalt, Geſtalt und Form dargebracht werde, ſo daß ſie ſich daran als an einem Wirklichen beſchäf- tigen und erbauen könne. Alles beruht hier auf allgemeiner geſunder Menſchheit, welche ſich in verſchiedenen abgeſonderten Charakteren neben einander als die Totalität einer Welt darſtellen ſoll.

Tedaldi-Fores dagegen kämpft für ein freyes Walten der Einbildungskraft, welche mit beſtimmten und unbeſtimmten Geſtalten aller Art nach freyem Willen gebaren, ſowohl ein gebildetes, als ein ungebildetes Geſchlecht befriedigen, beſonders aber dem, was der Deutſche Gemüth nennt, dem innern Gefühl, worin alle gutartige Menſchen übereinkommen, d. h. alſo der Humanität ganz eigentlich zu- ſagen ſolle.

Genau betrachtet dürfte hier kein Streit ſeyn: denn die Alten haben ja auch unter be- ſtimmten Formen das eigentlich Menſchliche dargebracht, welches immer zuletzt, wenn auch

im höchſten Sinne, das Gemüthliche bleibt. Nur kommt es darauf an, daß man das Geſtalten der dichteriſchen Figuren vermannigfaltige und ſich alſo dadurch der gerühmten Vortheile bediene, welche ein durch ein paar tauſend Jahre erweiterter Geſichtskreis darbieten mag.

Hier wäre nun Raum zu wünſchen für eine umſtändlichere Ausführung, um beyden Parteyen ihre Vortheile nachzuweiſen, endlich aber zu zeigen, wie eine gleich der andern Gefahr läuft, und zwar die Claſſiker, daß die Götter zur Phraſe werden; die Romantiker, daß ihre Productionen zuletzt charakterlos erſcheinen; wodurch ſie ſich denn beyde im Nichtigen begegnen.

Bemerkung und Wink.

„Man hat beobachtet, daß es möglich ſey ziemlich genau den geiſtigen Zuſtand einer Nation nach ihrer periodiſchen Literatur zu beurtheilen. Und fürwahr, dieſe Art von Schriften hat mehr als alle andere Urſache ſich nach dem Geſchmacks- und Sittenwechſel zu richten. Beſchäftigt über Gegenſtände des Augenblicks zu ſprechen, die flüchtigen Ereigniſſe des Tages aufzuzeichnen, im Vorübergehen einen müßigen Leſer zu unterhalten, offenbaren ſie daß das Publicum ſelbſt ihnen ihren Charakter giebt. Verſuchen auch die Autoren, bis auf einen gewiſſen Grad, der Meinung eine Richtung zu geben, ſo verlangen im Gegentheile die Leſer ihrerſeits den Ausdruck ihrer eignen Gedanken zu finden; und ſo ſtellen die verſchiedenen Farben, welche die zahlreichen

Productionen unterſcheiden, das ziemlich treue Bild der Abſchattungen dar, welche die verſchiedenen Claſſen, woraus das Publicum beſteht, von einander abſondern.“

Sage mir mit wem zu sprechen
Dir genehm, gemüthlich ist;
Ohne mir den Kopf zu brechen
Weiss ich deutlich wie du bist.

Bildende Kunſt.

Sendungen aus Berlin.

Herr Ternite, gegenwärtig Aufſeher der Königlich Preußiſchen Bildergalerie zu Potsdam, dem während ſeines Aufenthalts in Neapel die Gelegenheit günſtig war, frey nach den antiken Malereyen aus Herculanum und Pompeji zu ſtudiren, hat mehrere merkwürdige Stücke mit Gouachefarben, in eben der Größe wie die Originale ſind, copirt und noch eine ſehr beträchtliche Anzahl anderer Umriſſe gezeichnet, die Köpfe vornehmlich, auch ſonſt wohl Glieder und Theile der Figuren, nach Beſchaffenheit der Vorbilder mehr oder weniger kräftig und ausführlich mit ſchwarzer Kreide abſchattirt. Durch Vermittlung eines werthen Freundes iſt uns das große Vergnügen,

bald möchten wir ſagen das Glück zu Theil ge-worden, von dieſen Studien eilf gemalte Stücke und nahe an hundert gezeichnete zu ſehen.

Unter den gemalten zog uns beſonders ein Bild mit drey weiblichen Figuren an: zwey derſelben einander gegenüberſitzend, die dritte zwiſchen inne ſtehend und angelehnt, alle wohl-geſtaltet und geſchmackvoll drappirt.

Den allgemeinen Begriff dieſes Bildes hat-ten wir ſchon aus dem Kupfer gewonnen (Pitture d'Ercol. T. II. S. 71.) hier aber in der eigentlichen Größe, zwey leipziger Fuß in's Gevierte und colorirt, erſchien es als ganz etwas Neues. Der ruhige Sinn, welcher aus dem Zuſammenſeyn der drey Frauen uns anſpricht, ließe ſich nur als ein Gefühl des Dolcissimo far niente einigermaßen ausdrü-cken, oder wenn man es höher nehmen dürfte, würden wir ſagen ſie behaben ſich ſo ernſt als gelaſſen, ſo ruhig und leidenlos wie die epi-kuriſchen Götter, deren Nachbild und Gleich-niß ſie zu ſeyn ſcheinen.

Eben dieſe himmliſche Ruhe, dieſes Verharren in ſich ſelbſt, nicht etwa auf Leidenſchaft und Sehnſucht hindeutend, geht auch durch alle übrigen Bilder durch und giebt uns die Anſchauung einer andern Welt.

Ein folgendes Stück enthält nur eine weibliche ſitzende Figur in einen blaßrothen Mantel gehüllt. Unmöglich können Sammlung und Nachdenken lebendiger mit mehr Anmuth ausgedrückt werden als in dieſer Figur geſchehen iſt. Dann wären auch Phryxus und Helle, ein Meduſenhaupt, und eine gar anmuthig halbbekleidete weibliche Figur an der Erde ſitzend, mit Lob zu erwähnen.

Unter den Zeichnungen iſt eine große Zahl welche durch heitere gefällige Erfindung Vergnügen gewähren, und von dieſer Art ſind faſt ohne Ausnahmen die welche Kinder in verſchiedenen Beſchäftigungen und Spielen darſtellen. Zu dieſen geiſtreich-ſcherzhaften Bildern gehört weiter noch das wo ein ſitzend Mädchen angelt und ihr gegenüber ein klei-

ner weiblicher Amor ein Henkelkörbchen hält, um die gefangenen Fiſche hineinzulegen; beyde Figuren haben liebliche Köpfe. Ferner zeichnen ſich durch lebendigen Ausdruck, durch Schönheit, gefällige Züge und wohlgehaltene Darſtellung des ihnen zukommenden Charakters noch aus: Paris, dem ein Liebesgott zuzuſprechen ſcheint, Bruſtbild in runder Einfaſſung; anderes Bruſtbild eines niederſchauenden Mädchens, voll Seele; der edle Kopf eines nackten Apollo; Endymion, in deſſen Zügen der Schlaf ſehr wohl ausgedrückt iſt; Silen, Bruſtbild in runder Einfaſſung, vortrefflich ſo im Charakter wie im Ausdruck; zwey herrliche Köpfe, eine Herrin und ihre Dienerin darſtellend, etwa in halber Lebensgröße; die erſte hat einen gebietenden Charakter, der Juno vergleichbar. Vor allen ſind die Köpfe einer ſchönen, den Bacchus und Silenus darſtellenden Gruppe ſchätzbar; nicht weniger die des Achilles und der Briſeis, in der Zeichnung nach einem Gemälde welches die Weg-

führung der letztern aus dem Gezelte des Achilles darzuſtellen ſcheint. So jugendlich edel, wahrhaft halbgöttlich, als er hier erſcheint, haben wir den Helden der Ilias in keinem andern Denkmal des Alterthums dargeſtellt gefunden.

Die ganze Sammlung der erwähnten colorirten und gezeichneten Abbildungen antiker Malereyen halten wir in mehrfacher Beziehung für einen großen Schatz; ihr weiteres Bekanntwerden dürfte zumal bey Kunſtfreunden, welche Italien nicht ſelbſt bereiſet haben, einen richtigern und höhern Begriff von der Malerey der Alten erwecken, als aus Kupferſtichen ſonſt zu gewinnen war. Falſch Gedachtes findet ſich in keinem einzigen dieſer Bilder; durch und durch waltet reiner Sinn, freundlich naive Grazie; aus ihnen weht uns der milde Hauch beſſerer Zeit und Kunſt an. Aber obſchon ſie das Gemüth anſprechen, im Ganzen den Geſchmack, bedingungsweiſe auch den Verſtand befriedigen; ſo darf nie vergeſ-

ſen werden daß Herr Ternite nicht Werke vor-treſflicher Meiſter des Alterthums zu Vorbil-dern für die von ihm gefertigten treuen Co-pien vor Augen hatte, ſondern mit wenigen Ausnahmen nur flüchtige Arbeiten gemeiner Maler, Wandverzierungen bürgerlicher Woh-nungen. Daher die oft mangelhafte Zeich-nung, zuweilen auch Mißtöne im Colorit des Fleiſches und ferner Unachtſamkeiten in Hin-ſicht auf Beleuchtung. Aber ſo groß war die Kunſt der Alten, ruhete auf ſolchen tüchtigen Unterlagen, daß aus den angeführten Fehlern keine ſtörende Wirkung entſteht: denn auch in den geringſten von den pompejaniſchen Male-reyen iſt Abſicht, iſt das Weſentliche deutlich ausgeſprochen, recht und ſinnig. Man glaubt, man überredet ſich, es habe nicht an des Künſt-lers Unvermögen gelegen, ſondern nur die beſ-ſere Ausführung, die auf einzelne Theile zu verwendende Sorgfalt ihm eben nicht beliebt.

Die gemalten Copien des Herrn Ternite gewähren eine deutliche Anſchauung der merk-

würdigen Farbenharmonie der antiken Gemälde. Es iſt kein durch Ueberzug (Laſur) über das Ganze verbreiteter Ton, etwa Gelb, oder allgemeines Dämpfen der lebhaften Farben, wie ſolches von guten Meiſtern der neuen Zeit geübt worden, ſondern eine Hauptfarbe herrſcht und die andern, ihr befreundet, ſchließen ſich harmoniſch an. So z. B. herrſcht an dem oben erwähnten Gemälde von den drey weiblichen Figuren Violett vor, Grün und Braun begleiten daſſelbe in ſchöner Mäßigung und Uebereinſtimmung. Alle heben einander gegenſeitig und laſſen dabey den Fleiſchtinten ihr ganzes Recht. Hieraus entſteht ein zauberiſcher Reiz des geſammten Ganzen, eine Wolluſt für das Auge, welche die neuern Kunſtproducte meiſt entbehren; wahrſcheinlich aber könnte durch aufmerkſames Studiren der noch vorhandenen antiken Gemälde dieſer Vorzug wieder erworben werden.

Sollte nun die Frage an uns geſchehen: ob die antiken Malereyen aus Herculanum

und Pompeji, ſey es im Original, ſey es in den angezeigten treuen Abbildungen, Künſtlern als Muſterſtücke zur Nachahmung zu empfehlen wären? ſo iſt die Antwort in dem vorſtehenden Bericht eigentlich ſchon gegeben: nämlich Muſterſtücke zum Nachahmen, Vorbilder zum Studiren ſind ſie allerdings nicht, es bedarf zu ſolchem Zweck viel ſtrengere, mit größerer Sorgfalt in allen Theilen ausgeführte Werke; allein dem jungen Künſtler, ja den Künſtlern Alt und Jung insgeſammt, iſt das Studium der alten Malereyen und was damit in Verbindung ſteht ſehr anzurathen, denn der Geiſt, der Geſchmack iſt gut. Wir geben zu, die alten Maler von deren Arbeiten hier die Rede iſt ſeyen zu ihrer Zeit bloß mittelmäßige Künſtler geweſen, Regeln und Grundſätze aber nach denen ſie verfuhren waren vortrefflich. Für richtiges, der Kunſt, in ſo ferne ſie eine Art von Poeſie iſt, angemeſſenes ſchönes Denken, für Behandlung, für Beleuchtung und, wie vorhin erinnert worden, Stel-

lung und Vertheilung der Farben iſt allerdings viel, ſehr viel aus ihnen zu lernen.

Von den vorerwähnten und ähnlichen Zeichnungen des Herrn Ternite hat er ſelbſt neun Blätter bereits lithographirt, wofür ihm alle wahren Kunſtfreunde großen Dank wiſſen werden. Dieſe Lithographien fanden wir durchaus treu den Zeichnungen nachgebildet, die Köpfe und weniges Andere mit großer Sorgfalt in ſoweit ausgeführt, daß dieſelben einen möglichſt deutlichen Begriff von der Kunſtbeſchaffenheit der antiken Vorbilder gewähren; die übrigen Theile der Figuren aber ſind ſowie in den Zeichnungen bloß durch Umriſſe angegeben. So wohl überlegt nun dieſes Verfahren an ſeinem Ort geweſen iſt, indem Herr Ternite dadurch in gegebener Friſt eine faſt unglaublich große Anzahl von Zeichnungen nach antiken Malereyen zu Stande gebracht, die dem Sachverſtändigen vollkommen genügen; ſo erlauben wir uns doch die Erinnerung, daß es vielleicht rathſam wäre künftig in der litho-

graphiſchen Ausführung auch die Figuren ein wenig abzuſchattiren; immer möchte die Ausführung der Köpfe vorwalten, man möchte ſehen daß es hauptſächlich um dieſelben zu thun iſt. Die Schattirung der Figuren dürfte allenfalls nur ganz leicht, bloß andeutend ſeyn, und um alle Verwirrung zu beſeitigen, könnte ſogar eine von den Köpfen etwas unterſchiedene Manier der Behandlung gewählt werden. Wir behaupten zwar nicht daß die Blätter dadurch im Weſentlichen gewinnen und belehrender ſeyn würden, allein ſie dürften beſſer in die Augen fallen, ſicherlich auch das größere Publicum mehr anſprechen. Eine weitere Verbreitung aber von dieſen und ähnlichen Werken iſt für die gute Sache, wir möchten ſagen den wahren Glauben in Kunſt und Geſchmack, ungemein wichtig.

Hiernach nun können wir die Abſicht des Künſtlers nicht anders als billigen: eine ſucceſſive Herausgabe dieſer unſchätzbaren Werke zunächſt anzukündigen. Verfährt er auf die

eben von uns angedeutete Weiſe, und fügt er ſogar jeder Lieferung das colorirte Facſimile eines dieſer Bilder hinzu; ſo dürfen wir hoffen daß er, ohngeachtet des Ueberdrangs ſolcher Anerbietungen, dennoch Glück machen werde. Denn nicht allein der ernſte Künſtler, der gründliche Kenner, der Freund einer heitern Kunſt und der Kunſtgeſchichte wird hieran Theil nehmen; der Sammler wird eine geſchichtliche Lücke ausfüllen, auch alle praktiſchen Maler heiterer Zimmerverzierungen werden Anlaß finden nicht allein mit Copiren ſolcher Werke Glück zu machen, ſondern auch im Sinne derſelben gar manches aus dem Alterthum zur Freude wohlhabender lebensluſtiger Beſitzer anzuwenden und vorzuführen, nicht weniger auch den eignen Erfindungsgeiſt dadurch zu beleben.

Zu gleicher Zeit iſt uns eine frühere Bemühung deſſelbigen Künſtlers abermals zur

Erinnerung gebracht worden. Von dem Gemälde der Krönung Mariä des Fra. Giov. Angelico da Fieſole verfertigte, als das Bild ſich in Paris befand, Herr Ternite ſehr zierliche Federumriſſe, die vor mehreren Jahren in Kupfer geſtochen und mit Text von A. W. Schlegel begleitet, dem Publicum übergeben und von allen Freunden der Kunſtgeſchichte gewiß in ihre Sammlungen aufgenommen worden.

Gedachtes Werk hat uns ſeiner Zeit ſchon genugſames Intereſſe gegeben; dieſes wird gegenwärtig erneut durch die uns vorliegenden Originalumriſſe deſſelben, welche als ein bedeutender Schatz in einer großen öffentlichen Sammlung füglich eine Stelle verdienen. Sie haben durch ihre gewiſſenhafte Treue nicht minder vergnügliche als lebhafte Erinnerung an das Vorbild erregt, und wir enthalten uns nicht davon näheren Bericht abzuſtatten.

Dieſes erwähnte Bild war ein Hauptwerk des frommen fleißigen Fra. Giov. Angelico

da Fieſole, welcher von Anfang bis nach der Mitte des 15. Jahrh. lebte, gearbeitet und über einem Seitenaltar der Kirche San Domenico unter Fieſole aufgeſtellt. Es wanderte zu Anfang des laufenden Jahrh. nach Paris, und wir wiſſen nicht ob es, wie ſo viele aus Italien entwandte Kunſtwerke, an ſeine Stelle zurückgekehrt oder in Frankreich geblieben.

Die Anordnung iſt, nach Art der Maler jener Zeit, ſymmetriſch, ohne Mannigfaltigkeit und zierliches Verflechten der einzelnen Gruppen. Der Zeichnung laſſen ſich manche Fehler nachweiſen; hingegen hat das Colorit, obwohl im Ganzen etwas ſchwach, eine gefällige Blüthe und Klarheit. Den Köpfen wußte der Maler ſanfte Mienen und viel Abwechſelung zu ertheilen; die meiſten mögen Bildniſſe ſeyn. Aber das Hauptverdienſt dieſes Werkes, das ganz Eigenthümliche deſſelben, beſteht in der überall waltenden Stille, dem gemüthlichen Frommen; ein heiterer

himmliſcher Schein ergießt ſich durch die ganze Darſtellung, ſo daß wir einſt einen geiſtreichen Italiäner davon treffend ſagen hörten: Pare un squarcio del Paradiso.

Von Berlin ſind uns ferner noch durch die Gunſt des Herrn Geh. Ober-Finanz-Rath Beuth zugeſendet worden: eine mit vielem Fleiß verfertigte Copie der Venus von Melos (S. Millingen ancient unedited monuments Tab. IV.) welche verdient daß wir von derſelben kurze Nachricht geben. Sie iſt über 27 Zoll hoch, in den Formen gut verſtanden, und wenn auch der Adel, die Reinheit des bewundernswürdigen Vorbildes nicht vollkommen wiedergegeben ſeyn ſollte, ſo bedenke man welche große Schwierigkeiten dem copirenden jungen Künſtler bey einem ſo herrlichen Muſterbilde ſich entgegenſtellen; und nach ſolcher Betrachtung kann ſeine Arbeit nicht anders als lobenswerth erſcheinen.

Eine Amazone zu Pferd, 15 Zoll hoch, ſcheint ihre erſte Veranlaſſung einer ähnlichen (Bronzi di Ercolano Tom. II. pag. 247. 249.) zu verdanken; ſie iſt jedoch auf eine Weiſe behandelt, wie man die Antike nicht ſowohl nachahmen als ihr folgen, ſie in gewiſſen Fällen freyer entwickeln ſolle. Die Herculaniſche wehrt ſich offenbar, wie man ſieht, gegen einen ſie nahe bedrohenden Fußkämpfer, ſie hält das Pferd zurück, beugt ſich, Blick und Geſt iſt nach unten gekehrt. Bey der gegenwärtigen iſt die Heldin ſowohl als das Pferd welches ſie reitet lebhaft bewegt, ſie ſcheint es auch gleichſam einen Augenblick anzuhalten, aber nur um deſto ſicherer und freyer den Speer auf einen mit ihr in gleicher Höhe heranſprengenden Gegner ſchnellen zu können. Es iſt ein gefällig anſprechendes Ganze, in Gebärde und Gruppirung untadelhaft, mit viel Geſchmack drappirt und die Ausführung als höchſt niedlich zu loben. Wir ſchätzen den hohen oder reichen Mann glücklich der ſolches

Kunſtwerk in Bronze ausgeführt auf einem würdigen Piedeſtal vor ſich hinzuſtellen im Falle iſt.

Vorgemeldete beyden Werke wurden uns in den reinſten Gypsabgüſſen mitgetheilt; nun iſt aber auch noch einer fleißig ausgeführten etwa 10 Zoll hohen Nachbildung der mediceiſchen Venus aus gebranntem Thon mit Beyfall zu gedenken, an welcher die ſchönen Gliederformen, die reizende zarte Geſtalt jenes berühmten antiken Denkmals mit vielem Verſtand und gewiſſenhafter Treue vom Künſtler wiedergegeben ſind.

Neueſte deutſche Poeſie.

Theils unmittelbar von Verfaſſern und Verlegern, theils durch die Aufmerkſamkeit freundlicher Literatoren, gelangt gar manche neue Schrift zu mir, die mich zum Nachdenken aufregt, mich auch wohl im Allgemeinen irgend einen Begriff von ihr faſſen läßt; aber die Anzahl iſt zu groß als daß es mir möglich wäre in's Einzelne zu gehen. Man ſieht manch ſchönes Naturell das ſich von herkömmlichen Regeln befreyt hat, ſich nach eigner Art und Weiſe zu beſchäftigen und auszudrücken bemüht iſt, dagegen aber auch noch nicht dahin gelangte, ſich ſelbſt Geſetze vorzuſchreiben und in den von der Natur gezogenen Kreis zu beſchränken. Auch hält es ſchwer in jugendlichen Tagen über Stoff und Gehalt, Behandlung und

Form deutlich zu werden. Wie oft ich nun auch irgend ein Heft oder Bändchen durchdenke, ſo bin ich doch nicht im Stande mich hierüber ausführlich mitzutheilen. Möge nachſtehende Tabelle verdeutlichen wie ich mir den Werth von dergleichen Productionen anſchaulich zu machen ſuche.

Forderte man nun, es ſollte nebenſtehende lakoniſch und extemporirt aufgezeichnete Tabelle im Einzelnen gewiſſenhaft durchgedacht, das Ausgeſprochene näher beſtimmt, zur Ueberzeugung des Dichters und zur Einleitung des Publicums ausgeführt werden, verlangte man die Literatur des Tags und der Stunde aus dieſem Geſichtspunct behandelt zu ſehen; ſo läßt ſich begreifen, daß die ganze Zeit eines unterrichteten, denkenden, liebevoll-theilnehmenden Mannes dazu nöthig wäre, der am Ende unter Tauſenden doch nur für eine einzige Stimme gelten würde, und was könnte ſie für Wirkung hervorbringen? Würde der junge Dichter freundlich drein ſehen, wenn

n

Naturell.	Form.	Effect.
) Leicht.	Einzelnen gut.	Ephemer.
) Ernſt und elegiſch.	: Abſicht gemäß.	Vorübergehend.
) Begabt.	ſließt ſich nicht zu-ammen.	Unbefriedigt.
) Wohlbegabt.	um zu entziffern.	Abſtoßend.
) Beſonnen.	geſchloſſen.	Zweifelhaft wegen jenes Widerſtreits.
) Rein.	iſtreich.	Anmuthig.
) Kräftig.	etoriſch-poetiſch.	Ermuthigend.
) Nicht ausgezeichnet.	cht abgeſchloſſen.	Immer beym Alten.
) Klar und empfänglich.	erdacht.	Unwirkſam.
0) Peinlich.	rein.	Beunruhigend.
1) Bedeutend.	annigfaltig.	Auffordernd.
2) Weiblich.	rſchwebend.	Täuſchend.
3) Facil.	ſchickt.	Eigenartig.

man ihm Beſchränkungen zumuthete? Würde das Publicum zufrieden ſeyn, wenn man ſein augenblickliches Entzücken und Verwerfen zur Mäßigung heranriefe? Beſſer iſt es, die Zeit gewähren zu laſſen; die allgemeine Weltcultur ſteht ſo hoch, daß eine Sonderung des Aechten und Falſchen gar wohl von ihr zu erwarten bleibt.

Serbiſche Gedichte.

Der zweyte Theil der Ueberſetzung Serbiſcher Gedichte, den wir dem anhaltenden gründlichen Fleiß unſrer jungen Freundin verdanken, ſollte mir Anlaß geben über dieſe auch mir ſehr ſchätzenswerthe Nationalpoeſie meine Gedanken zu eröffnen. Auch hatte ich ſchon manches deßhalb zurecht geſtellt, als ich in den Göttingiſchen Anzeigen Nr. 197 Jahr 1826 eine Recenſion fand, welche mich aller weitern Aeußerungen überhebt. Sie iſt von dem gründlichſten Sprachkenner verfaßt, der eben ſo gut das allgemeine Organ wodurch wir uns mittheilen, als das dadurch Mitgetheilte zu ſchätzen weiß. Wir würden beſonders den Eingang hiebey abdrucken laſſen, wenn wir nicht in unſrer gewohnten Bogenzahl zu weit fort-

gerückt wären. Nachträglich aber darf ich Folgendes bemerken:

Die Serbiſchen Lieder, freylich nach vieljährigen Andeutungen und Vorarbeiten im Stillen, werden uns auf einmal durch verſchiedenartige Ueberſetzungen bekannt, welche ſich ſonſt in einer Nation nur nach und nach zu entwickeln pflegen. Ueber die ſonſt gewöhnliche Accommodation, wie ſie vor funfzig Jahren noch nöthig war, wo man ſeinem Volke alles Mitzutheilende ſo nach Geſchmack und Gaumen zurichten und anrichten mußte, um einigermaßen dem Fremden Eingang zu verſchaffen, hat uns eine höhere Cultur hinausgehoben, und wir ſehen nun, neben der ernſt und ſtreng an das Original ſich haltenden Ueberſetzung des Herrn Grimm, einen, bey aller Hochachtung für das Original, mit freyer Heiterkeit überliefernden Vortrag der Fräulein von Jacob, durch welche wir ſchon in Maſſe die tüchtigſten Heldengeſänge und die zarteſten Liebeslieder als unſer deutſches Eigenthum an-

ſehen können. Nun tritt Herr Gerhard hinzu, mit großer Gewandtheit der Rhythmik und des Reimes, und bringt uns leichtfertige eigentliche Lieder für den Kreis des Geſanges.

Wenn die beyden erſten Dichtarten den Vortrag eines einzelnen Rhapſoden oder den eines gefühlvollen Alleinſingers vorausſetzen, ſo gelangen wir hier zum luſtigen Geſammtſang und treffen das Vaudeville, das nicht allein durch einen ſinnig-wiederkehrenden Refrain Einbildungskraft und Gefühl zuſammenhält, ſondern auch in ſinnloſen, ja unſinnigen Klängen die Sinnlichkeit und was ihr angehört aufregt und ſie zu einem gemeinſamen Taumel auffordert.

Dieſes iſt das Erbtheil der geſelligen Franzoſen, worin ſie ſich von jeher überſchwänglich ergingen, und worin neuerer Zeit Beranger ſich meiſterhaft erweiſt, wir würden ſagen muſterhaft, wenn er nicht gerade, um ſo ein trefflicher Poet zu ſeyn, alle Rückſichten die man einer gebildeten Welt ſchuldig iſt, durchaus ablehnen müßte.

Auffallend mußte hiebey ſeyn daß ein halb-rohes Volk mit dem durchgeübteſten gerade auf der Stufe der leichtfertigſten Lyrik zuſammen-trifft, wodurch wir uns abermals überzeugen daß es eine allgemeine Weltpoeſie gebe und ſich nach Umſtänden hervorthue; weder Gehalt noch Form braucht überliefert zu werden, über-all wo die Sonne hinſcheint iſt ihre Entwick-lung gewiß.

Dieſe Andeutungen fortzuſetzen enthalten wir uns gegenwärtig; die Schätze der ſerbi-ſchen Literatur werden ſchnell genug deutſches Gemeingut werden und wir behalten uns vor, ſobald noch mehreres zur Kenntniß gekommen, unſere Gedanken weiter mitzutheilen; nur er-wähnen wir daß in den früheren Heften Mu-ſterſtücke von der ernſten, ſtrengen, rein cha-rakteriſtiſchen ſowohl, als von der heitern, entgegenkommenden Art gegeben ſind. Wie wir denn auch dießmal von den luſtigen einige an's Unſittliche ſtreifende einzuſchalten nicht unterließen.

Soweit waren wir gelangt als uns die angenehme Nachricht zukam, daß Herr Gerhard unter dem Titel: Wila, eine neue Sammlung ſerbiſcher Volkslieder zunächſt herausgeben werde. Da nun hier der ſprach- und ſinngewandte Mann dieſe Angelegenheit zu fördern ſich abermals geneigt erweiſt, ſo zweifeln wir nicht er werde die Aufforderung, die wir zunächſt an ihn erlaſſen, freundlichſt aufnehmen und ſein Talent in dieſer Angelegenheit fernerhin bethätigen.

Das Neueſte Serbiſcher Literatur.

Simeon Milutinovitſch, ein für die Poeſie ſeiner Nation wie für die dichteriſchen Erzeugniſſe der unſrigen gleich empfänglicher Mann, gegenwärtig 35 Jahr alt, war früher als Schreiber bey dem Senate in Belgrad angeſtellt, vertauſchte aber, als Czerny Georg ſeine Brüder zu den Waffen rief, die Feder mit der Flinte und dem Handſchar. Er focht in beyden Befreyungskriegen unter Georg und Miloſch für die Freyheit ſeines Vaterlandes, wanderte, als dieſes dem türkiſchen Joche ſich wieder ſchmiegen mußte, nach Beſſarabien, fing dort an die Heldenthaten der vorzüglichſten Bojaren dichteriſch zu beſchreiben, und kam über Rußland und Polen nach Leipzig, um daſelbſt, unterſtützt vom Fürſten Miloſch,

in der Breitkopf= und Härtel'ſchen Officin, wo er wußte daß ſein Freund Wuk Steffano=witſch die Serbiſchen Volkslieder drucken ließ, ein von ihm begonnenes Gedicht gleichfalls der Preſſe zu übergeben. Er hat es nun voll=endet und es liegt ein Exemplar, in vier klei=nen Duodezbänden, vor mir.

Die herzliche Einfalt und Biederkeit die ſeiner Nation eigen, bezeichnet ihn wie ſein Gedicht. Er hat es Serbianca genannt, und es enthält in aneinandergereihten Taborieen oder Heldenliedern, eine epiſche Schilderung der Aufſtandskriege Serbiens, deren wichtig=ſte Momente er als Augenzeuge am beſten dar=zuſtellen vermochte.

Der wackere Verfaſſer hat auf theilneh=mendes Anſuchen uns den vollſtändigen In=hat ſeines Gedichtes ausführlich mitgetheilt; wir fanden das Ganze bey prüfender Ueber=ſicht höchſt merkwürdig, und es iſt vielleicht das erſtemal daß eine alte Volksliteratur ſich durch ſo lange Zeit in Sinn und Ton durchaus

gleich bleibt. Wir wünſchen daß dieſes Gedicht überſetzt und zwar von Herrn Gerhard überſetzt werden möge, der ſich die Denk- und Lebensweiſe woran dieſe Nation gewöhnt iſt, genugſam bekannt gemacht hat.

Es erſcheint als etwas ganz Eigenes daß wir den Czerny Georg und ſeine Gehülfen in eben dem Conflict mit den Türken ſehen, in welchen wir nun die Griechen verwickelt finden. Höchſt intereſſant war uns die Aehnlichkeit und den Unterſchied beyderley Aufſtands gegen verjährte Uſurpation zu erkennen. Und ſo bleibt uns dieſes Gedicht, in wie weit wir uns damit befreunden konnten, höchſt merkwürdig als Wiederholung oft verſuchten Beſtrebens, intereſſant durch die ſchönen Charaktere der Hauptunternehmer. Traurig aber iſt auch hier der Anblick unzulänglicher Mittel, durch Vertrauen auf größere Nachbarſtaaten für Augenblicke zu übernatürlicher Kraft erhöht, und am Ende dennoch zwecklos verwendet.

Wir freuen uns in voraus auf die Abſtammung des ſchwarzen Georg von dem unüberwundenen Marko, wie ſie ſich in dieſen Gedichten nahezu mit hiſtoriſcher Zuverſichtlichkeit wird darſtellen laſſen.

Schließlich wenden wir uns noch mit dem freundlichſten Geſuch an die drey von uns gerühmten Theilnehner an dieſem ſchönen Geſchäft und ſprechen den Wunſch aus: Herr Grimm, Fräulein von Jacob und Herr Gerhard möchten jedes in ſeiner Art nicht nachlaſſen, dieſe ſo wichtige als angenehme Sache unabläſſig zu fördern.

Böhmiſche Poeſie.

Da wir hoffen daß wahre Freunde der allgemeineren Literatur oben belobte Recenſion der Serbiſchen Gedichte nachſehen und ſich daraus mit uns überzeugen werden, wie die Productionen anderer Slaviſchen Sprachen unſerer Aufmerkſamkeit gleichfalls höchſt würdig ſind; ſo dürfen wir die ernſte Geſellſchaft des vaterländiſchen Muſeums in Böhmen hiedurch wohl dringend erſuchen, in der durch ihre Sorgfalt herauskommenden Monatſchrift, wovon zwey Hefte vor uns liegen, die Mittheilung böhmiſcher Gedichte, und zwar der uralten ſowohl als ihrer Nachbildungen, nicht weniger was in den neuſten Formen von Inländern gedichtet worden, freundlichſt fortzuſetzen. Es wird dieß das

ſicherſte Mittel ſeyn ſich mit dem größern deut⸗ſchen Publicum zu verbinden, indem, was das übrige betrifft, man zunächſt für das Vater⸗land zu arbeiten bemüht iſt.

Die Entdeckung der Königingrätzer Handſchrift, die uns ganz unſchätzbare Reſte der älteſten Zeit bekannt machte, giebt Hoff⸗nung daß dergleichen ſich mehr auffinden wer⸗den, um deren Mittheilung wir um ſo drin⸗gender bitten als ſich in dem Volksgeſang von ſolchen vorchriſtlichen und erſtchriſtlichen Aeu⸗ßerungen einer halb rohen und doch ſchon den zarteſten Gefühlen offenen Nation nichts er⸗halten haben möchte. Indeſſen danken wir für die Bruchſtücke aus dem epiſchen Gedichte Wlaſta von Carl Egon Ebert, nicht weni⸗ger für Horimir und ſein Roß Semik von Profeſſor Anton Müller.

Einigen der in deutſcher Ueberſetzung ſchon ſo wohlklingenden Sonette von Kollar wünſch⸗ten wir auch wohl einmal das böhmiſche Ori⸗

ginal zur Seite beygefügt zu ſehen. Dieß würde jenen Wunſch, die ſlaviſche Sprachkunde auch in die deutſche Literatur hereinzuführen, befördern und erfüllen helfen.

Wie David königlich zur Harfe sang,
Der Winzerin Lied am Throne lieblich klang,
Des Persers Bulbul Rosenbusch umbangt,
Und Schlangenhaut als Wildengürtel prangt,
Von Pol zu Pol Gesänge sich erneun —
Ein Sphärentanz harmonisch im Getümmel —
Lasst alle Völker unter gleichem Himmel
Sich gleicher Gabe wohlgemuth erfreun!

Helena

Zwiſchenſpiel zu Fauſt.

Fauſts Charakter, auf der Höhe wohin die neue Ausbildung aus dem alten rohen Volksmährchen denſelben hervorgehoben hat, ſtellt einen Mann dar, welcher in den allgemeinen Erdeſchranken ſich ungeduldig und unbehaglich fühlend, den Beſitz des höchſten Wiſſens, den Genuß der ſchönſten Güter für unzulänglich achtet ſeine Sehnſucht auch nur im mindeſten zu befriedigen, einen Geiſt welcher deßhalb nach allen Seiten hin ſich wendend immer unglücklicher zurückkehrt.

Dieſe Geſinnung iſt dem modernen Weſen ſo analog daß mehrere gute Köpfe die Löſung einer ſolchen Aufgabe zu unternehmen ſich gedrungen fühlten. Die Art wie ich mich

dabey benommen, hat ſich Beyfall erworben; vorzügliche Männer haben darüber gedacht und meinen Text commentirt, welches ich dankbar anerkannte. Darüber aber mußte ich mich wundern, daß diejenigen welche eine Fortſe- tzung und Ergänzung meines Fragments un- ternahmen, nicht auf den ſo nahe liegenden Gedanken gekommen ſind, es müſſe die Bear- beitung eines zweyten Theils ſich nothwendig aus der bisherigen kümmerlichen Sphäre ganz erheben und einen ſolchen Mann in höheren Regionen, durch würdigere Verhältniſſe durch- führen.

Wie ich nun von meiner Seite dieſes an- gegriffen, lag im Stillen vor mir, von Zeit zu Zeit mich zu einiger Fortarbeit anregend; wobey ich mein Geheimniß vor allen und je- den ſorgfältig verwahrte, immer in Hoffnung das Werk einem gewünſchten Abſchluß entge- genzuführen. Jetzo aber darf ich nicht zurück- halten und bey Herausgabe meiner ſämmtlichen Beſtrebungen kein Geheimniß mehr vor dem

Publicum verbergen, vielmehr fühle ich mich verpflichtet, alles mein Bemühen, wenn auch fragmentariſch, nach und nach vorzulegen.

Deßhalb entſchließ' ich mich zuvörderſt, oben benanntes, in den zweyten Theil des Fauſts einzupaſſendes, in ſich abgeſchloſſenes kleineres Drama ſogleich bey der erſten Sendung mitzutheilen.

Noch iſt die große Kluft zwiſchen dem bekannten jammervollen Abſchluß des erſten Theils und dem Eintritt einer griechiſchen Heldenfrau nicht überbrückt; man genehmige jedoch vorläufig Nachſtehendes mit Freundlichkeit.

Die alte Legende ſagt nämlich, und das Puppenſpiel verfehlt nicht die Scene vorzuführen: daß Fauſt in ſeinem herriſchen Uebermuth durch Mephiſtopheles den Beſitz der ſchönen Helena von Griechenland verlangt und dieſer ihm nach einigem Widerſtreben willfahrt habe. Ein ſolches bedeutendes Motiv in unſerer Ausführung nicht zu verſäumen war uns

Pflicht, und wie wir uns derſelben zu entledigen geſucht wird aus dem Zwiſchenſpiel hervorgehen. Was aber zu einer ſolchen Behandlung die nähere Veranlaſſung gegeben und wie, nach mannigfaltigen Hinderniſſen, den bekannten magiſchen Geſellen geglückt, die eigentliche Helena perſönlich aus dem Orcus in's Leben heraufzuführen, bleibe vor der Hand noch unausgeſprochen. Gegenwärtig iſt genug, wenn man zugiebt, daß die wahre Helena auf antik-tragiſchem Cothurn vor ihrer Urwohnung zu Sparta auftreten könne. Sodann aber bittet man die Art und Weiſe zu beobachten, wie Fauſt es unternehmen dürfe, ſich um die Gunſt der weltberühmten königlichen Schönheit zu bewerben.

Stoff und Gehalt

zur Bearbeitung vorgeſchlagen.

Es giebt Bücher die ſehr leſenswürdig aber nicht lesbar ſind; umgekehrt mag der Fall auch ſeyn, aber von jenen gedenke ich jetzt dreye vorzuführen und hierauf Wunſch und Vorſchlag zu gründen.

Bey dem Vielſchreiben welches in Deutſchland ſich immer vermehren wird, iſt offenbar daß es oft an würdigem Stoffe fehlt, welcher dem Autor Gelegenheit gäbe ſein Talent vortheilhaft zu zeigen. Thut ſich irgendwo zu Hauſe und in der Fremde ein anziehender Gegenſtand hervor, gleich ſind mehrere Hände bereit ihn zu ergreifen und zu reproduciren, es ſey durch Nachahmen, Umarbeiten, Ueberſetzen und wie es ſich nur einigermaßen

ſchicken will. Deßhalb iſt es beynahe luſtig zu ſehen, wie immer eine Feder der andern vorzueilen ſucht, wodurch denn der Fall entſteht daß Aehnliches oder völlig Gleiches vielfach in's Publicum gebracht wird. Was die ſcheinbaren Talente dabey gewinnen und verlieren, kann bey uns nicht in Betracht kommen; aber es iſt keine Frage, daß entſchieden gute Köpfe dadurch verführt und zu undankbaren Arbeiten hingezogen werden. Dieſen bringe ich die gleich zu erwähnenden Bücher in Vorſchlag und empfehle ſie ihrer Aufmerkſamkeit. Sie ſind alle drey von gehaltreichem Stoff, ganz ohne Form, und bieten ſich der geſchickteſten Behandlung dar. Freylich iſt hier die Rede nicht daß etwas gemacht werde, ſondern daß es gut werde: denn zu allen dreyen, wenn man ſie gelten machen will, gehören vorzügliche Talente.

Begebenheiten des ſchleſiſchen Ritters Hans von Schweinichen, von ihm ſelbſt aufgeſetzt. Breslau 1820.

Die Bearbeitung dieſes zuerſt genannten Werkes würde wohl am ſicherſten glücken; es iſt vaterländiſchen Urſprungs, und wir Deutſche ſind geneigt uns in frühere Zeiten und Sitten, ſo abſtehend und wunderlich ſie auch ſeyn mögen, mit einem heitern Patriotismus zu verſetzen. Auch iſt eine ſolche Behandlung ſchon angedeutet. Der Referent im Literariſchen Converſationsblatt 1824. Nr. 153. u. 155. hat den Sinn völlig gefaßt und den Ton getroffen, wie das Ganze zu nehmen wäre.

Mémoires historiques de Mr. le Chevalier Fontvielle de Toulouse. à Paris 1824.

Dieſes zweyte liegt weiter von uns ab. Es iſt eine Art von modern franzöſiſchem Cellini, ein kühn-thätiger Menſch, der es auf eine Weiſe treibt, daß er ſich immer ſelbſt rathen und helfen muß, wenn er durchkommen will. In Toulouſe im Jahr 1760 geboren überliefert er ein heiter wahres Bild jener südfränkiſchen Lebensweiſe vor der Revolution

bis zu dem Beginn und dem Verlauf derſelben. Wir werden von der erſten Erſchütterung bis zum entſchiedenen Vernichten des mäßig-behaglichen bürgerlichen Zuſtandes geführt, und da erſcheint uns der Hergang faſt greulicher als das concentrirte Unheil der pariſer Gleichzeit. Denn dieſe macht einen großen welthiſtoriſch-tragiſchen Eindruck, deſſen Erhabenheit das beſondere Elend vor unſerm Blick verſchlingt. Dort aber iſt es die einzelne Beunruhigung, ſodann Sorge, Kummer und Jammer, nach und nach ſich ſteigernd. Wir ſehen das furchtbare Herankommen einer unaufhaltſam anſteckenden Krankheit, ein leiſes Aufregen des unterſten wüſten Pöbels, das allmähliche Verbreiten mörderiſcher, mordbrenneriſcher Sitten, wodurch ein idylliſcher Zuſtand, inſofern er im 18ten Jahrhundert möglich war, von Grund aus zerſtört wird.

Um ein allgemein lesbares Buch aus dieſem Stoffe zu bilden, müßte man von den erſten Theilen das Meiſte, von den letzten

das Wenigſte nehmen; dort ein ausführliches Detail benutzen, hier die Reſultate ſummariſch-ſymboliſch auffaſſen.

Ludwig Gall's Auswanderung nach den vereinigten Staaten. Trier 1822.

Um dieſes dritte Werk gehörig zu benutzen, würde das vorzüglichſte Talent verlangt, das zu vielen Vorarbeiten ſich entſchlöſſe, ſodann aber eine freye Umſicht zu erwerben fähig und glücklich genug wäre. Der Bearbeitende müßte den Stolz haben mit Cooper zu wetteifern und deßhalb die klarſte Einſicht in jene überſeeiſchen Gegenſtände zu gewinnen ſuchen. Von der frühſten Coloniſation an, von der Zeit des Kampfes an, den die Europäer erſt mit den Urbewohnern, dann unter ſich ſelbſt führten; von dem Vollbeſitz an des großen Reiches, das die Engländer ſich gewonnen, bis zum Abfall der nachher vereinigten Staaten, bis zu dem Freyheitskriege, deſſen Reſultat und Folgen: dieſe Zuſtände

ſämmtlich müßten ihm überhaupt gegenwärtig und im Beſonderen klar ſeyn. In welche Epoche jedoch er ſeine Handlung ſetzen wolle, wäre mancher Ueberlegung werth.

Die Hauptfigur, der proteſtantiſche Geiſtliche, der, ſelbſt auswanderungsluſtig, die Auswandernden an's Meer und dann hinüberführt, und oft an Moſes in den Wüſten erinnern würde, müßte eine Art von Doctor Primroſe ſeyn, der mit ſo viel Verſtand als gutem Willen, mit ſo viel Bildung als Thätigkeit bey allem was er unternimmt und fördert doch immer nicht weiß was er thut, von ſeiner ruling passion fortgetrieben dasjenige was er ſich vorſetzte durchzuführen genöthigt wird, und erſt am Ende zu Athem kommt, wenn aus gränzenloſem Unverſtand und unüberſehbarem Unheil ſich zuletzt noch ein ganz leidliches Daſeyn hervorthut.

Was den Perſonenbeſtand betrifft, ſo hat weder ein epiſcher noch dramatiſcher Dichter je zur Auswahl einen ſolchen Reichthum vor

ſich geſehen. Die Unzufriedenen beyder Welttheile ſtehn ihm zu Gebot, er kann ſie zum Theil nach und nach zu Grunde gehen, endlich aber, wenn er ſeine Favoriten günſtig untergebracht hat, die übrigen ſtufenweiſe mit ſehr mäßigen Zuſtänden ſich begnügen laſſen.

Ich behalte mir vor die Löſung dieſer Aufgaben, in ſo fern ich ſie erleben ſollte, ſo gründlich als es mir nur möglich zu beurtheilen, weil hier eine Gelegenheit wäre, von dem Werthe des Stoffs, dem Verdienſte des Gehalts, der Genialität der Behandlung, der Gediegenheit der Form hinlängliche Rechenſchaft zu geben.

Nachtrag
zur Tabelle Seite 186.

14.

Stoff	bedeutend, aber bedenklich.
Gehalt	dichteriſch, glücklich geſteigert.
Behandlung	bequem, vielleicht nicht tief genug greifend.
Form	untadelhaft.
Effect	abzuwarten.

Da kein Zeitblatt ohne Räthſel und Charaden beſtehen kann, ſo gönne man mir ſolche Logogryphen, hinter denen ſich wenigſtens einiger Logos verſteckt hält.

Hafis.

Was in der Schenke waren heute
Am frühsten Morgen für Tumulte!
Der Wirth und Mädchen! Fackeln, Leute!
Was gab's für Händel, für Insulte!
Die Flöte klang, die Trommel scholl!
Es war ein wüstes Wesen —
Doch bin ich, Lust und Liebe voll,
Auch selbst dabey gewesen.

Dass ich von Sitte nichts gelernt
Darüber tadelt mich ein jeder;
Doch bleib' ich weislich weit entfernt
Vom Streit der Schulen und Catheder.

Naturphiloſophie.

Eine Stelle in D'Alembert's Einleitung in das große franzöſiſche encyklopädiſche Werk, deren Ueberſetzung hier einzurücken der Platz verbietet, war uns von großer Wichtigkeit; ſie beginnt Seite X der Quart-Ausgabe, mit den Worten: A l'égard des sciences mathématiques, und endigt Seite XI: étendu son domaine. Ihr Ende, ſich an den Anfang anſchließend, umfaßt die große Wahrheit: daß auf Inhalt, Gehalt und Tüchtigkeit eines zuerſt aufgeſtellten Grundſatzes und auf der Reinheit des Vorſatzes alles in den Wiſſenſchaften beruhe. Auch wir ſind überzeugt daß dieſes große Erforderniß nicht bloß in mathematiſchen Fällen, ſondern überall in Wiſſenſchaften, Künſten, wie im Leben Statt finden müſſe.

Man kann nicht genug wiederholen: der Dichter ſo wie der bildende Künſtler ſolle zuerſt aufmerken, ob der Gegenſtand, den er zu behandlen unternimmt, von der Art ſey, daß ſich ein mannigfaltiges, vollſtändiges, hinreichendes Werk daraus entwickeln könne. Wird dieſes verſäumt, ſo iſt alles übrige Beſtreben völlig vergebens: Sylbenfuß und Reimwort, Pinſelſtrich und Meiſelhieb ſind umſonſt verſchwendet; und wenn ſogar eine meiſterhafte Ausführung den geiſtreichen Beſchauer auch einige Augenblicke beſtechen könnte, ſo wird er doch das Geiſtloſe, woran alles Falſche krankt, gar bald empfinden.

Alſo kommt wie bey der künſtleriſchen, ſo bey der naturwiſſenſchaftlichen, auch bey der mathematiſchen Behandlung alles an auf das Grundwahre, deſſen Entwickelung ſich nicht ſo leicht in der Speculation als in der Praxis zeigt; denn dieſe iſt der Prüfſtein des vom Geiſt Empfangenen, des von dem innern Sinn für wahr Gehaltenen. Wenn der Mann, über-

zeugt von dem Gehalt ſeiner Vorſätze, ſich nach außen wendet und von der Welt verlangt, nicht etwa nur daß ſie mit ſeinen Vorſtellungen übereinkommen ſolle, ſondern daß ſie ſich nach ihm bequemen, ihnen gehorchen, ſie realiſiren müſſe; dann ergiebt ſich erſt für ihn die wichtige Erfahrung, ob er ſich in ſeinem Unternehmen geirrt, oder ob ſeine Zeit das Wahre nicht erkennen mag.

Durchaus aber bleibt ein Hauptkennzeichen, woran das Wahre vom Blendwerk am ſicherſten zu unterſcheiden iſt: jenes wirkt immer fruchtbar und begünſtigt den der es beſitzt und hegt; da hingegen das Falſche an und für ſich todt und fruchtlos daliegt, ja ſogar wie eine Nekroſe anzuſehen iſt wo der abſterbende Theil den lebendigen hindert die Heilung zu vollbringen.

Warnung,

eigentlich und symbolisch zu nehmen.

Freunde, flieht die dunkle Kammer
Wo man euch das Licht verzwickt,
Und mit kümmerlichstem Jammer
Sich verschrobnen Bildern bückt:
Abergläubische Verehrer
Gab's die Jahre her genug,
In den Köpfen eurer Lehrer
Lasst Gespenst und Wahn und Trug.

Wenn der Blick an heitern Tagen
Sich zur Himmelsbläue lenkt,
Bey'm Siroc der Sonnenwagen
Purpurroth sich niedersenkt:
Da gebt der Natur die Ehre,
Froh, an Aug' und Herz gesund,
Und erkennt der Farbenlehre
Allgemeinen ewigen Grund!

Varnhagen von Enſe's Biographien deutſcher Dichter . . . . S. 134.
Solger's nachgelaſſene Schriften . — 137.
Nach dem Serbiſchen heitere Lieder von Wilh. Gerhard . . . . . — 141.
Bildende Kunſt . . . . . — 147.
Chineſiſches. Gedichte ſchöner Frauen — 159.
Moderne Guelfen und Ghibellinen — 164.
Bemerkung und Wink . . . . — 167.
Bildende Kunſt. Sendungen aus Berlin . . . . — 169.
Neueſte deutſche Poeſie . . — 185.
Serbiſche Gedichte . . . . — 188.
Das Neueſte Serbiſcher Literatur — 193.
Böhmiſche Poeſie . . . . . — 197.
Helena, Zwiſchenſpiel zu Fauſt . . — 200.
Stoff und Gehalt zur Bearbeitung vorgeſchlagen . . . . . . — 204.
Nachtrag zur Tabelle . . . . — 211.
Hafis . . . . — 212.
Naturphiloſophie . . . . . — 213.
Warnung, eigentlich und ſymboliſch zu nehmen . . . . . . — 216.

Die erſte Lieferung der Taſchenausgabe von

Goethe's Werken

beſtehend in fünf Bänden kleinerer Gedichte erſcheint zu Oſtern verſprochenermaßen. Format, Druck und Papier kommen mit der erſten Anzeige völlig überein und die Theilnehmer werden hoffentlich erkennen, daß hier ein lebender Autor ſelbſt, mit Beyhülfe vorzüglicher Männer und einer aufmerkſamen thätigen Verlagshandlung, möglichſte Sorge getragen. Nun verliert ſich wohl auch die unfreundlichſt immer wiederholte Hindeutung auf die letzte Ausgabe der Schilleriſchen Werke, die der würdige Verfaſſer leider nicht ſelbſt beſorgen konnte. Uebrigens ſoll Lieferung nach Lieferung in den angekündigten Terminen erfolgen, wobey man ſich vorbehält Manches, von dem bis jetzt keine Kenntniß gegeben worden, nach und nach eingeſchaltet mitzutheilen. Die Ausgabe in Octav wird möglichſt gefördert werden.

Art. 127 K (6,2

Ueber

Kunſt und Alterthum.

Von

Goethe.

Sechſten Bandes zweytes Heft.

Stuttgart,
in der Cotta'ſchen Buchhandlung.

1828.

Inhalt.

Dem Könige die Muſe, zum 28ſten Auguſt 1827. . . v. Müller. S. 216.
Römiſche Geſchichte von Niebuhr. . . . . . . Göttling. — 233.
Manzoni's Verlobte. . Streckfuß. — 252.
Antonio Foscarini, tragedia di C. B. Niccolini. . . . . Derſ. — 250.
Bezüge nach außen. . . d. H. — 267.
Ein Gleichniß. . . . Derſ. — 271.
Engliſches Schauſpiel in Paris. Derſ. — 272.
German Romance IV. Voll. . Derſ. — 279.
Hochländiſches Lied. . . Derſ. — 285.
Bildende Kunſt. . . . Derſ. — 287.
Peintures de Polygnote, par Riepenhausen. . . . . . H. Meyer. — 287.
Sarkophag zu Palermo. . Derſ. — 294.
Zahn's Verdienſte um Pompeji. Derſ. — 297.
Gerhard, nicht edirte Denkmale. Derſ. — 299.
Bartholdi's Nachlaß, verzeichnet von Panofka. . . . . Derſ. — 300.
Horner griechiſche Alterthümer. Derſ. — 302.
Boiſſerées lithograph. Blätter. Liefer. 17. und 18. . . . Derſ. — 303.
Bildniß Ihro Maj. des Königs von Bayern, ganze Figur, von Schreiner, nach Stieler. . . Derſ. — 306.
Profeſſor Zelter, halbe Figur, von Heinrich Begas . . Derſ. — 307.
Sechs Anſichten von Frankfurt, herausgegeben durch Jügel. . Derſ. — 308.
Moller zu Darmſtadt, Freyburger Münſter. . . . . . . Derſ. — 309.
Strasburger Münſter, von Oberthür, nach Günther. . . . Derſ. — 310.

Art. 127 K / 16,2

DEM
KÖNIGE
DIE
MUSE.

---

28. AUGUST 1827.

Wb 167/1722

In stillen Thälern friedlich Glück gegründet,
Erhab'ne Fürsten traulich Hand in Hand,
Die Majestät dem Genius verbündet,
Ein rühmlich Streben ruhmvoll anerkannt,
Und der Begeistrung Flamme frisch entzündet,
Des Sehers Blick der Zukunft zugewandt —
Welch reizend Bild! — O könnt' ich's würdig malen,
Den Augenblick im Liede wiederstrahlen!

BRÜCKENAU.

In jenem Thal von Hochgebirg umschlossen —
Durch grüne Matten schlingt sich Silberfluth —
Wo Freyheit jüngst ihr heitres Reich erschlossen,
Am Heilquell froh der müde Wandrer ruht,
Dort, wo die Ludwigs-Eiche Schatten breitet,
Dort ist dem Genius Asyl bereitet.

Aus Pflanz' und Bäumen strömt balsamisch Leben,
Da saugt die Brust urkräft'gen Aether ein,
Sich selbst und der Natur zurückgegeben
Gilt es hier nur mit Frohen froh zu seyn;
Auf raschem Fittig heiterster Gedanken
Entflieht der Geist des Zwanges düst'ren Schranken.

Und sie, die gern im stillen Hain sich kündet,
Des Lebens Spiel mit klarem Blick durchdringt,
Zu edler That der Seele Gluth entzündet,
Um würd'ge Stirn den frischen Lorbeer schlingt —

Die Muse, die den Herrscher treu umwaltet,
Sie hat Ihm hier ein Paradies entfaltet.

Da zeigt sie Ihm in der Geschichte Spiegel
Ruhmwürd'ger Geister segensvoll Bemüh'n,
Des Lichtes Sieg, der Wahrheit ew'ge Siegel,
Im Schutz des Rechts ein freyes Auferblüh'n:
Nun reift Entschluss zu muthigem Vollbringen
Der Palmen höchste friedlich zu erringen.

Bald schmückt ein Kranz anmuthig reichster Stunden
Erhab'ner Fürsten neu geknüpften Bund;
Des Vaters Sinn im Sohne aufgefunden
Giebt alter Treue heilig Erbtheil kund;
Wohl herrlich ist solch Fürstenpaar zu schauen,
So reich an Kraft, an Hochsinn, an Vertrauen!

Der heitern Vorzeit unvergessne Spuren,
Sie sucht der Blick am Fels, im Hain sie auf;
Da spricht der Quell, beleben sich die Fluren
Und mancher theure Schatten steigt herauf:
Wo menschlich froh einst unser Herz empfunden,
Geheiligt bleibt der Ort für alle Stunden.

In solchem Tausch erfrischender Gefühle
Schlingt fest und fester sich ein gastlich Band,
Dem Mitgenuss erweitern sich die Ziele,
Die Muse späht am fernen Himmelsrand
Wie sie bey günstigem Planetenscheine
Die Scheidenden so traulich wieder eine.

WILHELMSTHAL.

In des Abendrothes Milde
Spiegelt klarster See den Hain,
Berg an Berg ein Waldgebilde
Dämmert in das Thal herein;
Um der Blumeninsel Düfte
Gleitet still der leichte Kahn,
Hoch herab durch Felsgeklüfte
Winkt dem Wandrer sichre Bahn.

Sind diess nicht die Schattengänge
Reinstem Frieden zugetheilt,
Fern vom rauschenden Gedränge,
Wo so gern die Fürstin weilt?
Wo der Stunden sanfter Reigen
Kranz auf Kranz Sie still umflicht,
Bis aus dunklen Tannenzweigen
Silberglanz des Mondes bricht?

Und die Schatten fliehen wieder,
Jagdhorn weckt den Morgen auf,
Durch die Wälder auf und nieder
Rasch verfolgt des Wildes Lauf.
Seht ihr's dort im Dickicht blitzen?
Ross und Reiter heiss bestaubt,
Und der Eiche grüne Spitzen
Künden sieggekröntes Haupt.

So erfrischt im kräft'gen Spiele
Sich des Fürsten Thatenlust,
Neue, segensvolle Ziele
Schafft sich die gestählte Brust;

Und wie manche goldne Stunde
Mild ihr Füllhorn ausgethan,
Sagt in froh belebter Kunde
Fels und Flur dem Wandrer an.

Hier zu gastlich heitern Tagen
Die Erhabenen vereint! —
Welch ein schmerzliches Entsagen
Wenn das Glück so nah erscheint!
Trauert anmuthsvolle Räume,
Die euch schufen sind jetzt fern,
Trauert Grotten, Blumen, Bäume,
Die euch pflegte weilet fern!

WARTBURG.

Hoch aus dunkeln Buchen - Wipfeln
Hebt sich feste Burg hervor,
Frisch hinan zu Felsen - Gipfeln
Und du stehst vor Wartburgs Thor.
Klingt der Tritt durch Heldenräume,
Werden Minnelieder wach,
Und aus holdem Reich der Träume
Tönt ein heilig Echo nach.

Doch es schaut von höchster Zinne
Unerkannt der König - Gast,
Gönnt zu süsserem Gewinne
Sich nur kurze Ruh' und Rast;
Treu, in tiefster Brust verborgen,
Spricht der Muse Ruf Ihn an,
Freudig führt ein nächster Morgen
Ihn dem Fürstenpaar heran.

WEIMAR.

28. AUGUST.

Und sieh! in festlich ausgeschmückte Hallen
Zieht still die Liebe, laut die Freude ein,
Zu ihrem Meister rings die Jünger wallen,
Es wird der Saal zum frommen Opferhain:
Dem Wunsche ist das Glück vorausgeeilet,
Das segnend hier an heil'ger Stätte weilet.

Und dem im ernsten Leben voll gelungen,
Der Schönheit heitre Tempel aufzubau'n,
Er sieht sich heut' auf's neue liebumdrungen
Vom Blüthenkreise dankbewegter Frau'n:
So weit sein Lied der Liebe Macht verkündet,
Ist auch sein Reich in jeder Brust gegründet.

Wo wär' ein Kranz, der reicher noch Ihn kröne,
Dem tausend Kränze längst die Muse wand?
Wo wär' ein Gruss, der lieblicher noch töne,
Denn Liebesgruss von Tausenden entsandt? —
Da tritt der KÖNIG in den Kreis der Gäste,
Und in dem einen strahlen tausend Feste!

Die ihr im ewigen Fluge enteilet,
Augenblicks nur dem Beglücktesten weilet,
Stunden der reinsten, verklärtesten Lust!
Hemmet, o hemmet die flüchtigen Schwingen,
Könnt ihr doch Grösseres nimmer Ihm bringen,
Reicher nicht schmücken die fühlende Brust.

Früh schon zu edelstem Streben verbunden,
War ihm der Freund in dem Fürsten gefunden,
Herrlicher Kräfte bewährter Verein:
Nun, dass ein Würdigstes Würdigem lohne,
Naht sich der Herrscher vom glänzenden Throne,
Seltenstem Bunde der Dritte zu seyn.

TIEFURT.

Und still entzückt so hehren Bund zu schauen,
Erhebt die Muse ihren Zauberstab,
Dem Königsblick soll frisch sich auferbauen,
Was ihre Huld je diesen Thälern gab.
Wo sie gewaltet, grünen ew'ge Auen,
Sie kennt kein Scheiden, kennt kein düst'res Grab,
Und immer neu im Wechsel der Gestalten
Will sie das Schöne dauernd uns erhalten.

Sie ruft den Chor idyllisch heit'rer Stunden
Aus Tiefurts Hain und Ihn verklärt herauf,
Der um Olympien den Kranz gewunden,
Den unverwelklichen im Zeiten-Lauf;
Und Jenen — reinstem Priesterdienst verbunden —
Ein Morgenstern glänzt er uns ewig auf,
Der hellen Blicks der Völker Nacht durchdrungen,
Uns ihrer Stimmen Lust und Leid gesungen.

SCHILLERS WOHNUNG.

Wie dort im Wunderlande goldner Träume
Dem Sonnenblicke Memnons Säule klang,
So tönen DIR, o Fürst! die heil'gen Räume,
In die DEIN Blick voll frommer Sehnsucht drang.
Ihm gab ein Gott der Schönheit Frühlingskeime
Reich auszustreu'n im ewigen Gesang:
In heitern Kunstgebilden sie enthüllen,
Heisst Schillers Traum, den seligsten, erfüllen.

Still, wie Natur tief im Verborgnen waltet,
Aus kleinstem Saatkorn goldne Garben webt,
Hat ER im Innern seine Welt entfaltet,
Das Ideal mit Schöpferhauch belebt.
So ward uns hier im kleinsten Raum gestaltet,
Was tausend Monumente überlebt,
Nicht an den Ort, nicht an die Zeit gebunden:
Wer Grosses schuf, der lebt für ew'ge Stunden.

BELVEDERE.

Und so gestärkt nun wieder in das Frische,
Zu Bergeshöh'n, von Aetherblau umwebt,
Wo um der Pflanzen blühende Gemische
Des Forschers Blick mit zarter Liebe schwebt,
Tief in der Erde rosige Gebüsche,
Im freysten Raum die Palme aufwärts strebt,
Und still vereint die Kinder aller Zonen
Im heitern Licht, in heit'rer Freyheit wohnen.

PARK.

Sanft abwärts leiten holde Schattengänge,
Da winkt der Fluss, da lockt der Wiesen Grün,
Hier Wipfelhain, dort buschiges Gedränge,
Der Farben Schmelz im buntesten Erglüh'n.
Ob jede Kunst zu bergen ihr gelänge,
War dieser Schöpfung sinniges Bemühn;
Nicht Schranke hemmt, nicht engen düstre Mauern,
Kein Späher soll den freyen Schritt umlauern.

Und Hochgenuss bringt freyestes Entfalten
Dem, der gemessen Kraft zu Kräften lenkt;
Sie schaffe nur, die Zeit wird Sichtung halten,
Dem Lebensfrischen Förderung geschenkt!
So Jahr auf Jahr ein geistbelebend Walten,
In Liebe, die auch Kleinstes noch bedenkt,
Und unvermerkt ist höchster Kranz errungen,
Ein Ewiges den Zeiten abgedrungen.

Da krönt Gedächtniss segensvoller Stunden,
Ein liebend Volk erhab'nes Jubelpaar,
Ihn, den des Lorbeers Doppelschmuck umwunden,
Sie, die uns Stern in dunkeln Nächten war,
So gross in jeglichem Geschick erfunden,
Umblüht nun von der Enkel Hoffnungs-Schaar,
Die frühe schon am heil'gen Vorbild lernen
Des Lebens Raum mit Thaten übersternen.

Erhab'ner Fürst! An Deinem Blick belebte
Sich der Erinnerungen heil'ge Schaar,
Und was mit Glück ein stiller Kreis erstrebte,
Im Spiegel Deiner Huld wird's offenbar,
Die diesen Tag mit Frühlings-Glanz umwebte,
Ihn der Geschichte heiligt immerdar;
Ja, mächt'gen Zaubers wusste Dein Erscheinen
Die Gegenwart der Zukunft zu vereinen.

Der Zukunft — die, gleich Iris Farbenbogen,
Des Sehers Blick' im goldnen Schimmer strahlt,
Wenn er, von frommer Ahnung fortgezogen,
Sich Deinen Ruhm und Deine Thaten malt;
Ein neu Gestirn bist Du ihm aufgezogen,
Dem frisches Licht und Leben mild entstrahlt,
Und was die Zeit, die zögernde, noch hüllet,
Es zeigt sich ihm vollendet und erfüllet.

Er sieht der Künste heit'res Reich erschlossen,
Der Vorwelt Schmuck in würd'ger Tempel Raum,
Den Lorbeer frey auf Deutschem Boden sprossen,
Gepflegt, umfrischt zum schattenreichen Baum;
Sieht kühnster Forschung sich're Bahn erschlossen,
Gereift zum Leben edler Weisen Traum,
Auf Völkerglück des Thrones Macht gegründet,
Und mit dem Genius Majestät verbündet.

So lebt er Deiner Saaten Erndestunden
Mit Dir voraus, in stiller Brust entzückt,
Das Haupt vom frischen Jugendkranz umwunden,
Den Du für ihn am Helicon gepflückt;
Und wir mit ihm — wir haben's rein empfunden,
Wie reich Dein Blick, wie mild Dein Wort beglückt,
Die Stunde flieht — doch tief ins Herz geschrieben
Ist uns Dein Bild, ist Deine Huld geblieben.

Römiſche Geſchichte

von B. G. Niebuhr. Berlin 1827.

Wenn wir angeben ſollten, worin ſich unſeres verehrten Landsmannes römiſche Geſchichte, wie ſie uns in der vollendeten Geſtalt des erſten Bandes entgegentritt, von der des unſterblichen Livius unterſcheide, ſo würden wir ſagen, daß aus jener zwey Genien, der Poeſie und der Geſchichte, von einander geſondert uns anſprechen, beyde gleich ſtark, gleich vortrefflich, daß aber in Livius der poetiſche bey weitem das Uebergewicht habe, wie es denn ein ſicherer Beweis trefflicher Darſtellung iſt, daß man, im Leſen fortgeriſſen, über der Form die Kritik vergißt, wie ſie auch wirklich bis auf Niebuhr faſt gänzlich im Gebiet des

Anfangs der römiſchen Geſchichte vergeſſen worden war. Livius Darſtellung mußte bey ſeinem poetiſchen Talent poetiſch werden, weil ſein Stoff poetiſch begann und es klar iſt, daß Livius erſt im Fortgange ſeiner Darſtellung ſich des großen geſchichtlichen Stoffes bemächtigte, während man der Geſchichte des Deutſchen gleich anſieht, daß ihr Verfaſſer längſt Herr des Stoffes war, ihn ganz überſah, bevor er an die Darſtellung deſſelben ging.

Dem zu Folge treten uns in dem niebuhrſchen Buche gleich zwey große Hauptmaſſen entgegen, eine poetiſche und eine hiſtoriſche. Der erſteren gehört mehr oder minder alles das an, was die Sage der Römer in poetiſcher Weiſe vom Anfang bis zur Schlacht am See Regillus erzählt, wo die letzte Anſtrengung der Tyranney gegen die junge Republik vernichtet ward. Die ganze Erzählung dieſer Gegenſtände ſind Reſte großer nationaler Heldengedichte. Alle athmen republikaniſchen Geiſt und ſcheinen nach der Herſtellung der Stadt

ſeit dem galliſchen Unglück zu datiren. Ennius war's, der in ſeiner Liebe für griechiſche Formen, die alten nationalen Geſänge der Römer mit unterdrücken half, indem er ihren Inhalt zu ſeinen, nach griechiſchen Vorbildern gedichteten, Epopöien benutzte, und mit ſolchem Erfolg, daß Rom ſeit jener Zeit nur fremden Weiſen in der Poeſie horchte, daß Livius, wie ſeine Vorgänger, nur aus Ennius ſeine älteſte Römergeſchichte zu ſchöpfen im Stande war. Wir können es dem deutſchen Geſchichtſchreiber der Römer nicht genug danken, den Wahn vernichtet zu haben, als ſey das römiſche Volk in alter Zeit nie reich an eigenthümlicher Poeſie geweſen, als habe der herbe Republikanismus jene Spiele der Phantaſie verſchmäht, und geſtehen gern, daß wir über dieſem poetiſchen Gewinn den Verluſt jener eingebildeten Geſchichte ganz verſchmerzt haben. Wir ſind ja berechtigt in der Darſtellung unſeres Hiſtorikers eine wirkliche Bereicherung der Geſchichte der römiſchen Lite-

ratur zu ſehen; denn, wenn uns auch nicht äußere, geſchichtliche Beweiſe für das Daſeyn alter Heldengeſänge gegeben worden wären, wir würden dennoch daran glauben in der Weiſe, wie wir hier den rhapſodiſchen Zuſammenhang mit poetiſchem Geiſte nachgewieſen finden.

Methode.

Solch ein poetiſcher Gewinn macht auch um ſo empfänglicher für die zweyte Hauptmaſſe des Buches, die hiſtoriſch-kritiſche. Hier begegnen wir nun gleich einer, dem Verfaſſer eigenthümlichen Weiſe hiſtoriſcher Darſtellung, nicht vorher die Reſultate ſeines Forſchens gleich voran zu ſtellen, als gewonnene Gewißheit, und die Art, wie ſie gefunden wurden, in den Noten mitzutheilen, ſondern den Leſer den Gang ſeiner, oft durch Epiſoden ſchwierigen, Unterſuchung gleichſam als Gefährten mitmachen zu laſſen; wobey dieſer eine weit ſicherere allmähliche Ueber-

zeugung der gegebenen Sätze gewinnt, als auf jene vornehme Weiſe, welche die noch nicht bewieſene Sache an die Spitze ſtellt und durch den Schein von Paradoxie die Aneignung erſchwert, indem ſie ſich gleich anfangs den Leſer entfremdet. Bey unſerem Verfaſſer erſcheinen dagegen ſelbſt die zur Erklärung und Veranſchaulichung der gewonnenen Sätze hinzugefügten Analogieen aus alter und neuerer Geſchichte nicht als Fremdlinge, ſondern durch die Methode der Darſtellung gerechtfertigt.

Vorbereitendes.

Wir folgen einem ſo redlichen Forſcher gern auf ſeiner ſichtenden Bahn, wo er den Boden ebnet, auf welchem ſeine Römer ſpäter ſo lebendig und klar vor uns auftreten ſollen in ihrem Wollen und Thun. Große, früher untergegangene Völkermaſſen werden erſt an uns vorübergeführt, es wird verſucht jene Nebelbilder der Vorgeſchichte, als welche

uns Pelasger, Etrusker, Umbrer, Aborigi- ner und andere verſchwundene Völker erſchei- nen, wenigſtens in Umriſſen für die Geſchichte zu gewinnen. Es tritt uns hier vor allen das große räthſelhafte Volk der Pelasger, in al- ter Zeit weit in Italien verbreitet und den Griechen verwandt, in ſeinem Weſen näher, wenn die höchſt wahrſcheinliche Vermuthung richtig iſt, daß der Untergang Troja's, als einer pelasgiſchen Stadt, der letzte fallende Stern iſt im Vergehen pelasgiſcher Zeit. Ein neues, aus Norden von den Alpen her- abdrängendes Volk, ſchon klarer in ſeiner Erſcheinung, wenn auch in ſeiner Sprache für uns ein großes Räthſel, die Etrusker, gründet ſein Leben auf den Trümmern der pelasgiſchen Zeit. Hier treten ſchon Umriſſe der Staatsform einer Nation, repräſentirt durch Magnaten, hervor und eine ſolche mit Hart- näckigkeit feſtgehaltene Regierungsform läßt uns die allmählich eintretende politiſche Schwä- che der etruriſchen Städte gegen Latiner und

Römer erklärlich finden, wo ein ganz anderes Bürgerthum ſich ausbildete auf den Ruinen der alten Oligarchie, die zertrümmerten Werkſtücke zu neuem Anbau benutzend.

Der älteſte römiſche Staat.

Die drey Stämme der Freyen.

Wenn ſo die Geſchichte überall nur Fortgang, nie Anfänge, immer nur neuen Anbau auf Ruinen der Vorzeit ſehen läßt, ſo finden wir es der Behutſamkeit des Forſchers würdig, ſich nicht in Hypotheſen zu verlieren, wie der Staat entſtanden ſeyn könne, ſondern ſtets des ariſtoteliſchen Spruches eingedenk zu ſeyn, wo Menſchen ſeyen, da ſey auch gleich ein Staat, nur wer Theil nehme am Staat, der ächt menſchlichen, politiſchen Einrichtung, ſey ein Menſch; wer es verſchmähen könne, ein Gott, und wer nicht fähig dazu ſey, ein Thier. So findet die Geſchichte das älteſte Rom als einen Bundesſtaat, vereint aus zwey

Stämmen, Latinern und Sabinern, Ramnes und Tities; auf dem palatiniſchen Hügel das ältere Rom, auf dem capitoliniſchen Quirium. Jeder hat einen Senat von hundert Männern, die auf dem Comitium in der Ebene zwiſchen beyden Hügeln zur Berathung zuſammenkommen; die via sacra bildete die alte Scheidewand zwiſchen beyden anfangs getrennten Staaten und der doppelte Janus war das älteſte Thor der doppelten Landwehre, jeder Stadt mit einem Thore zugewandt. Mit Bedeutung ward als Symbol des Doppelſtaates auch noch ſpäter Janus mit doppeltem Antlitz angeſehen, um ſo mehr als Rom auch in ſpäterer Zeit, wiewohl auf andere Weiſe, den Anblick eines doppelten Staates in Patriciern und Plebejern darbot, und ſchon die Sage von den Zwillingen als Roms Gründern derſelben Idee gehört, wie die Sage vom Wechſel der Könige aus beyden Stämmen. Zu dieſen beyden Stämmen tritt ſpäter noch ein dritter, anfangs mit ungleichem

Rechte, dann allmählich zu gleichem Rechte emporgehoben, als ſämmtliche drey Stämme durch gemeinſames Intereſſe vereint wurden und gemeinſame Gefahr den alten Vorrechten drohte. Der Geſchichtſchreiber ſpricht es nicht aus, daß dieſer dritte Stamm, die Luceres, Etrusker waren und ſcheint den offenbaren etruskiſchen Einfluß auf Rom und ſeine Inſtitute mehr dem dienenden vorübergehenden Verhältniſſe Roms zu den Etruskern, welches ſich im Kriege mit Porſenna mythiſch ausſpricht, zuzuſchreiben geneigt. Dieſe drey Stämme oder Tribus theilten ſich jeder in zehn Unterabtheilungen, Curien, jede Curia in zehn Gentes, deren einzelne Familien keinesweges verwandt waren, ob ſie gleich einen gemeinſamen Gentilnamen führen. Die geſchloſſene, bedeutende Zahl dieſer Gentes widerlegt die Anſicht, als ſey der römiſche Staat erwachſen aus dem freyen Zuſammentreten einzelner Geſchlechter unter ihren Patriarchen; dieſe nicht verwandten gentes ſind

nicht älter als die Verfaſſung und die des dritten Stammes erſcheinen als minores gentes gegen die der beyden älteren. Jedes Geſchlecht ſendet einen der Aelteren als Vertreter in den Senat, die übrigen bilden, als iuniores patrum, die Volksverſammlung der Curien mit beſchließender Gewalt über das, was die seniores im Senate berathen haben.

Der Stand der Clienten oder Hörigen.

Die drey Stämme der Freyen haben durch Gewalt der Waffen ihren Staat auf den Trümmern eines früheren errichtet und die alten Einwohner als Clienten oder Hörige in das abhängige Verhältniß der Vaſallen hinabgedrückt. Es ſind alſo dieſe alten Clienten in ihrem Weſen ganz verſchieden von den Clienten der ſpäteren Zeit, wo ſich ein Freyer aus freyer Willkühr einen mächtigeren zum Schutzherrn wählte und dieß Verhältniß ſo lange beſtehen laſſen konnte, als das perſönliche Bedürfniß es zu erheiſchen ſchien. Die

alten Vaſallenclienten erhalten durch Gnade ihrer Herren zwey Jugern Kornlandes zum Anbau als Lehen; nicht als Eigenthum, ſondern als Beſitz, der zurückgenommen werden kann, wenn ſich der Patron verletzt fühlt. Solche Verletzung ward indeß erſchwert durch die Stärke der heiligſten Verpflichtung der Clienten, dem Patrone überall hold und gewärtig zu ſeyn, die Strafe für ihn zu zahlen, wenn das Recht ihn verurtheilt hatte, ſeine Töchter mit ausſtatten zu helfen, ſein Geſchlecht bey etwaigem Kriege aus der Gewalt des Feindes zu löſen; ja, es ſcheint, als habe der Patron das Recht gehabt, auf Klagen des Nachbarn leichtere Strafen über ſeinen Clienten zu verfügen. Doch waren die Clienten keinesweges der Willkühr ihres Patrones gänzlich hingegeben; eine Verſündigung am Hörigen ward vom Pontifex mit furchtbaren, religioſen Strafen gerächt. Es wurden die Clienten als Theilnehmer der gentes betrachtet; aber ſie hatten nicht in den

Curien zu ſtimmen, wo nach gentibus abgeſtimmt ward. Dieſe Clienten traten, als ein freyer Stand der Gemeinde in den Plebejern ſich bildete, allmählich zu dieſem über.

Der König.

Ueber den Freyen ſteht als erſter unter Gleichen, als Haupt des Staates und des Heeres, als Oberprieſter, als oberſter Richter (doch mit Appellation an die Curien der Freyen) der König. Er wird vorgeſchlagen durch den Senat und beſtätigt oder verworfen durch die Volksverſammlung der Curien, in deren Macht die ganze Geſetzgebung iſt und die Entſcheidung über Krieg und Frieden. Es iſt merkwürdig, wie vorſichtig der alte Staat in Ertheilung der Königswürde war; denn, wenn die Curien den vorgeſchlagenen König angenommen hatten, ſo reichte die Inauguration als Beſtätigung der Götter noch nicht hin, ihn in Beſitz der Fülle ſeiner Macht zu ſetzen; das Imperium, die

volle Gewalt, erhielt er erſt durch ein beſon=
deres Geſetz, welches abermals von den Cu=
rien ausging. Dieß iſt eine Sitte, die wohl
ſchwerlich Analogie in einem andern alten
Staate finden möchte. Unſer Hiſtoriker er=
klärt es entweder durch eine Prüfung, ob den
angenommenen nichts hindere und unwürdig
mache, ſein Amt anzutreten, oder durch die
Behutſamkeit jener alten Freyen, ſich zwie=
fache Ueberlegung vorzubehalten.

Die Plebejer (die Gemeinde) treten hinzu.

Bis jetzt bildeten den römiſchen Staat alſo
nur Freygeborne und Hörige, patres
und clientes. Kein Adel iſt ſichtbar; denn
zwiſchen beyden, Patriciern und Clienten,
liegt kein Stand in der Mitte. Und wie
wäre es auch denkbar, daß in einem ſo klei=
nen Staate ein Adel von dreyhundert Ge=
ſchlechtern, alſo noch weit mehr Familien,
exiſtirt hätte! Als aber Rom, d. h. dieſe äl=

teren freyen Bürger, mächtiger und mächtiger in der Umgegend auftraten, als ſie mancherley Landſchaften, meiſt der Latiner, gewannen und deren Einwohner in den Staatsverband aufnahmen, als durch dieſe ein neuer Stand, der der freyen Ackerbauer, in großer Maſſe ſich bildete — ganz Alba ward ja durch Tullus Hoſtilius nach Rom verſetzt —: da ſchloſſen ſich die alten Bürger, die drey Stämme mit ihren Curien und Geſchlechtern, von dieſen Ankömmlingen ab als einen Adel, in deſſen Händen allein das Regiment war. So blieben die Patricier der populus, während die freye Gemeinde, in ihr die Notablen der gewonnenen Städte, ohne Theilnahme an der Regierung, plebs genannt ward. Wie dieſe Männer keine Stimme in Regierungsſachen hatten — denn eine ſolche Stimme konnte nur in den jetzt adelichen Curien abgegeben werden, zu denen die Plebejer nicht gehörten — ſo auch kein Connubium mit den Patriciern. Sie hatten nur ihre Gerichte und waren zum

Kriegsdienſt mit den Altbürgern verpflichtet, in welchem ſie die Infanterie bildeten.

Es war natürlich, daß dieſe neuen Freyen allmählich nach gleichem Rechte mit den Altbürgern ſtrebten, und die Geſchlechter mußten, wollten ſie nicht erſtarren und verſtocken, jene Gemeinde allmählich zu ſich erheben. Allein dafür hatten die Patricier, wie alle Oligarchen, keinen Sinn, während doch ihre Könige der Gemeinde ſtets neue Kräfte durch neuen Zuwachs gaben.

Die Conſtitution des Servius Tullius.

Erſt Servius Tullius that, was längſt hätte geſchehen ſollen; er gab eine Conſtitution, in welcher beyde Stände, Patricier oder Altbürger, und Plebejer oder Neubürger, vereint wurden und, in verſchiedenen Abſtufungen, als volle Bürger des Staates erſchienen. Seine Conſtitution iſt weder eine Ariſtokratie, gegründet auf Herrſchaft der alten Geſchlechter, noch eine Demokratie, gegründet

auf Herrſchaft des Haufens, ſondern eine Timokratie, wo jeder um ſo mehr im Staate gilt, je mehr er beſitzt und mit dieſem Beſitze zum Beſtehen des Staates beyträgt, und je fähiger er iſt mit guten Waffen die Exiſtenz des Staates zu ſichern. Dabey ſind die Patricier, als ein Corps, mit eigenen, ihnen nur gehörigen Ritterſtimmen in dieſen großen militäriſchen Centuriatcomitien nicht vergeſſen; denn Servius wollte „die plebejiſche Notabilität mit der patriciſchen verbinden.“ Auf dieſe Weiſe iſt Servius der Schöpfer des römiſchen Staates in der Vereinigung beyder Stände und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſchon er ſtatt des einen Königs die Conſularverfaſſung einführen wollte, wo jeder der beyden Stände durch einen Conſul vertreten werden ſollte.

Rückſchritte.

Allein jene Patricier hatten nur ungern mit den neuen Ankömmlingen getheilt; ſie ver-

ſchwören ſich; der Mord des guten Königs und die Tyranney eines Uſurpators ſind die Folgen, für die Urheber der Verſchwörung ſelbſt vielleicht unerwartet. Da vertreibt man den Uſurpator, die Conſtitution wird herge⸗ſtellt; Conſuln werden gewählt nach den Co⸗mitien der Centurien. Aber die Patricier ge⸗ben das ſervianiſche Recht nicht in dem vol⸗len Maße mit Edelmuth zurück; der Dicta⸗tor, der zuweilen an die Stelle des bloß den Patriciern zugänglichen Conſulates tritt, iſt eine zum Schaden der Plebejer einge⸗führte, vorübergehende Aufhebung der ſer⸗vianiſchen Verfaſſung und legt für beſtimmte Zeit die unbeſchränkte Macht des Staates wie⸗der in die Hände der Patricier. Eigenes Zu⸗ſammenhalten der Plebejer, geſonderte Organi⸗ſation derſelben iſt die Folge; ein Schuldrecht, das, gegen die beſtehende Verfaſſung, per⸗ſönliche Freyheit des ſchuldenden Bürgers an⸗taſtete, bringt die Zuſammenhaltenden zur Verzweiflung; ſie ſuchen die Gemeinſchaft mit

den Altbürgern zu trennen und durch Auswanderung einen eigenen Staat zu gründen. Sie kehren nicht zurück, bis Repräſentanten ihres Standes als Tribunen, gleichſam ein Senat der Plebejer, anerkannt ſind und ſomit die Trennung der beyden Stände, wie zweyer Staaten in denſelben Mauern, in einem bürgerlichen Vereine, begründet iſt.

So weit führt uns der erſte Theil des merkwürdigen Buches, als deſſen Hauptgewinn wir die Darſtellung der Entſtehung des plebejiſchen Standes ohne Zweifel zu betrachten haben. Denn mit der richtigen Einſicht in das Weſen dieſer freyen Männer, die man mit nichten als empörte Vaſallen der Patricier zu betrachten hat, wird uns erſt die ganze Geſchichte der römiſchen Republik klar; die Kämpfe dieſer Republik erſcheinen veranlaßt durch ein Streben der Plebejer, die Grundzüge derjenigen Verfaſſung, die ein väterli-

cher König gegeben, feſt zu halten und nach den Bedürfniſſen der Zeit fortzubilden, während eine immer kleiner werdende Maſſe von Altbürgern, allmählich zu einem Adel concentrirt, die alte Verfaſſung feſt zu bannen ſtrebt, welche das Regiment in ihre Hände legte.

Manzoni's Roman: Die Verlobten.

Dieß Buch iſt in deutſchen und franzöſiſchen Zeitſchriften bereits mannigfach beſprochen worden, und ſelbſt die verſchiedenen Meinungen darüber bezeugen die Bedeutenheit der Erſcheinung. Dieſe Blätter aber, von welchen aus zuerſt Manzoni's Name in Deutſchland bekannt worden iſt, dürften vorzüglich geeignet ſeyn, zur richtigen Beurtheilung des Werks vermittelnd beyzuwirken.

Wir bezeichnen das Werk, im allgemeinen, als ein echt menſchliches, insbeſondere, als ein echt italieniſches. Aus der letztern Eigenſchaft gehen viele ſeiner Vorzüge und alle ſeine Fehler hervor. Der Verfaſſer wollte ein echt italieniſches Werk als echter Italiener geben, der ſein ſchönes Vaterland mit allen Kräften ſeiner Seele liebt. Aber an dem, was wir

lieben, iſt uns Alles wichtig, und wir ſetzen gern voraus, daß auch die Andern ihm gleiche Theilnahme ſchenken. Daher ſind wir geneigt, uns ausführlich darüber auszuſprechen, ohne immer genau zu bedenken, ob wir auch zur rechten Zeit und am rechten Orte das Gehörige ſagen. So unſer Dichter. Er führt uns in das ſiebenzehnte Jahrhundert, in die Zeit der ſpaniſchen Herrſchaft über Mailand zurück, und ſtellt uns, die Fabel ſeines Romans auf die Geſchichte ſeines Landes gründend, dieſe letztere an mehreren Stellen mit einer Theilnahme und Ausführlichkeit dar, die uns von jener zuweilen in dem Augenblicke, wo wir ihr zu folgen am begierigſten ſind, gänzlich ableitet. Wenn er die fruchtloſen Beſtrebungen der Regierung, die Gewaltthätigkeit eines zügelloſen Adels zu unterdrücken, den heilloſen und rechtloſen Zuſtand des Landes in dieſem innern Kriege des Starken gegen den Schwachen, die Hungersnoth, den Aufruhr und die Peſt als die Folgen derſelben, ſchildert,

und in dieſen Schilderungen ſich verliert, ſcheint der treffliche Dichter ganz zu vergeſſen, daß ſein Zweck es war, das Lieben und Leiden ſeiner Verlobten zu ſchildern, und nur mit Ungeduld können wir den Hiſtoriker da begleiten, wo wir uns von dem Dichter leiten zu laſſen erwartet und gewünſcht hatten.

Hiermit haben wir treulich dasjenige angedeutet, was wir in dem Buche allein als nicht kunſtgemäß anſehen können, und dürfen uns nun um ſo freudiger der Bezeichnung ſeiner großen Vorzüge hingeben.

Als ein echter Italiener, mit genauer Kenntniß und dem warmen Pinſel der Liebe, malt uns der Verfaſſer ſein Land und Charaktere, wie dieſes Land ſie erzeugt, alle individualiſirt und ſich ſelbſt treu bis auf den kleinſten Zug, in vollendeter Wahrheit, und in ihrer Kraft entſprechend einer ordnungsloſen, unſichern Zeit, welche das Leben jedes Einzelnen verbittert, aber die inneren Kräfte gewaltig aufregt und zur Wirkung nach Au-

ßen treibt. Auch denen, welchen das Land und ſeine Bewohner fremd ſind, wird eben nichts Fremdartiges entgegentreten, denn das Buch iſt ein echt menſchliches. Einige Jahrhunderte früher oder ſpäter, einige Breitengrade mehr gegen Süden oder Norden verändern nichts an dem innern Kern des Menſchen. Welche Verſchiedenheiten auch immer Klima, Landesart, Regierung und Geſchichte in den Sitten der Völker hervorbringen mögen, die Handlungen der Einzelnen werden uns immer als nothwendige Früchte des Saamens erſcheinen, welcher in uns ſelbſt keimt und wuchert, dafern ſie nur mit Wahrheit dargeſtellt ſind. Und in dieſer Wahrheit liegt zugleich die Neuheit und Eigenthümlichkeit des Dichters. Nur aus einem reichen Gemüthe, welches von der Natur durchdrungen iſt und, ſie wieder durchdringend, der Phantaſie ihren Stoff liefert, geht die Wahrheit hervor, welche denn das eigenthümliche Gepräge dieſes Gemüths trägt und daher un-

fehlbar neu und eigenthümlich iſt. Denn ein ſolches Gemüth iſt immer ein Einziges, und die Natur, ſich ſelbſt ewig treu bleibend, wiederholt ſich nie.

Dieſe Wahrheit und Neuheit ſpricht uns in Manzoni's Dichtung an und macht ſie, wenn wir jene hiſtoriſchen Auswüchſe uns wegdenken, zu einem ſchönen in ſich vollendeten Ganzen. Aus den Charakteren gehen in nothwendiger Folge die Handlungen, aus dieſen die Begebenheiten der wohlerfundenen Fabel und die Zuſtände hervor, in welche die Perſonen ſich gegenſeitig verſetzen. Dem Zufalle iſt nirgend eine willkührliche Einwirkung und nicht mehr eingeräumt, als die poetiſche Wahrſcheinlichkeit es geſtattet.

Es iſt hier nicht der Ort auf das Einzelne einzugehn. Doch können wir nicht umhin, auf das Schönſte unter dem vielen Schönen des Werks aufmerkſam zu machen, auf eine Scene, die ſich im zweyten Theile befindet. Einer jener Magnaten, nur als der Unge-

nannte bezeichnet, weil die gleichzeitigen Chroniſten ihn zu nennen ſich ſcheuten, ſtellt ſich uns als ein ganz neues und eigenthümliches Bild einer großartigen, wir möchten sagen, redlichen Verruchtheit dar. Er trotzt mit gleicher Kraft dem Haſſe des Volks und den Maaßregeln der Regierung. Wer an ihn ſich wendet und ſeinen Schutz anfleht, iſt ſicher ihn zu erhalten, und durch ihn zu ſeinem Zwecke zu gelangen, gleichviel ob dieſer Zweck das heiligſte Recht oder der gräulichſte Frevel ſey. So raubt er die Verlobte für einen Andern, ohne allen Zweck für ſich ſelbſt. Aber eine ſo große Seele, nur irre geleitet durch die Frevel der Zeit und den Mißbrauch der Gewalt, kann nicht ewig beym Böſen beharren, das nur über kleine Geiſter fortdauernde Gewalt übt. Schon früher hat ſich der beſſere Sinn in ihm geregt und ihn die Nichtigkeit und Verwerflichkeit ſeines Seyns und Treibens empfinden laſſen. So tritt ihm das geraubte Mädchen entgegen im unwiderſteh-

lichen Zauber der Unſchuld und des Schmer=
zes. Und das Beſſere, das ſich dunkel in ihm
geregt hat, erhebt ſich plötzlich zum vollen
wachen Bewußtſeyn. Eben iſt der Cardinal
Friedrich Boromäus in jener Gegend, ein
Gegenſtand allgemeiner Ehrfurcht, und an
ihn beſchließt der Ungenannte ſich zu wenden.
Wie ihm nun dieſer, in der ſtillen Kraft der
Liebe und des Glaubens entgegentritt, ihn
nicht beugt, ſondern zu ſich emporhebt, da iſt
ſeine Bekehrung vollendet. An die Stelle der
frevelnden Gewaltthätigkeit tritt die Demuth,
aber in ihr erſcheint er großartiger, denn zu=
vor, und die Furcht vor ihm macht in den Ge=
müthern der Ehrfurcht Platz.

Dieſe drey Charaktere bilden jeder für ſich
eine Geſtalt, zuſammen eine Gruppe, wie wir
ſie kaum von ähnlicher Schönheit geſehen zu
haben uns erinnern. Die Contraſte, welche ihr
Zuſammentreffen in dieſer Situation erzeugt,
ſind nicht künſtlich erſonnen. Die Natur ſelbſt
hat ſie hervorgebracht, welche neben der ſchrof=

ſen Felſenwand, neben dem ſchäumenden Waſ-
ſerfalle den Keim der Feldroſe und der Thrä-
nenweide in das grünende Thal wirft.

Zwey Ueberſetzungen der erſten beyden
Theile des Werks von C. von Bülow und
Daniel Leßmann ſind bereits erſchienen. Wir
kennen nur die letztere und müſſen ihr Leben
und geiſtreiche Treue nachrühmen. Im zwey-
ten Theile hat Herr Leßmann die ausführliche
Biographie des Cardinals Boromäus, einen
jener hiſtoriſchen Auswüchſe, weggeſchnitten,
was wir nur billigen können. Möge er im
dritten Bande, welchen der im Eingange aus-
geſprochene Tadel vorzüglich trifft, bedenken,
daß ſein Buch für Deutſche beſtimmt iſt, und
die langen Qualen abkürzen, welche uns die
Peſt in Mailand bereitet. Das Talent, wel-
ches er durch ſein eigenes Werk, Louiſe von
Helling, bewährt hat, berechtigt ihn, uns
und ſeinem Originale dieſen Dienſt zu erwei-
ſen, und mehr als Bearbeiter, denn als Ue-
berſetzer einzutreten.

Antonio Foscarini,
tragedia di G. B. Niccolini. Firenze 1827.

Das Beyſpiel Manzoni's ſcheint mehrfach auf den Verfaſſer dieſes Trauerſpiels eingewirkt zu haben. Auch er baut den Plan ſeiner Dichtung ganz auf hiſtoriſchen Grund, wagt es, von den hergebrachten Regeln der Einheiten abzuweichen und führt die Handlung auf geradem Wege ihrem Ziele zu. Auch in ihm ſpricht ſich die glühende Liebe für ſein Vaterland im Zorne über deſſen Zuſtand aus, und in ſeiner Sprache glauben wir Anklänge aus Manzoni zu vernehmen. Aber nicht ein todter Nachahmer tritt uns entgegen, ſondern ein mit eigenem Leben begabtes erfreuliches Talent, wenn wir ſchon ſein Werk noch kein durchaus erfreuliches nennen mögen.

Nach der bekannten Spaniſchen Verſchwörung gegen Venedig wird von dem Senate der Republik das Geſetz gegeben, daß jeder Patricier, welcher zur Nachtzeit heimlich in das Haus eines fremden Geſandten gehe, des Todes ſchuldig ſey. Um dieſe Zeit kehrt der Sohn des Dogen, der Held des Trauerſpiels, welcher als Geſandter des Freyſtaats in der Schweiz geweſen, nach Venedig zurück, wo er ſchon früher zu freyer Geſinnung verdächtig war. Er findet ſeine Geliebte mit einem der Staats-Inquiſitoren vermählt, welchem ſie, um ihren Vater ſeiner Rache zu entziehn, hatte die Hand reichen müſſen. Ihrer Liebe und dem Schmerze ihres Geliebten geſteht ſie eine nächtliche Unterredung in ihrem Garten zu. Aber bald kündigt die Vertraute an, daß der Gemahl ſich nahe. Schon ſind dem Helden alle Wege zur Flucht geſperrt, nur der durch den Palaſt des Spaniſchen Geſandten iſt noch offen. Antonio muß entweder bleiben und dadurch die Geliebte verrathen oder ihn einſchla-

gen und dem durch das Geſetz angedrohten Tode entgegen gehn. Er wählt das letztere und wird, nach einem vergeblichen Verſuche ſich zu tödten, ergriffen. Vor die Staats-Inquiſitoren geſtellt, verſchweigt er hartnäckig das Ereigniß, das ihn in den Palaſt des Geſandten geführt, um die Ehre der Geliebten nicht zu kränken. Selbſt dem Flehen ſeines Vaters verweigert er jede Erklärung. Da wird dem Gericht angekündigt, daß die Stadt wegen Foscarini's Verhaftung in Aufruhr ſey. Dieß beſchleunigt nur ſeine Verdammung. Das empörte Volk zerſtreut ſich beym Anblick der gefürchteten Zeichen der Gewalt. Ein Weib, die Stifterin des Aufruhrs, wird vom Dogen ſelbſt gefangen eingebracht. Es iſt die Geliebte Antonio's, Thereſe, welche ihn hat retten wollen. Sie bekennt nun jene Unterredung und entdeckt die Urſache, aus welcher er in den Spaniſchen Palaſt geflohen. Noch ſoll Antonio gerettet werden. Aber er iſt ſchon vorzeitig ermordet. Thereſe tödtet ſich ſelbſt,

und das Stück ſchließt mit der von einem der Inquiſitoren ſelbſt ausgeſprochenen Hoffnung, daß der ſchreckliche Fall die ſchreckliche Gewalt der Staats-Inquiſition ſtürzen werde.

Dieß das Weſentliche der einfachen Handlung. Ueber dem Ganzen ſchwebt, wie eine tief hängende ſchwarze Wolke, die uns auch nicht einen Augenblick freye erquickende Ausſicht vergönnt, vom Anfang an jenes furchtbare Staatsgericht, welchem ſchon ein Verdacht Grund zum Todesurtheil war. Aber nicht das, was in der ſtarren Conſequenz der Venetianiſchen Ariſtokratie wirklich Großartiges war, und als würdiges tragiſches Motiv benutzt werden konnte, iſt der eigentliche Hebel, welcher die handelnden Perſonen gegen Antonio in Bewegung ſetzt, ſondern kleinliche Rache zweyer Inquiſitoren.

Sämmtliche Charaktere ſind mehr perſonificirte Ideen, als wirkliche Perſonen, und ſo geht denn das Ganze ohne bedeutende Wirkung an uns vorüber, obwohl wir an vielen

Stellen Spuren eines Talents bemerken, das wohl einſt Bedeutenderes leiſten wird.

Deſſen zum Zeugniß und als Beleg deſſen, was wir oben über die vaterländiſche Tendenz geäußert, geben wir einige Stellen in treuer Ueberſetzung:

Italien liegt
Gebeugt durch Waffen, mehr durch seine Sitten.
Nichts von den Ahnen wahrt's und alles lernt es
Von seinen neuen Zwingherrn; Brauch ist worden
Was einstens Laster war; das schlechte Land,
Nicht einmal Laster hat's, von eigner Zucht,
Pracht ohne Reichthum, Niederträchtigkeit
Verhüllt mit prächt'gen Namen und in schmähl'chem
Wettstreite Titelprunk und Sclaverey.

Antonio ſagt, auf den Vorwurf ſeines Vaters, daß er die Geſetze ſeines Vaterlandes haſſe:

Ich strebte diese Schmach
Europa's zu vertilgen, und mein Mund
Liess endlich hören eine freye Stimme

Im dumpfen Schweigen dieser feigen Zeit,
Und Welschland sah erblassen seine Zwingherrn
Und sah den Knecht erröthen. Doch, als dann
Der schlimmre Rathschlag siegte, war mir's süss,
Zu irren auf des Schweizer-Landes Bergen,
Und, rings von ihrem Eis umstarrt, bey strenger
Erhabenheit unzähmbarer Natur,
Die Freyheit zu empfinden, die verbannt ist
Aus milder Luft, die Adria's Ufer haucht,
Das heitre Sonne hat und düstre Herrschaft.
Und dort verlernt' ich auch die Furcht der stummen
Bewohner dieser Stadt und die Gefahren
Die sie, die Grausame, im Dunkeln hegt.
Mir schwebten hier in wehevollem Kerker
Die Berge vor und ach! ein süssres Bild.

Die Grundſätze einer Regierung, die kein gutes Gewiſſen hat, gegen diejenigen, welche ſie eines Anſchlags gegen ſich für verdächtig hält, können kaum ſchärfer ausgeſprochen werden als mit den Worten eines der Staats-Inquiſitoren:

Vergisst man wohl,
Dass unsers Amts es ist, zur Zücht'gung eilend,
Der Schuld zuvorzukommen? Schuldig auch
Ist der stets, den man scheut; und wär' er schuldlos,
Ich würd' ihn strafen, weil ich ihn gekränkt;
Denn sicher würd' er doch aus Rache schuldig.

Dieß wird hinreichen, um auf einen Dichter aufmerkſam zu machen, deſſen Werk wir nur ſehr bedingt haben loben können.

Bezüge nach Außen.

Mein hoffnungsreiches Wort: daß bey der gegenwärtigen höchſt bewegten Epoche und durchaus erleichterter Communication eine Weltliteratur baldigſt zu hoffen ſey, haben unſre weſtlichen Nachbarn, welche allerdings hiezu großes wirken dürften, beyfällig aufgenommen und ſich folgendermaßen darüber geäußert.

Le Globe. Tom. V. Nr. 91.

„Fürwahr, eine jede Nation, wenn die Reihe an ſie kommt, fühlt jenes Anziehen, welches, wie die Anziehungskraft der phyſiſchen Körper, eine gegen die andere hinreißt und in der Folge alle die Geſchlechter aus welchen die Menſchheit beſteht, in einer allgemeinen Harmonie vereinigen wird. Frey-

lich iſt das Beſtreben der Gelehrten, ſich einander zu verſtehen und ihre Arbeiten aneinander zu reihen, keineswegs neu, und die lateiniſche Sprache diente vormals auf eine bewundernswürdige Weiſe zu dieſem Zwecke. Aber wie ſie ſich auch bemüh'ten, ſo bewirkten die Schranken, wodurch die Völker getrennt wurden, auch eine Trennung unter ihnen, und ſchadeten ihrem geiſtigen Verkehr. Selbſt das Werkzeug deſſen ſie ſich bedienten konnte nur einer gewiſſen Ideenfolge genügen, ſo daß ſie ſich gleichſam nur durch die Intelligenz berührten, anſtatt gegenwärtig durch das Herz und die Poeſie. Die Reiſen, das Studium der Sprachen, die periodiſche Literatur haben die Stelle jener allgemeinen Sprache eingenommen und beſtätigen übereinſtimmend viel innigere Verhältniſſe, als jene niemals bereiten konnte. Sogar die Nationen, die ſich vorzüglich mit Gewerb und Handel abgeben, beſchäftigen ſich am meiſten mit dieſem Ideenwechſel. England, deſſen

innere Bewegung ſo groß, deſſen Leben ſo thätig iſt, daß es ſcheint, es könne nichts Anders ſtudieren als ſich ſelbſt, zeigt in dieſem Augenblick ein Symptom dieſes Bedürfniſſes, ſich nach außen zu verbreiten und ſeinen Horizont zu erweitern; ſeine Um- und Ueberſichten (Reviews), an die man bisher gewöhnt war, ſind ihnen nicht genug; zwey neue Zeitſchriften, beſonders fremden Literaturen gewidmet, ſollen zuſammenwirkend regelmäßig ausgegeben werden.“

Von dem erſten, The Foreign Quarterly Review, ſind zwey Bände in unſern Händen, den dritten erwarten wir zunächſt und werden im Laufe dieſer Blätter öfters auf die Anſichten der bedeutenden Männer zurückkehren, die ihre Theilnahme an fremden Literaturen ſo einſichtig als thätig beweiſen.

Zuvörderſt aber müſſen wir geſtehen daß es uns ein heiteres Lächeln abgewann als wir, gerade am Ende des alten Jahres, ſchon die mehr als dreyßig deutſche Taſchenbü-

cher in einem engliſchen Journal angezeigt fanden, zwar nicht recenſirt, aber doch mit einigen eigenthümlichen Bemerkungen.

Es iſt erfreulich daß unſere Exhibitionen der Art auch drüben Beyfall und Abſatz finden, indem wir ſchon genöthigt ſind auch die dortigen gleichmäßigen Productionen für gütes Geld anzuſchaffen; es wird ſich nach und nach bemerken laſſen ob die Bilance dieſes Verkehrs für uns günſtig ausſchlage.

Die ernſthafteſte Betrachtung mußte doch an jene erſten augenfällig heiteren ſich ungeſäumt anſchließen. Eine jede Literatur ennüyirt ſich zuletzt in ſich ſelbſt, wenn ſie nicht durch fremde Theilnahme wieder aufgefriſcht wird. Welcher Naturforſcher erfreut ſich nicht der Wunderdinge, die er durch Spiegelung hervorgebracht ſieht? und was eine Spiegelung im Sittlichen heißen wolle, hat ein jeder ſchon, wenn auch unbewußt, an

ſich ſelbſt erfahren und wird, ſobald er erſt aufmerkt, faſſen und begreifen wieviel er ihr im Leben zu ſeiner Bildung ſchuldig geworden.

Ein Gleichniss.

Jüngst pflückt' ich einen Wiesenstraus,
Trug ihn gedankenvoll nach Haus;
Da hatten von der warmen Hand
Die Kronen sich alle zur Erde gewandt.
Ich setzte sie in frisches Glas;
Und welch ein Wunder war mir das!
Die Köpfchen hoben sich empor,
Die Blätterstengel im grünen Flor;
Und allzusammen so gesund
Als stünden sie noch auf Muttergrund.

So war mir's als ich wundersam
Mein Lied in fremder Sprache vernahm.

Engliſches Schauſpiel in Paris.

Wir guten Deutſchen, worunter ich mich wohl auch zu zählen habe, können ſeit funfzig Jahren den unbezwinglichen Shakſpeare nicht los werden. Nach unſerer gründlichen Verfahrungsweiſe ſuchen wir in ſeine Weſenheit einzudringen, wir geſtehen gerne dem Stoff, den Gegenſtänden ſeiner Dichtung allen Werth und Gehalt zu, wir trachten ſeine Behandlungsart zu entwickeln, ihrem Gange zu folgen, die Charaktere zu enthüllen und ſcheinen mit aller Bemühung doch nicht zum Ziele zu gelangen. Neulich ſogar hatte ſich zugetragen daß wir uns zu einer entſchieden retrograden Bewegung verleiten ließen, indem wir Lady Macbeth als eine liebevolle Gattin zu conſtituiren unternahmen. Sollte aber eben hieraus nicht deutlich hervorgehen, daß wir den Kreis ſchon durch-

laufen haben, indem uns die Wahrheit anwidert, der Irrthum aber willkommen erſcheint.

Unſere weſtlichen Nachbarn dagegen, lebendig-praktiſchen Sinnes, verfahren hierin ganz anders. Sie genießen gegenwärtig des Glücks die vorzüglichſten engliſchen Schauſpieler, in den berühmteſten, beliebteſten Stücken, nach und nach vor ſich zu ſehen, und zwar auf eignem Grund und Boden, wodurch ſie gegen das Fremde in den wichtigen Vortheil geſetzt ſind, daß ihnen der heimiſche Maasſtab zur Hand bleibt, der, wenn ſie ihn, alte verrottete Vorurtheile beſeitigend, mit Geiſtesfreyheit an das Fremde legen, ihnen zu einem wahrhaft überſchauenden Urtheil die ſicherſte Gelegenheit giebt.

Um die Weſenheit des Dichters und ſeiner Dichtung, welche doch niemand ergründen wird, kümmern ſie ſich nicht, ſie achten auf die Wirkung, worauf denn doch eigentlich alles ankommt, und indem ſie die Abſicht ha-

ben ſolche zu begünſtigen, ſprechen ſie aus, theilen ſie mit was jeder Zuſchauer empfindet, empfinden ſollte, wenn er ſich auch deſſen nicht genugſam bewußt würde.

Le Globe. Tom. V. Nr. 71.

Hamlet iſt endlich auf der franzöſiſchen Bühne in ſeiner ganzen Wahrheit erſchienen und mit allgemeinem Beyfall aufgenommen worden. Selbſt diejenigen, denen die Schwierigkeiten der Sprache eine Menge Schönheiten nicht mit empfinden ließen, welche der Ausdruck darbietet, hielten ſich an die Handlung, und empfanden ſo Vergnügen als Rührung von dieſem originalen Drama. Hamlet erregt unſre Theilnahme wie er auftritt; kaum iſt er angekündigt ſo verlangt man nach ihm, kaum hat er ſich gezeigt, ſo iſt man tauſendfältig an ihn geknüpft, man möchte ihn nicht wieder loslaſſen. Es iſt eine außerordentliche Seele, deren Seltſamkeit allein uns ſchon auffallen würde. Wer wünſchte nicht zu wiſ-

ſen was alles für wunderliche Gedanken und unvorgeſehene Handlungen ſich daraus ent⸗wickeln werden, wer wäre nicht neugierig die Geheimniſſe derſelben zu erforſchen und ihren Bewegungen zu folgen; denn da iſt et⸗was zu ſehen was man nicht überall antrifft. Hier iſt die Menſchheit zu ſtudieren in die⸗ſem ſo wunderlichen und doch ſo wahren Herzen.

Aber dieſe Seele iſt zugleich von dem rechtmäßigſten und größeſten Schmerz erfüllt, von abſcheulichen Ahndungen und Vermu⸗thungen, ſie iſt zärtlich, traurig, großmü⸗thig und kraftthätig. Alles das rührt und erregt ein lebendiges Mitgefühl. Sein Glaube an die Schattenerſcheinung ſeines Vaters, ſei⸗ner Rache Bedürfniß, das Mittel das er aus⸗denkt ſie zu ſtillen, die Rolle des Thoren, die er mit überlegteſter Feinheit, Geiſt, Schmerz und Haß durchführt; nichts iſt daran was ei⸗nen ermüdet. Ohne Mühe laßt ihr euch ein in alle die Zuſtände die er durchwandert:

ſein verſchiedenes Begegnen mit Polonius, worin ſich ſo viel ſcheinbar Komiſches auf einem Untergrunde von ſo viel Traurigem und Bitterm hervorthut; die Scene des Schauſpiels, worin er die wunderſamſte Kunſt beweiſt in wahrhafter Feinheit, und verſtelltem Wahnſinn, von innigſter Würde und angenommenem Fratzenhaften; dieſe ſtrenge furchtbare Unterſuchung, die er mit unverſöhnlicher Aufmerkſamkeit, unter äußerlichem Spielen und Kindereyen eines Wahnſinnigen durchführt; die offenbarſte Verletzung unſers Theaterdecorums; da wäre denn doch wohl für unſer Publicum genugſamer Anlaß geweſen, Anſtoß zu nehmen, hätte es nicht gefühlt: allen dieſen Formen, allen dieſen Ereigniſſen liege die Entwickelung eines im höchſten Sinne dramatiſchen Charakters zu Grunde.

The Liſe of Friedrich Schiller. Comprehending an examination of his works. London 1825.

Von dieſer Biographie Schillers wäre nur das Beſte zu ſagen; ſie iſt merkwürdig indem ſie ein genaues Studium der Lebensvorfälle unſeres Dichters beweiſt, ſo wie denn auch das Studium der Dichtungen unſeres Freundes und eine innige Theilnahme an denſelben aus dieſem Werke hervorgeht. Bewundernswürdig iſt es wie ſich der Verfaſſer eine genügende Einſicht in den Charakter und das hohe Verdienſt dieſes Mannes verſchafft, ſo klar und ſo gehörig als es kaum aus der Ferne zu erwarten geweſen.

Hier bewahrheitet ſich jedoch ein altes Wort: der gute Wille hilft zu vollkommener Kenntniß. Denn gerade daß der Schottländer den deutſchen Mann mit Wohlwollen an-

erkennt, ihn verehrt und liebt, dadurch wird er deſſen treffliche Eigenſchaften am ſicherſten gewahr und vermag ſich zu einer Klarheit über ſeinen Gegenſtand zu erheben, zu der ſogar Landsleute des Trefflichen in früheren Tagen nicht gelangen konnten. Denn die Mitlebenden werden an vorzüglichen Menſchen gar leicht irre; das Beſondere der Perſon ſtört ſie, das laufende bewegliche Leben verrückt ihre Standpuncte, hindert das Kennen und Anerkennen eines ſolchen Mannes. Dieſer aber war von ſo außerordentlicher Art daß der Biograph die Idee eines vorzüglichen Mannes vor Augen halten und ſie durch individuelle Schickſale und Leiſtungen durchführen konnte und ſein Tagewerk dergeſtalt vollbracht ſah.

German Romance. Vol. IV. Edinburgh 1827.

Um den Sinn dieſes Titels im Deutſchen wieder zu geben müßten wir allenfalls ſagen: Muſterſtücke, romantiſcher, auch mährchenhafter Art, ausgewählt aus den Werken deutſcher Autoren welche ſich in dieſem Fache hervorgethan haben; ſie enthalten kleinere und größere Erzählungen von Muſäus, Tieck, Hofmann, Jean Paul Richter und Goethe in freyer anmuthiger Sprache. Merkwürdig ſind die einem jeden Autor vorgeſetzten Notizen, die man, ſo wie die Schilleriſche Biographie, gar wohl rühmen, auch unſern Tagesblättern und Heften zu Ueberſetzung und Mittheilung, wenn es nicht etwa ſchon uns unbewußt geſchehen iſt, empfehlen darf. Die Lebens-Zuſtände und Ereigniſſe ſind mit Sorgfalt dargeſtellt und geben von dem individu-

ellen Charakter eines jeden, von der Einwirkung deſſelben auf ſeine Schriften genugſame Vorkenntniß. Hier ſowohl wie in der Schillerischen Biographie beweiſt Herr Carlyle eine ruhige klare innige Theilnahme an dem Deutſchen poetiſch literariſchen Beginnen; er giebt ſich hin an das eigenthümliche Beſtreben der Nation, er läßt den Einzelnen gelten, jeden an ſeiner Stelle, und ſchlichtet hiedurch gewiſſermaßen den Conflict der innerhalb der Literatur irgend eines Volkes unvermeidlich iſt. Denn leben und wirken heißt eben ſoviel als Partey machen und ergreifen. Niemand iſt zu verdenken wenn er um Platz und Rang kämpft, der ihm ſeine Exiſtenz ſichert, und einen Einfluß verſchafft der auf eine glückliche weitere Folge hindeutet.

Trübt ſich nun hiedurch der Horizont einer innern Literatur oft viele Jahre lang, der Fremde läßt Staub, Dunſt und Nebel ſich ſetzen, zerſtreuen und verſchwinden, und ſieht jene fernen Regionen vor ſich aufgeklärt mit

ihren lichten und beſchatteten Stellen, mit einer Gemüthsruhe wie wir in klarer Nacht den Mond zu betrachten gewohnt ſind.

Hier nun mögen einige Betrachtungen vor längerer Zeit niedergeſchrieben eingeſchaltet ſtehen, ſollte man auch finden daß ich mich wiederhole, wenn man nur zugleich geſteht daß Wiederholung irgend zum Nutzen gereichen könne.

Offenbar iſt das Beſtreben der beſten Dichter und äſthetiſchen Schriftſteller aller Nationen ſchon ſeit geraumer Zeit auf das allgemein Menſchliche gerichtet. In jedem Beſondern, es ſey nun hiſtoriſch, mythologiſch, fabelhaft, mehr oder weniger willkührlich erſonnen, wird man durch Nationalität und Perſönlichkeit hin jenes Allgemeine immer mehr durchleuchten und durchſcheinen ſehen.

Da nun auch im praktiſchen Lebensgange ein gleiches obwaltet und durch alles irdiſch Rohe, Wilde, Grauſame, Falſche, Eigennützige, Lügenhafte ſich durchſchlingt, und

überall einige Milde zu verbreiten trachtet, ſo iſt zwar nicht zu hoffen daß ein allgemeiner Friede dadurch ſich einleite, aber doch daß der unvermeidliche Streit nach und nach läßlicher werde, der Krieg weniger grauſam, der Sieg weniger übermüthig.

Was nun in den Dichtungen aller Nationen hierauf hindeutet und hinwirkt, dieß iſt es was die Uebrigen ſich anzueignen haben. Die Beſonderheiten einer jeden muß man kennen lernen, um ſie ihr zu laſſen, um gerade dadurch mit ihr zu verkehren: denn die Eigenheiten einer Nation ſind wie ihre Sprache und ihre Münzſorten, ſie erleichtern den Verkehr, ja ſie machen ihn erſt vollkommen möglich.

Eine wahrhaft allgemeine Duldung wird am ſicherſten erreicht, wenn man das Beſondere der einzelnen Menſchen und Völkerſchaften auf ſich beruhen läßt, bey der Ueberzeugung jedoch feſthält, daß das wahrhaft Verdienſtliche ſich dadurch auszeichnet, daß es der

ganzen Menſchheit angehört. Zu einer ſolchen Vermittelung und wechſelſeitigen Anerkennung tragen die Deutſchen ſeit langer Zeit ſchon bey. Wer die deutſche Sprache verſteht und ſtudirt, befindet ſich auf dem Markte wo alle Nationen ihre Waaren anbieten, er ſpielt den Dolmetſcher, indem er ſich ſelbſt bereichert.

Und ſo iſt jeder Ueberſetzer anzuſehen, daß er ſich als Vermittler dieſes allgemein geiſtigen Handels bemüht, und den Wechſeltauſch zu befördern ſich zum Geſchäft macht. Denn was man auch von der Unzulänglichkeit des Ueberſetzens ſagen mag, ſo iſt und bleibt es doch eines der wichtigſten und würdigſten Geſchäfte in dem allgemeinen Weltverkehr.

Der Koran ſagt: „Gott hat jedem Volke einen Propheten gegeben in ſeiner eigenen Sprache.“ So iſt jeder Ueberſetzer ein Prophet in ſeinem Volke. Luthers Bibelüberſetzung hat die größten Wirkungen hervorgebracht, wenn ſchon die Kritik daran bis auf

den Heutigen Tag immerfort bedingt und mäkelt. Und was iſt denn das ganze ungeheure Geſchäft der Bibelgeſellſchaft anders, als das Evangelium einem jeden Volke in ſeine Sprache und Art gebracht zu überliefern.

Hochländisch.

Matt und beschwerlich,
Wandernd ermüdigt,
Klimmt er gefährlich
Nimmer befriedigt;
Felsen ersteigt er
Wie es die Kraft erlaubt,
Endlich erreicht er
Gipfel und Bergeshaupt.

Hat er mühselig
Also den Tag vollbracht,
Nun wär' es thörig
Hätt' er darauf noch Acht.
Froh ist's unsäglich
Sitzendem hier,
Athmend behäglich
An Geishirtens Thür.

Speis' ich und trinke nun
Wie es vorhanden,
Sonne sie sinket nun
Allen den Landen;
Schmeckt's doch heut Abend
Niemand wie mir,
Sitzend mich labend
An Geishirtens Thür.

Bildende Kunſt.

Peintures de Polygnote dans la Lesche de Delphe par Riepenhausen.

Aus welchem Geſichtspunct man auch das Unternehmen betrachten mag, Kunſtwerke des Alterthums von denen die Schriftſteller uns mehr oder weniger ausführliche Beſchreibungen überliefert haben bildlich zu entwerfen, immer wird ein ſolches Bemühen ſo nützlich als löblich erſcheinen. Für Künſtler bleibt es eine fruchtbringende Uebung, indem ſie dadurch aufgeregt ja genöthigt werden ſich mit dem Geiſt der alten Kunſt im allgemeinen näher zu verſtändigen, den Liebhabern und Kunſtfreunden aber gewähren ſolche Herſtellungsverſuche geſchickter Künſtler theils den Vortheil des deutlichern Begriffs von Werken die ihnen ſonſt nur traumähnlich aus geſchriebenen Nachrichten bekannt ſind, theils erhalten ſie dadurch Gelegenheit zum ſelbſtei-

genen Forſchen und Nachdenken über derglei-chen Dinge. Wir können daher nicht anders als der Unternehmung der Brüder Riepenhau-ſen Beyfall geben.

Vor mehr als zwanzig Jahren ſchon ha-ben dieſe vorzüglichen Künſtler das Gemälde des Polygnot von der Eroberung Troja's, ſo die rechte Seite der Leſche zu Delphi ſchmück-te, nach der Beſchreibung des Pauſanias in Umrißzeichnungen wieder herzuſtellen verſucht; auch haben die Weimariſchen Kunſtfreunde, damals ſchon von lebhaftem Intereſſe für die Sache ergriffen und von der Nützlichkeit ſol-cher Bemühungen überzeugt, Lob und Bey-fall darüber zu wiederholten Malen ausge-ſprochen. Gegenwärtig nun legen die genann-ten Künſtler, ebenfalls in Umrißzeichnungen, dem kunſtliebenden Publicum eine Wiederher-ſtellung des reichhaltigen Gemäldes der Un-terwelt vor, mit welchem nach Pauſanias Po-lygnotus die linke Seite der Leſche ausgeziert hatte.

Die Malerey bey den Griechen war von ihren Anfängen an, die ganze Zeit da der alte Styl dauerte, ſymboliſch und nahm erſt nach Erfindung von Licht und Schatten den dramatiſch darſtellenden Charakter an; wir wollen uns näher erklären. Die früheren Malereyen waren eigentlich Lehrtafeln, ſie bedurften einer weitern Auslegung ihres Inhalts, oder ſollten wenigſtens dazu Gelegenheit geben, waren daher figurenreich und den Figuren meiſtens ihre Namen beygeſchrieben. Auch Polygnotus that noch dergleichen, wenn ſchon zu ſeiner Zeit und vermittelſt ſeiner Bemühungen der Charakter der Figuren ſo wie der Styl ihrer Formen bis zu einer großen Vollkommenheit verbeſſert waren. Nachdem Licht und Schatten den Charakter der Malerey völlig umgeändert hatten, beſtanden die Gemälde aus weniger Figuren; eine einzige Begebenheit oder Handlung wurde wirklich dem Beſchauer bildlich vor Augen geſtellt, und alle Figuren erſchienen jetzt als Theilnehmer. Wenn

ſonach die åltern Gemålde vornehmlich zum Verſtand ſprachen, mehr an Begebenheiten, an Perſonen und Schickſale derſelben erinnern, ſo reden die ſpåtern hingegen mehr zur Empfindung, der Inhalt iſt beſchrånkter aber er ſpricht ſich ſelbſt aus.

Dieſe Anſichten ſind in Beziehung auf Polygnots Gemålde und ihre verſuchte Wiederherſtellung nothwendig feſtzuhalten; an ein zuſammenhångendes Ganze iſt hier nicht zu denken. Auch haben die Herren Riepenhauſen dieſes wohl gefaßt und ſich bemüht in ihrem obengedachten erſten Verſuch wie in dem gegenwårtigen die einzelnen Figuren und Gruppen, nach Maßgabe der Beſchreibung des Pauſanias, in einer Anzahl von Blåttern darzuſtellen, gleichſam als ſo viele einzelne Gemålde. Das erſte dieſer Blåtter aber, welches die Geſammtheit dieſer Gruppen enthålt, mag man als einen andern Verſuch betrachten gröſseren Schwierigkeiten zu begegnen, nåmlich die allgemeine Anordnung

der Gemälde des Polygnot zu ermitteln: denn die Nachrichten des Pauſanias ſind gerade darüber am wenigſten deutlich. Ohne Frage iſt die Zuſammenſtellung der Figuren und Gruppen aus dem Gemälde der Unterwelt, welches die Herren Riepenhauſen jetzt kürzlich bearbeitet, mißlicher als bey jenem von der Eroberung Troja's, weil Pauſanias noch dunkler darüber ſich ausdrückt. Unterdeſſen ſind wir doch feſt überzeugt, Polygnotus werde im Zuſammenſtellen ſeiner Gruppen und Figuren Ordnung, und, was in ältern Kunſtwerken nie fehlt, ſymmetriſches Entgegenſetzen beobachtet, auch das im Sinn und Bedeutung ſich Verwandte zuſammengehalten haben. Alles dieſes waren nothwendige Dinge zum klaren Verſtändniß der Gemälde, und folglich der damaligen Kunſt ſo wie der Abſicht des Meiſters gemäß. Allein hierauf ſcheinen die Herren Riepenhauſen weniger Bedacht genommen zu haben als erforderlich und wünſchenswerth ſeyn mochte; die vereinigte Zuſammenſtellung

erhielt ſonach auf ihrer Kupfertafel ein zerſtreu=tes bloß zufälliges Anſehen. Wir ſind geneigt zu behaupten: durch feſteres Anhalten an hori=zontale Linien in der Situationszeichnung der Gruppen, auch durch näheres Zuſammenhal=ten und Unterſcheiden der Figuren von glei=chem Sinn und Bedeutung, würde man ſich dem alten Gemälde des Polygnotus von die=ſer Seite näher anſchließen. Was wir hier ſagen wird einigermaßen bethätigt durch zwey bekannte Denkmale des Alterthums, nämlich die Vergötterung des Homer, erhobene Ar=beit aus Marmor, vormals im Palaſt Colon=na, und die Tabula Iliaca von Stucco im ca=pitol. Muſeum. Freylich ſind beyde Werke ſpäter entſtanden, aber die Vergötterung des Homer iſt vermöge des Styls ihrer Figuren unſtreitig einem Werk nachgebildet, ſey daſ=ſelbe nun ein plaſtiſches oder ein Gemälde ge=weſen, welches denen aus der Zeit des Poly=gnotus nahe verwandt war. Die Tabula Ili-aca mag man als Lehrtafel füglich mit den

oft erwähnten Bildern des Polygnotus ver-
gleichen; wenn ſchon ſie ihnen als Kunſtwerk
betrachtet ſehr weit nachſteht, auch ſpäter
entſtanden iſt, ſo zeigt ſich doch in ihren
abgeſonderten columnenartig zuſammenge-
ordneten Darſtellungen und in den Namen
welche den Figuren beygeſchrieben ſind, die-
ſelbe alte Kunſtſitte wie in den Gemälden der
Leſche.

Es bleibt uns übrig, noch der Kunſtbeſchaf-
fenheit der einzelnen Blätter des Riepenhauſi-
ſchen Unternehmens zu gedenken. Die Zeichnung
überhaupt kann für befriedigend gelten; wir
haben keine weſentlichen Fehler darin entdecken
können, es ſind wohlgeſtalte Figuren, die
weiblichen meiſt ſehr anmuthig und den männ-
lichen vorzuziehen; auch giebt es angenehme
Gruppen und zierlich gefaltete Gewänder.
Gegen die Figur der Phädra dürfte zu erin-
nern ſeyn daß dieſelbe ſicherlich unrichtig wie
auf einer Schaukel ſitzend dargeſtellt iſt, ganz
gegen die von Polygnotus bezweckte Bedeu-

tung, welcher zart darauf anſpielen wollte daß ſie ſich ſelbſt erhing und darum dieſelbe an einem mit beyden Händen gehaltenen Strick ſchwebend bildete. Ein ähnlicher Mißgriff iſt an der übrigens recht ſchönen Figur der Eriphyle zu bemerken. Die Gebärde, daß ihre linke Hand über der Bruſt durch das ermelloſe Untergewand geſchoben iſt, und am Hals ein paar Finger ſichtbar werden, bringt ihr Verbrechen mit dem Halsband nicht in Erinnerung. Beſſer und dem Geiſt des alten Meiſters angemeſſener wäre es geweſen, wenn ſie die Hand, im Mantel bis auf ein paar Finger verſteckt, an das Halsband legte, welches an ſeinem Ort durch die Hand und Falten des Mantels dem Auge größtentheils konnte entzogen werden.

Die in der Hauptkirche zu Girgenti in Sicilien als Taufgefäß dienende antike Graburne, deren hocherhoben gearbeitete Bilder

die Geſchichte von Hippolytus und Phädra darſtellen, iſt von mehreren Reiſenden rühmlich erwähnt worden; vorzüglich gedenkt der Baron von Riedeſel (Reiſe durch Sicilien und Gr. Griechenland im Jahr 1767.) dieſes Werks als eines Monuments von ausgezeichnetem Kunſtverdienſt, und Houel (Voyage pittoresque des Isles de Sicilie, de Malte et de Lipari) giebt eine freylich etwas flüchtig und roh gerathene Abbildung. Neuern und umſtändlichern Bericht über dieſe Graburne und ihre Sculpturen ertheilt eine vor wenig Jahren zu Palermo gedruckte Illustrazione al sarcofago Agrigentino di Raffaello Politi Siracusano. 4to. 21 Seiten Text und vier Kupfertafeln. — Was der Verfaſſer von der vortrefflichen Arbeit an dieſem Denkmal, beſonders an einigen Theilen deſſelben meldet, iſt um ſo glaubwürdiger als er im Gegentheil auch die nachläſſigere Behandlung anderer Theile ja ſelbſt Fehler nicht verſchweigt. Sein Vermeinen aber, daß der antike Meiſter des

Denkmals in Betreff der Erfindung ſeiner Bilder dem Trauerſpiel des Euripides gefolgt ſey, möchte ſich bey genauerm Forſchen wohl nicht als richtig bewähren. Zwar haben der Dichter und der Künſtler beyde die Sage vom Hippolytus und der Phädra bearbeitet, doch jeder auf ſeine ihm eigene Weiſe und zu verſchiedenem Zweck. Hätte die Urne zu Girgenti auch alle Kennzeichen einer ältern Arbeit als ſie nach Maßgabe der Abbildungen zu haben ſcheint, ſo wäre es doch eben ſo gewagt und unwahrſcheinlich wenn man ſagen wollte: Euripides habe ſein Trauerſpiel nach den Bildern derſelben gedichtet, als es irrig ſeyn mag anzunehmen die Sculpturen an dem mehrerwähnten Denkmal ſeyen der Tragödie nachgebildet. Ein Dichter wie Euripides, und ein Bildhauer von ſolcher ausgezeichneten Geſchicklichkeit als der Meiſter des Agrigentiniſchen Sarkophags allen Berichten nach muß geweſen ſeyn, verſtunden ſicherlich ihre beyderſeitigen Künſte beſſer, ja wenn auch einer

des andern Arbeit benutzt haben ſollte, welches zu glauben jedoch keine Gründe vorhanden ſind, wäre ſolches doch immer nur anregend, mit beſtändiger Rückſicht auf den Geiſt, das Weſen und die Erforderniſſe ſeiner eigenen Kunſt geſchehen.

Im vorigen Hefte über Kunſt und Alterthum S. 169 u. ſ. f. gaben wir mit theilnehmendem Beyfall Nachricht von gemalten und gezeichneten Abbildungen antiker Malereyen aus Herculanum und Pompeji, welche Herr Ternite, jetzt Aufſeher der Gemälde-Gallerie zu Potsdam, an Ort und Stelle ſelbſt zu verfertigen das Glück hatte. Vor wenig Monaten kehrte Herr Zahn aus Caſſel (Architekt und Ornamenten-Maler) dem während ſeines Aufenthaltes in jenen Gegenden gleiche Gunſt zu Theil geworden, aus Italien zurück, und durch ſeine mitgebrachten Studien wurde der köſtliche Genuß den Herrn Ternite's Nach-

bildungen uns gewährt hatten wieder erneut, in gewiſſem Sinne ſogar noch erhöht und überboten, weil Herr Zahn nicht nur noch eine größere Menge Abbildungen (meiſtens durchgezeichnete Umriſſe) vorlegte, ſondern auch mehrere Zeichnungen nach Gemälden, welche man ſpäter erſt zu Pompeji entdeckte, worunter einige einzelne Götterfiguren, von andern ſchwebenden emporgetragen, als edel gedacht und anmuthig gruppirt vornehmlich anzogen. Ein Badezimmer, deſſen reich mit Stuccaturen geziertes Gewölbe Reihen kleiner Atlanten wie Kragſteine unterſtützen, dürfte nach ſtrengen Geſchmacksregeln beurtheilt zwar nicht für claſſiſch in der Architektur auszugeben ſeyn, doch gefällig iſt dieſe Verzierung allerdings und überraſchend durch ihr Eigenthümliches.

Herr Zahn will eine gewählte Zahl ſeiner Zeichnungen in lithographirten Umriſſen bekannt machen und ſchon haben wir acht für das Werk beſtimmte Tafeln geſehen, die an-

muthige Bilder enthalten und reinlich gear-beitet ſind; vermuthlich wird einige nothwen-dige Erklärung dem Ganzen beygegeben wer-den.

Was weiter Günſtiges auch von dieſer Unternehmung zu ſagen wäre, und wie ſie vortheilhaft bildend und reinigend auf den Geſchmack zu wirken fähig ſey, iſt ſchon bey der Anzeige des ähnlichen Werks des Herrn Ternite ausgeſprochen, wohin wir alſo den geneigten Leſer verweiſen dürfen.

Nachrichtlich wird uns von einem Freunde aus München eröffnet, daß Herr Prof. Ger-hard, welcher bey langem Aufenthalt in Italien mit unermüdlichem Fleiß eine Menge der intereſſanteſten antiken Monumente zeich-nen ließ, nun ein Werk noch nicht edirter ſolcher Denkmale herausgeben will. Daſ-ſelbe ſoll in vier Bänden beſtehen und jeder Band hundert Abbildungen enthalten. Zwey

zum erſten Bande gehörige Lieferungen werden nächſtens erſcheinen und ſchon liegen Abdrücke mehrerer Bildertafeln derſelben uns vor Augen, zierlich mit Sorgfalt gearbeitet und alle ohne Ausnahme merkwürdige Gegenſtände darſtellend.

Der anſehnliche Nachlaß des weiland K. Preuß. General-Conſuls Ritter Bartholdy zu Rom an antiken Kunſtwerken iſt verkäuflich geworden. Ein in italiäniſcher Sprache abgefaßtes und mit ſchätzbaren gelehrten Erklärungen der vorzüglichſten in der Sammlung enthaltenen Denkmale ausgeſtattetes Verzeichniß vom Dr. Theodor Panofka, nennt und beſchreibt zum Theil acht und ſiebzig Aegyptiſche Bronzen und drey und ſiebzig andere von dieſem Volk herrührende Monumente; ſiebzig den Etruriern zugeſchriebene Bronzen; hundert fünf und dreyßig dergleichen, griechiſchen und römiſchen Urſprungs,

wie auch neunzig Stücke allerley Geräthſchaften ebenfalls von Bronze; eilf verſchiedene Denkmale aus Bley gearbeitet; dann hundert bemalte griechiſche Vaſen, zum Theil mit Inſchriften verſehen; ein und ſiebzig Stücke von Terra cotta; zweyhundert fünf und dreyßig Glaspaſten und andere Monumente von Glas; noch drey und funfzig dergleichen; funfzehn Stücke von verſchiedener Art und Metall unter dem Titel: Miscellaneen, und endlich vierzehn Stücke von Marmor, ſo auch das Fragment eines muſiviſchen Gemäldes.

Hieraus ergiebt ſich wie zahlreich und mannigfaltig die Monumente der Sammlung ſeyn müſſen. Das Kunſtverdienſt mehrerer derſelben wird nicht allein im Catalogus gelobt, ſondern ihrer dießfälligen guten Beſchaffenheit geben auch verſchiedene wohl gezeichnete Abbildungen Zeugniß, welche ſich in unſern Händen befinden. Wir können uns des Wunſches nicht enthalten daß die Sammlung

beyſammen bleiben und an irgend einen Liebhaber, der ihren Werth gehörig zu ſchätzen verſteht, übergehen möge.

Schon dreymal geſchah in dieſen Blättern der Bilder des griechiſchen Alterthums von Herrn Prof. Joh. Horner Erwähnung und gerne ſpendeten wir ihnen das wohlverdiente Lob. Gegenwärtig haben wir die vor kurzem erſchienene 4. Lieferung oder den 10. 11. und 12. Heft anzuzeigen, womit das Werk nun beendigt iſt. Der Inhalt dieſer drey letzten Hefte, aus denen das Bacchushaupt oder die ſogenannte Ariadne, der belvederiſche Apollo, der Apollo Muſagetes nebſt mehreren Umrißblättern als ſaubere Lithographien zu nennen ſind, iſt an Mannigfaltigkeit und zweckmäßiger Wahl der Gegenſtände den früher erſchienenen Heften gleichzuſchätzen. Die Erklärungen ſind eben ſo belehrend, in dem was gelehrte Kenntniß betrifft, gründlich und richtig in den Kunſtanſichten, wie damals.

Lithographiſche Blätter nach Alt Nieder- und Oberdeutſchen Gemälden, aus einer, gegenwärtig im Beſitz Ihro Maj. des Königs von Bayern, ſonſt der Gebrüder Boiſſerée und Bertram, befindlichen Sammlung. Lieferung Nro. 17 und 18.

Zur 17. Lieferung gehören:

1) Bildniß, wahrſcheinlich eines cölniſchen Gelehrten aus dem ſiebzehnten Jahrhundert, halbe Figur mit Händen; in dem aufgeſchlagen vor ihm liegenden Buch gewahret man ein Wappen, und über der Schulter des Mannes ſchaut hinter einem Vorhang hervor laurend der Tod, als Gerippe gebildet. Herr Strixner hat dem Ganzen die zarte lithographiſche Behandlung ertheilt die ſeinen Blättern nie zu fehlen pflegt; der Kopf beſonders verdient Beyfall, wegen lebendigem Daſeyn und trefflicher Rundung.

2) Maria giebt dem Jeſuskind die Bruſt; ſitzende Figur in reicher landſchaftlichen Umgebung, nach Johann Schoorel, welcher der

Madonna den ihr zukommenden jungfräulichen Charakter zu geben wußte. Dieſes angenehme Blatt iſt von Bergmann gezeichnet.

3) Chriſtus erſcheint der M. Magdalena im Garten, nach unbekanntem Meiſter. An beyden Figuren ſind die Köpfe zu loben, auch haben die Gewänder hübſche Falten.

Die 18. Lieferung enthält:

1) Bildniß des Johann Carondolet, Canzler von Flandern, Erzbiſchof von Palermo, nach H. Holbein, gezeichnet von Strixner und Lauter; ein ſchätzenswerthes Blatt, ſowohl des trefflichen Vorbildes wie der gelungenen lithographiſchen Ausführung wegen. Der Kopf hat lebendige bedeutende Züge, das Gewand ſchlägt zierliche Falten, die Hände ſind, wenn gleich kurzfingerig und nicht ſchön geformt, doch dem Charakter des Ganzen angemeſſen und zumal die Linke ſorgfältig vollendet.

2) Maria, das Chriſtkind in den Armen, auf einem Throne deſſen Baldachin zwey ſchwe-

bende Engel empor halten. St. Catharina und St. Dorothea ſitzen zu beyden Seiten des Thrones und hinter demſelben befindet ſich eine Schaar muſicirender Engel, nach Joh. von Melem, lithographiſch gezeichnet von N. Strixner und F. Lauter. Alle drey Köpfe der weiblichen Hauptfiguren haben ſanft angenehme Mienen; die reichen gewirkten Gewänder erinnern an Joh. v. Eycks Art und Geſchmack, nur ſind an dieſen hier die Falten häufiger.

3) Stellt nach einem Gemälde des Martin Schön, von Strixner lithographiſch gezeichnet, den Biſchof St. Servatius ſitzend dar, ihm gegenüber eine Frau, ſie lieſt in einem Buche, bey ihr ſteht ein kleiner Knabe der ſich nach dem Heiligen umwendend ihn über etwas zu fragen ſcheint. Durch gefällige Einfalt der Darſtellung im Ganzen, den ſchönen Kopf der Frau, das Edle, Väterliche im Charakter des Biſchofs, empfiehlt ſich auch dieſes Blatt den Freunden der Kunſt. Die

lithographiſche Arbeit iſt reinlich und ſorgfältig, wie wir ſchon vielmal von Stücken dieſer Sammlung beyfällig angezeigt haben.

Bildniß Sr. Majeſtät des Königs von Bayern, ganze Figur im Königl. Ornat, nach einem Gemälde von J. Stieler, lithographiſch gezeichnet von G. Schreiner. Unſere Betrachtung auf die lithographiſche Technik gerichtet können wir dieſem Bildniß alles mögliche Gute nachſagen. Die dunkeln tiefen Schatten ſind ſehr kräftig, die von hellern Localtinten zum Bewundern klar und milde, alles das reiche Detail von Stickerey und Geſchmeide ſehr nett und deutlich; dazu kommt noch die ſehr anſehnliche Größe des Blattes von etwa zwey Fuß pariſer Maaß Höhe und mehr als funfzehn Zoll Breite, welcher Umſtand nicht darf überſehen werden, weil dadurch das Abdrucken erſchwert wird.

C. F. Zelter halbe Figur nach einem Gemälde von C. Begas lithographiſch gezeichnet von L. Heine. Dieſes Bildniß unſers berühmten genialen Freundes empfiehlt ſich beſonders durch das Verdienſt der Aehnlichkeit; auch die Behandlung iſt fleißig und im Ganzen zu loben. Wenn wir indeſſen das Werk den gelungenſten Lithographien entgegenhalten, z. B. dem vorerwähnten Bildniß des Königs von Bayern, ſo haben die tiefen Schatten weniger Energie, die lichten klaren nicht ſo viele Durchſichtigkeit. Hieran aber iſt das Gemälde des Herrn Begas, welches zu ſehen wir den Vortheil haben, keineswegs Urſache; denn daſſelbe hat überhaupt einen fröhlich blühenden Farbenton, kräftige Schatten und iſt in den einzelnen Theilen mit charakteriſtiſcher Wahrheit, trefflich, fleißig zwar, doch ohne peinliche Mühe ausgeführt, ſo daß es als ein willkommnes Bild bey jedem friſchen Anblick den Freunden und Verehrern des vorzüglichen Mannes erſcheint.

Sechs Anſichten von Frankfurt am Mayn und der Umgegend, gezeichnet von Radl und Delkeskamp, lithographirt von Deroy, Bicheboîs und Courlin, gehören hinſichtlich auf zarte Behandlung zu dem anziehendſten was die Lithographie im Fach der Proſpecte bisher geleiſtet. Herr Radl zeichnete mit wohlbekannter Geſchicklichkeit diejenigen Anſichten welche mehr landſchaftliche Gegenſtände enthalten, während Herr Delkeskamp Verfertiger derjenigen iſt wo Architekturen vorherrſchen.

Der Herausgeber C. Jügel, Kunſthändler in Frankfurt, nennt dieſe ſechs Anſichten auf dem Titel: den erſten Heft, und es iſt keineswegs zu bezweifeln daß nicht allein das allgemeine Publicum, welches auf die anmuthigſte Weiſe mit dem Wachsthum einer der wichtigſten Städte Deutſchlands bekannt, oder zu vergnüglicher Erinnerung aufgefordert wird, ſondern auch der wahre Liebhaber der Kunſt durch gründ-

liche geſchmackvolle Behandlung ſo bedeu- tender Gegenſtände befriedigt und deßhalb das Werk ohne Unterbrechung fortgeſetzt werden könne.

Herr Moller zu Darmſtadt, dem Publi- cum als einer der beſten Architekten unſerer Zeit bekannt, auch in dieſen Blättern ſchon oftmals rühmlich erwähnt, ſetzt ſeine Be- mühungen, nähere Kenntniß der altdeutſchen Baukunſt und ihrer bedeutendſten Denkmale zu verbreiten, unverdroſſen fort. Seine Thätigkeit iſt gegenwärtig dem Freybur- ger Münſter zugewendet, und er wird den Liebhabern die Architektur dieſes merk- würdigen Gebäudes in einem nächſtens her- auszugebenden Werk mit dem erforderlichen Detail vor Augen legen. Abdrücke von ei- nigen bereits geſtochenen Platten, mit ſau- bern Umriſſen auf die Façade und den Thurm ſich beziehend, haben wir bereits das Ver-

gnügen gehabt zu ſehen; vornehmlich anziehend aber iſt eine mit Licht und Schatten ſehr zart ausgeführte, welche das ganze Gebäude perſpectiviſch aus dem Geſichtspunct von der Südweſtſeite darſtellt.

Ein ſehr großes Blatt radirt und mit dem Grabſtichel vollendet, die Anſicht des Straßburger Münſters vorzüglich die Façade deſſelben darſtellend, von T. Günther gezeichnet und von F. J. Oberthür geſtochen, iſt kürzlich bey Schmidt und Grucker in Straßburg erſchienen.

Thurm und Façade dieſes mächtigen Kirchengebäudes von Erwin von Steinbach aufgeführt ſind zu berühmt und als Hauptwerke der ſogenannt Gothiſchen Architektur zu bekannt, als daß es erforderlich wäre darüber etwas zu ſagen; wir beurtheilen demnach nur den Zeichner und Kupferſtecher und

können über ihre Geſchicklichkeit bloß Rühmliches berichten. Die Architektur mit allen ihren unzähligen Gliedern, Linien und Ornamenten iſt ſehr reinlich und deutlich dargeſtellt, der Stich männlich und kräftig, ſtreng zwar doch ohne unangenehme Härte. Die Luft vortrefflich, frey und maleriſch behandelt gereicht dem Kupferſtecher zur beſondern Ehre, auch verdient beyfällige Bemerkung daß die Staffage-Figuren, Wagen, Karren, Diener mit Pferden, Soldaten, Bauern und Bürger wohl gezeichnet ſind.

---

1. The Bijou or Annual of Literature and the Arts.
2. Forget me not.
3. The Amulet.

Beyde erſtre Werke, im Aeußern den deutſchen Taſchenbüchern vergleichbar, auch ungefähr ähnlichen Inhalts, ſind, wie die-

ſe, mit Kupferſtichen und Vignetten geziert. No. 1. enthält funfzehn dergleichen Stücke, worunter ſich fünf Vignetten befinden; No. 2. dreyzehn, alles ganze Blätter. Will man die Darſtellungen mit kritiſchem Ernſt beurtheilen, ſo läßt ſich freylich allerley gegen ſie einwenden. Einige haben jedoch das wirkliche Verdienſt gefälliger wenn auch etwas gezierter Grazie, wie z. B. in No. 1. the Child and flowers nach Sir Thom. Lawrence; die Titelvignette und das Blatt Sans Souci unterſchrieben beyde nach T. Stolhard; imgleichen Suitors rejected, nach W. H. Worthington. Ein Frauenportrait, halbe Figur, nach Sir Th. Lawrence, iſt indeſſen gegen ſolchen Vorwurf geſichert. Stellung und Ausdruck an demſelben ſind ungezwungen ruhig und gemüthlich, nur möchten die gewaltigen Gegenſätze von Hell und Dunkel nicht ganz gebilligt werden können. Dieſe Gegenſätze ſind indeſſen engliſche Kunſtſitte und bewir-

ken, wohlgehaltenen Maſſen des Lichts und Schattens beygeſellt, auffallenden maleriſchen Effect.

In No. 2. ſind die Blätter, the Sisters Dream und the Sketch unterſchrieben, gefällig erfunden. Die Zartheit und Reinlichkeit womit Nadel und Grabſtichel in den ſämmtlichen Blättern beyder Werke gehandhabt ſind, iſt außerordentlich und faſt möchte man glauben, es ſey unmöglich von dieſer Seite mehr zu leiſten als die Herren W. Humphreys, Brandard, Weight, Finden, Wallis, Davenport, Goodyar und Warren in den verſchiedenen von ihnen gearbeiteten Blättern geleiſtet haben.

3. The Amulet. — Auch dieſes Taſchenbuch, deſſen Inhalt mit den erwähnten Bijou und Forget me not ungefähr gleicher Art iſt, zieren, ſo wie jene beyden, niedliche Kupferſtiche, die von Seiten der ihnen gewordenen Pflege zarter und dabey kräftiger Ausführung eben ſo preiswürdig ſind. Gleich

daſs erſte Kupferblatt The Morning Walk, von C. Rolls nach Sir Thomas Lawrence geſtochen, iſt eine anmuthige Darſtellung und mit ungemeiner Zartheit ausgeführt. Gleiches Lob bewundernswürdig zarter Ausführung gebührt auch der Titel-Vignette: Die chriſtliche Religion, die Poeſie und die Malerey darſtellend, von Corbould gezeichnet und von H. Robinſon geſtochen. Die Platte No. VII. The Earl of Strafford and his Secretary, bringt ein berühmtes Bild von Vandyk vor die Augen, zart und kräftig von Greatbach geſtochen. Doch den Preis vor allen verdient wohl die Platte No. VIII. The Lady of Ilkdale, halbe Figur nach einem Gemälde von J. Jackſon, in punctirter Manier geſtochen von H. Tompſon. Zwey Blätter No. XIII. und XIV. nachgebildete Handſchriften (Facſimile) dürften für manche Leſer dieſes Taſchenbuchs kaum weniger Intereſſe haben, als die ſo eben gelobten Kupferſtiche. Das eine dieſer

Schriftblätter enthält Namensunterſchriften von Perſonen, welche in der Pulververſchwörung figurirt haben; das andere, Namens-Unterſchriften der Hauptanführer der engliſchen Seemacht gegen die ſpaniſche ſogenannte unüberwindliche Flotte.

Leonore von Bürger. In 12 Umrißtafeln, erfunden und gezeichnet von (Prof.) J. Chr. Ruhl. Klein quer Fol.

Einige dieſer Umrißtafeln enthalten wirklich anmuthige, mit Geſchmack und Geiſt angeordnete Bilder; wenn andere ſolches weniger ſind, ſo lag es an der Beſchaffenheit des Bürgerſchen nur in einigen Theilen maleriſcher Darſtellung zuſagenden Gedichts. Ausdruck und Charakter der Figuren verdienen faſt ohne Ausnahme Lob, welches wir gerne auch dem eben ſo zierlich erfundenen als wohlangeordneten Titelblatt ertheilen.

Skizzen und Umriſſe zu Shakeſpears Dramen, erfunden und radirt von Ludwig Sigismund Ruhl. Groß4to.

Bis jetzt ſind zwey Hefte, jedes Heft zu ſechs Blättern, dem Publicum übergeben worden. Die zwölf Umrißtafeln derſelben ſtellen ſämmtlich Scenen aus dem Trauerſpiel Romeo und Julie dar; überdem gehören zum erſten Heft noch ein in Kupfer geſtochenes Titelblatt mit Figuren, und die Anſicht des ehemaligen Theatre of the Globe zu London, auf welchem Shakeſpears Dramen zu ſeiner Zeit geſpielt wurden. Den Umriſſen geſtehen wir in mehrerer Hinſicht Verdienſte zu; denn mannigfaltig ſind die Erfindungen, die Zeichnungen überhaupt wohl verſtanden, die Köpfe haben Ausdruck, die Gewänder ſchlagen größtentheils gute Falten, und auch die Anordnung der Gruppen iſt meiſtens zu loben. Sollten einige Figuren etwas angeſtrengte Stellungen haben, weite Schritte machen und ſich theatraliſch gebärden, ſo wäre

ſolches zwar nicht gänzlich zu rechtfertigen, doch einigermaßen dadurch zu entſchuldigen, daß keine Vorfälle des wirklichen Lebens dargeſtellt ſind, ſondern Theaterſcenen, wo alle Leidenſchaft kräftiger, ihr Ausdruck durch Gebärden auffallender vorgetragen wird.

Von den Umriſſen ſelbſt und ihrer künſtleriſchen Behandlung iſt noch anzumerken, daß ſie ſehr reinlich, deutlich und geiſtreich ſind.

Altschottisch.

Und morgen fällt St. Martins Fest,
Gutweib liebt ihren Mann;
Da knetet sie ihm Puddings ein
Und bäckt sie in der Pfann.

Im Bette liegen beyde nun
Da saust ein wilder West;
Und Gutmann spricht zur guten Frau:
„Du riegle die Thüre fest.“ —

„Bin kaum erholt und halb erwarmt,
Wie käm' ich da zu Ruh;
Und klapperte sie einhundert Jahr,
Ich riegelte sie nicht zu.“

Drauf eine Wette schlossen sie
Ganz leise sich in's Ohr:
So wer das erste Wörtlein spräch,
Der schöbe den Riegel vor.

Zwey Wanderer kommen um Mitternacht
Und wissen nicht wo sie stehn,
Die Lampe losch, der Heerd verglomm,
Zu hören ist nichts, zu sehn.

„Was ist das für ein Hexen-Ort,
Da bricht uns die Geduld!"
Doch hörten sie kein Sterbenswort,
Dess war die Thüre schuld.

Den weissen Pudding speisten sie,
Den schwarzen ganz vertraut;
Und Gutweib sagte sich selber viel,
Doch keine Sylbe laut.

Zum Andern sprach der Eine dann:
„Wie trocken ist mir der Hals,
Der Schrank der klafft und geistig riecht's,
Da findet sich's allenfalls."

„Ein Fläschchen Schnaps ergreif' ich da,
Das trifft sich doch geschickt,
Ich bring' es dir, du bringst es mir
Und bald sind wir erquickt."

Doch Gutmann ſprang ſo heftig auf
Und fuhr ſie drohend an:
„Bezahlen ſoll mit theurem Geld
Wer mir den Schnaps verthan.“

Und Gutweib ſprang euch froh heran,
Drey Sprünge als wär' ſie reich:
„Du Gutmann ſprachſt das erſte Wort,
Nun riegle die Thüre gleich.“

Nationelle Dichtkunſt.

Die Serbiſche Poeſie hat ſich, nach einem funfzigjährigen Zaudern, manchen eingeleiteten aber ſtockenden Verſuchen, endlich in den Literaturen des Weſtens dergeſtalt ausgebreitet, daß ſie weiter keiner Empfehlung bedarf und ſogar eine Anzeige des Neuſten faſt überflüſſig ſcheint.

Herrn Gerhardts Wila, als der dritte und vierte Theil der Gedichte dieſes leicht auffaſſenden und glücklich wiedergebenden Talents, iſt in jedem Sinne höchſt merkwürdig. Schon dehnt ſich die beſchränkte Mythologie dieſer Halbbarbaren mannigfaltiger aus; erſt hatten wir eine vielfach erſcheinende Wila, nun zeigen ſich deren zwey; ſchon findet man das geheimnißvoll Fördernde und Hindernde, das Nützende und Schadende in Einem gei-

ſtigen Weſen zu denken nicht mehr verträglich ſondern es treten ſchon untergeordnete begleitende Wilen hervor, und ſo wird nach und nach die Fabelwelt dieſer Nation ziemlich geiſterhaft bevölkert.

Zu dem Begriff eines höchſten göttlichen Weſens aber ſcheint ſie ſich nur kärglich erheben zu können und die Rolle des Satans mögen ihre unbezwinglichen Helden, ein Bogdan, ein Marko, gelegentlich wohl gern ſelbſt übernehmen. Indeſſen wird auch ihr Heldenkreis vor unſerer Einbildungskraft immer weiter und weiter, indem er ſich nach den Vorfahren zu eröffnet, indem uns die Väter, die Oheime, die Ahnen der uns bisher ſchon bekannten halsſtarrig unüberwindlichen Helden merkwürdig hervortreten.

Doch dürfen wir uns in das Verdienſtliche der Sache tiefer einzugehen nicht verleiten laſſen, nur bemerken wir, daß eine eigene wunderliche Dichtart ſich hier vernehmen läßt. Es ſind ſehr artige nonſenſikali-

ſche Lieder herumziehender heiſchender Mäd-
chen und Kinder, an welche der Deutſche in der neuern Zeit durch des Knaben Wunderhorn ſchon erinnert worden. Wir aber wurden perſönlich in eine vorpolizeyliche Epoche verſetzt, wo wir als Kinder den vermummten drey Königen, ſodann den Faſtnachtsſängern, endlich auch den im Frühling Schwalben Verkündenden mit wohlwollender Behaglichkeit Pfennige, Butterſemmeln und gemalte Eyer zu reichen das Vergnügen hatten. Von allem dieſem ſcheint nur noch der Erndtekranz übrig zu ſeyn, der aber eine kirchliche Form angenommen hat.

Die frey nachgebildeten Lieder halten wie die früheren Wort und Verſprechen, ſie ſind zu uns herübergeführt und wir werden derſelben gar manche in froher Geſellſchaft, bey traulichen, wohl auch bey Feſtmahlen, ertönen zu laſſen nicht verſäumen; hier iſt eine gränzenloſe Anregung an unſere zahlreichen Componiſten.

Auch Fräulein von Jakob fährt fort ſich um die ſerbiſche Dichtkunſt verdient zu machen; ſind doch die Deutſchen längſt gewohnt mehr als einen Ueberſetzer älterer und neuerer Werke auftreten zu ſehen.

Genannte Freundin hat uns ohnlängſt abermals einige ihrer Ueberſetzungen mitgetheilt, die wir, wenn uns der Platz nicht gebräche, gar gern hier aufführen möchten; ſie hält ſich feſt an der Stelle die ſie früher ſchon behauptet, und kennt genau die Vorzüge welche aus der unmittelbar darſtellenden Art entſpringen, die uns gerad in die Gegenwart des Erzählten verſetzt.

Es iſt dieſes ein Unmerkliches, welches wohlempfunden ſeyn will, und durch das Ganze durchgehn muß, aber höchſt wichtig, weil der poetiſche Vortrag ſich dadurch ganz eigentlich und einzig von dem geſchichtlichen unterſcheidet.

Servian popular poetry, translated by John Bowring. London 1827.

Wie es uns mit ſchönen geliebten Perſonen ergeht, die uns immer mit neuem Reiz überraſchen, ſo oft wir ſie in einem andern Kleid unvermuthet wieder erblicken, ſo war es auch mir zu Muthe als ich die bekannten und anerkannten Serbiſchen Gedichte in engliſcher Sprache wieder las. Sie ſchienen ein neues Verdienſt erworben zu haben; es waren dieſelbigen Geſtalten, aber wie in einem andern Gewande.

Herr Bowring hat uns ſchon im Jahr 1821 ebenfalls mit einer ruſſiſchen Anthologie beſchenkt, wodurch wir mit jenen entfernten öſtlichen Talenten, von denen uns eine weniger verbreitete Sprache ſcheidet, näher bekannt worden. Nicht allein erhielten dadurch berühmte Namen eine lebendigere Bedeutung, ſondern wir lernten auch daraus einen Mann, der uns ſchon längſt durch Lieb und Freundſchaft verwandt war, Herrn Schu-

kowsky, näher kennen und ihn, der uns bis⸗her in zarten Gedichten freundlich und eh⸗rend verpflichtet hatte, auch in der weiteren Ausdehnung ſeines poetiſchen Erzeugens lie⸗ben und bewundern.

Allen denen welche nun auch oſtwärts ihre Blicke wenden, und den Eigenthümlich⸗keiten der ſlaviſchen Dichtkunſt ihre Aufmerk⸗ſamkeit ſchenken, dürfen wir dieſe beyden Sammlungen gar wohl angelegentlich em⸗pfehlen.

La Guzla, poésies illyriques. Paris 1827.

Eine beym erſten Anblick auffallende, bey näherer Betrachtung problematiſche Erſchei⸗nung.

Es iſt noch nicht lange her, daß die Fran⸗zoſen mit Lebhaftigkeit und Neigung die Dicht⸗arten der Ausländer ergriffen und ihnen ge⸗wiſſe Rechte innerhalb des äſthetiſchen Krei⸗

ſes zugeſtanden haben. Es iſt gleichfalls erſt kurze Zeit, daß ſie ſich in ihren Productionen auch ausländiſcher Formen zu bedienen geneigt werden. Aber das Allerneuſte und Wunderſamſte möchte denn doch ſeyn, daß ſie ſogar unter der Maske fremder Nationen auftreten und uns in geiſtreichem Scherz durch untergeſchobene Werke, auf die angenehmſte Weiſe zum Beſten haben, indem wir ein problematiſches Werk erſt als ein fremdes Original ergötzlich und bewundernswürdig finden, ſodann aber, nach der Entdeckung uns abermals und auf's Neue an dem gewandten Talent erfreuen, das zu ſolchen ernſten Scherzen ſich geneigt erwies.

Denn gewiß man kann ſeinen Antheil an einer ausländiſchen Dicht- und Sinnesart nicht beſſer ausdrücken, als wenn man ſich derſelben durch Ueberſetzen und Nachbilden anzunähern ſucht.

Wir wurden aufmerkſam, daß in dem Worte Guzla der Name Gazul verborgen

liegt, und jene verkappte ſpaniſche ſchauſpie-leriſche Zigeunerin kam uns in die Gedanken, die uns vor einiger Zeit ſo liebenswürdig zum Beſten hatte. Auch blieben deßhalb an-geſtellte Nachforſchungen nicht unbelohnt: dieſe Gedichte ſollten dalmatiſchen Völker-ſchaften abgehorcht, beſonders aber einem dor-tigen Hyacinthe Maglanovich angehörig ſeyn.

Es hat von jeher in der Kunſt dieſer from-me Betrug gegolten, daß, wenn irgend et-was großen Beyfall erhielt, man durch Fort-ſetzungen, zweyte Theile, oder ſonſtig Ange-ſchloßnes, Aufſehn erregen, Zuſtimmung ge-winnen wollte und dadurch ein erſtgetäuſchtes Publicum zu einem höhern Grad von Ken-nerſchaft erhob.

Welcher Freund alter Münzkunde macht ſich nicht die Freude, die Cavineiſchen Ar-beiten zu ſammeln, um an der täuſchenden Nachbildung ſein Gefühl für die Originale immer mehr zu ſchärfen.

Herr Merimé wird es uns alſo nicht verargen, wenn wir ihn als den Verfaſſer des Theaters der Clara Gazul und der Guzla hiemit erklären und ſogar erſuchen, uns mit dergleichen eingeſchwärzten Kindern, wenn es ihm irgend beliebt, auf's Neue zu ergötzen.

Cours de littérature grèque moderne par Jacovaky Rizo Néroulos. Genève 1827.

Wer dieſe wichtige Schrift in die Hand nimmt und ſich daraus gründlich und ſchnell zu belehren wünſcht, der fange ſogleich unten auf S. 67 zu leſen an und fahre fort bis zum Abſchnitt auf der 87ſten. Hat er vernommen und beherzigt, was der Verfaſſer auf dieſen wenigen Blättern vortrug, hat er geahnet und durch eignen Geiſt vervollſtändigt, was nicht geſagt, aber deutlich genug angedeutet iſt; ſo wird er den Schlüſſel zu dem übrigen Werke und zu allem, was ſonſt

über neugriechiſche Literatur zu ſagen iſt, ſich zugeeignet haben. Möge der Vortrag, den wir nach unſrer Weiſe davon verſuchen, mit Ernſt und Bedacht aufgenommen werden.

Gehen wir in die ältern Zeiten des byzantiniſchen Kaiſerthums zurück, ſo erſtaunen wir über die hohe Würde, über den mächtigen Einfluß des Patriarchen von Conſtantinopel auch auf weltliche Dinge. Thron ſehen wir neben Thron, Krone gegen Krone, Hirtenſtab über dem Scepter; wir ſehen Glauben und Lehre, Meinung und Rede überall, über alles herrſchen. Denn nicht allein die Geiſtlichkeit, ſondern die ganze chriſtliche Welt hatte von den letzten heidniſchen Sophiſten Luſt und Leidenſchaft überkommen, mit Worten ſtatt Handlungen zu gebahren, und umgekehrt das Wort in That zu verwandeln; Wort und Redensweiſe zu Schutz und Schirm als Vertheidigungs- und Angriffswaffe zu benutzen. Welche Verwirrung des öſtlichen Reiches daher entſprungen, welche

Verwickelung und Verwirrung dadurch vermehrt worden, iſt den Geſchichtskundigen nur allzudeutlich; wir aber ſprechen dieſes nur mit wenigen Worten aus, um ſchnell zum Anſchauen zu bringen: wie die prieſterliche Gewalt ſich durchaus den Majeſtätsrechten gleichzuſtellen gewußt. Als nun in ſpäterer Zeit die Türken nach und nach das ganze Reich und zuletzt die Hauptſtadt überwältigten, fand der neue Herrſcher ein großes Volk vor ſich, das er weder vernichten konnte noch wollte, das ſich auch nicht ſogleich bekehren ließ. Unterthan ſollten ſie bleiben, Knechte ſollten ſie werden, aber durch welche Macht waren ſie zuſammen zu halten und als Einheit zu feſſeln?

Da fand man denn gerathen, die alte geiſtliche Majeſtät in ihren Formen beſtehen zu laſſen, um, indem man auch ſie unterjochte, der Menge deſto gewiſſer zu ſeyn. Ließ man aber dem geiſtlichen Oberhaupt auch nur einen Theil ſeiner ehemaligen Vorzüge, ſo

Denkmals in Betreff der Erfindung ſeiner Bilder dem Trauerſpiel des Euripides gefolgt ſey, möchte ſich bey genauerm Forſchen wohl nicht als richtig bewähren. Zwar haben der Dichter und der Künſtler beyde die Sage vom Hippolytus und der Phädra bearbeitet, doch jeder auf ſeine ihm eigene Weiſe und zu verſchiedenem Zweck. Hätte die Urne zu Girgenti auch alle Kennzeichen einer ältern Arbeit als ſie nach Maßgabe der Abbildungen zu haben ſcheint, ſo wäre es doch eben ſo gewagt und unwahrſcheinlich wenn man ſagen wollte: Euripides habe ſein Trauerſpiel nach den Bildern derſelben gedichtet, als es irrig ſeyn mag anzunehmen die Sculpturen an dem mehrerwähnten Denkmal ſeyen der Tragödie nachgebildet. Ein Dichter wie Euripides, und ein Bildhauer von ſolcher ausgezeichneten Geſchicklichkeit als der Meiſter des Agrigentiniſchen Sarkophags allen Berichten nach muß geweſen ſeyn, verſtunden ſicherlich ihre beyderſeitigen Künſte beſſer, ja wenn auch einer

des andern Arbeit benutzt haben ſollte, welches zu glauben jedoch keine Gründe vorhanden ſind, wäre ſolches doch immer nur anregend, mit beſtändiger Rückſicht auf den Geiſt, das Weſen und die Erforderniſſe ſeiner eigenen Kunſt geſchehen.

Im vorigen Hefte über Kunſt und Alterthum S. 169 u. ſ. f. gaben wir mit theilnehmendem Beyfall Nachricht von gemalten und gezeichneten Abbildungen antiker Malereyen aus Herculanum und Pompeji, welche Herr Ternite, jetzt Aufſeher der Gemälde-Gallerie zu Potsdam, an Ort und Stelle ſelbſt zu verfertigen das Glück hatte. Vor wenig Monaten kehrte Herr Zahn aus Caſſel (Architekt und Ornamenten-Maler) dem während ſeines Aufenthaltes in jenen Gegenden gleiche Gunſt zu Theil geworden, aus Italien zurück, und durch ſeine mitgebrachten Studien wurde der köſtliche Genuß den Herrn Ternite's Nach-

bildungen uns gewährt hatten wieder erneut, in gewiſſem Sinne ſogar noch erhöht und überboten, weil Herr Zahn nicht nur noch eine größere Menge Abbildungen (meiſtens durchgezeichnete Umriſſe) vorlegte, ſondern auch mehrere Zeichnungen nach Gemälden, welche man ſpäter erſt zu Pompeji entdeckte, worunter einige einzelne Götterfiguren, von andern ſchwebenden emporgetragen, als edel gedacht und anmuthig gruppirt vornehmlich anzogen. Ein Badezimmer, deſſen reich mit Stuccaturen geziertes Gewölbe Reihen kleiner Atlanten wie Kragſteine unterſtützen, dürfte nach ſtrengen Geſchmacksregeln beurtheilt zwar nicht für claſſiſch in der Architektur auszugeben ſeyn, doch gefällig iſt dieſe Verzierung allerdings und überraſchend durch ihr Eigenthümliches.

Herr Zahn will eine gewählte Zahl ſeiner Zeichnungen in lithographirten Umriſſen bekannt machen und ſchon haben wir acht für das Werk beſtimmte Tafeln geſehen, die an-

muthige Bilder enthalten und reinlich gear‑
beitet ſind; vermuthlich wird einige nothwen‑
dige Erklärung dem Ganzen beygegeben wer‑
den.

Was weiter Günſtiges auch von dieſer Unternehmung zu ſagen wäre, und wie ſie vortheilhaft bildend und reinigend auf den Geſchmack zu wirken fähig ſey, iſt ſchon bey der Anzeige des ähnlichen Werks des Herrn Ternite ausgeſprochen, wohin wir alſo den geneigten Leſer verweiſen dürfen.

Nachrichtlich wird uns von einem Freunde aus München eröffnet, daß Herr Prof. Gerhard, welcher bey langem Aufenthalt in Italien mit unermüdlichem Fleiß eine Menge der intereſſanteſten antiken Monumente zeichnen ließ, nun ein Werk noch nicht edirter ſolcher Denkmale herausgeben will. Daſſelbe ſoll in vier Bänden beſtehen und jeder Band hundert Abbildungen enthalten. Zwey

zum erſten Bande gehörige Lieferungen werden nächſtens erſcheinen und ſchon liegen Abdrücke mehrerer Bildertafeln derſelben uns vor Augen, zierlich mit Sorgfalt gearbeitet und alle ohne Ausnahme merkwürdige Gegenſtände darſtellend.

Der anſehnliche Nachlaß des weiland K. Preuß. General-Conſuls Ritter Bartholdy zu Rom an antiken Kunſtwerken iſt verkäuflich geworden. Ein in italiäniſcher Sprache abgefaßtes und mit ſchätzbaren gelehrten Erklärungen der vorzüglichſten in der Sammlung enthaltenen Denkmale ausgeſtattetes Verzeichniß vom Dr. Theodor Panofka, nennt und beſchreibt zum Theil acht und ſiebzig Aegyptiſche Bronzen und drey und ſiebzig andere von dieſem Volk herrührende Monumente; ſiebzig den Etruriern zugeſchriebene Bronzen; hundert fünf und dreyßig dergleichen, griechiſchen und römiſchen Urſprungs,

wie auch neunzig Stücke allerley Geräthſchaften ebenfalls von Bronze; eilf verſchiedene Denkmale aus Bley gearbeitet; dann hundert bemalte griechiſche Vaſen, zum Theil mit Inſchriften verſehen; ein und ſiebzig Stücke von Terra cotta; zweyhundert fünf und dreyßig Glaspaſten und andere Monumente von Glas; noch drey und funfzig dergleichen; funfzehn Stücke von verſchiedener Art und Metall unter dem Titel: Miscellaneen, und endlich vierzehn Stücke von Marmor, ſo auch das Fragment eines muſiviſchen Gemäldes.

Hieraus ergiebt ſich wie zahlreich und mannigfaltig die Monumente der Sammlung seyn müſſen. Das Kunſtverdienſt mehrerer derſelben wird nicht allein im Catalogus gelobt, ſondern ihrer dießfälligen guten Beſchaffenheit geben auch verſchiedene wohl gezeichnete Abbildungen Zeugniß, welche ſich in unſern Händen befinden. Wir können uns des Wunſches nicht enthalten daß die Sammlung

beyſammen bleiben und an irgend einen Liebhaber, der ihren Werth gehörig zu ſchätzen verſteht, übergehen möge.

Schon dreymal geſchah in dieſen Blättern der Bilder des griechiſchen Alterthums von Herrn Prof. Joh. Horner Erwähnung und gerne ſpendeten wir ihnen das wohlverdiente Lob. Gegenwärtig haben wir die vor kurzem erſchienene 4. Lieferung oder den 10. 11. und 12. Heft anzuzeigen, womit das Werk nun beendigt iſt. Der Inhalt dieſer drey letzten Hefte, aus denen das Bacchushaupt oder die ſogenannte Ariadne, der belvederiſche Apollo, der Apollo Muſagetes nebſt mehreren Umrißblättern als ſaubere Lithographien zu nennen ſind, iſt an Mannigfaltigkeit und zweckmäßiger Wahl der Gegenſtände den früher erſchienenen Heften gleichzuſchätzen. Die Erklärungen ſind eben ſo belehrend, in dem was gelehrte Kenntniß betrifft, gründlich und richtig in den Kunſtanſichten, wie damals.

Lithographiſche Blätter nach Alt Nieder= und Oberdeutſchen Gemälden, aus einer, gegenwärtig im Beſitz Ihro Maj. des Königs von Bayern, ſonſt der Gebrüder Boiſſerée und Bertram, befindlichen Sammlung. Lieferung Nro. 17 und 18.

Zur 17. Lieferung gehören:

1) Bildniß, wahrſcheinlich eines cölniſchen Gelehrten aus dem ſiebzehnten Jahrhundert, halbe Figur mit Händen; in dem aufgeſchlagen vor ihm liegenden Buch gewahret man ein Wappen, und über der Schulter des Mannes ſchaut hinter einem Vorhang hervor laurend der Tod, als Gerippe gebildet. Herr Strixner hat dem Ganzen die zarte lithographiſche Behandlung ertheilt die ſeinen Blättern nie zu fehlen pflegt; der Kopf beſonders verdient Beyfall, wegen lebendigem Daſeyn und trefflicher Rundung.

2) Maria giebt dem Jeſuskind die Bruſt; ſitzende Figur in reicher landſchaftlichen Umgebung, nach Johann Schoorel, welcher der

Madonna den ihr zukommenden jungfräulichen Charakter zu geben wußte. Dieſes angenehme Blatt iſt von Bergmann gezeichnet.

3) Chriſtus erſcheint der M. Magdalena im Garten, nach unbekanntem Meiſter. An beyden Figuren ſind die Köpfe zu loben, auch haben die Gewänder hübſche Falten.

Die 18. Lieferung enthält:

1) Bildniß des Johann Carondolet, Canzler von Flandern, Erzbiſchof von Palermo, nach H. Holbein, gezeichnet von Strixner und Lauter; ein ſchätzenswerthes Blatt, ſowohl des trefflichen Vorbildes wie der gelungenen lithographiſchen Ausführung wegen. Der Kopf hat lebendige bedeutende Züge, das Gewand ſchlägt zierliche Falten, die Hände ſind, wenn gleich kurzfingerig und nicht ſchön geformt, doch dem Charakter des Ganzen angemeſſen und zumal die Linke ſorgfältig vollendet.

2) Maria, das Chriſtkind in den Armen, auf einem Throne deſſen Baldachin zwey ſchwe-

bende Engel empor halten. St. Catharina und St. Dorothea ſitzen zu beyden Seiten des Thrones und hinter demſelben befindet ſich eine Schaar muſicirender Engel, nach Joh. von Melem, lithographiſch gezeichnet von N. Strixner und F. Lauter. Alle drey Köpfe der weiblichen Hauptfiguren haben ſanft angenehme Mienen; die reichen gewirkten Gewänder erinnern an Joh. v. Eycks Art und Geſchmack, nur ſind an dieſen hier die Falten häufiger.

3) Stellt nach einem Gemälde des Martin Schön, von Strixner lithographiſch gezeichnet, den Biſchof St. Servatius ſitzend dar, ihm gegenüber eine Frau, ſie lieſt in einem Buche, bey ihr ſteht ein kleiner Knabe der ſich nach dem Heiligen umwendend ihn über etwas zu fragen ſcheint. Durch gefällige Einfalt der Darſtellung im Ganzen, den ſchönen Kopf der Frau, das Edle, Väterliche im Charakter des Biſchofs, empfiehlt ſich auch dieſes Blatt den Freunden der Kunſt. Die

lithographiſche Arbeit iſt reinlich und ſorgfältig, wie wir ſchon vielmal von Stücken dieſer Sammlung beyfällig angezeigt haben.

Bildniß Sr. Majeſtät des Königs von Bayern, ganze Figur im Königl. Ornat, nach einem Gemälde von J. Stieler, lithographiſch gezeichnet von G. Schreiner. Unſere Betrachtung auf die lithographiſche Technik gerichtet können wir dieſem Bildniß alles mögliche Gute nachſagen. Die dunkeln tiefen Schatten ſind ſehr kräftig, die von hellern Localtinten zum Bewundern klar und milde, alles das reiche Detail von Stickerey und Geſchmeide ſehr nett und deutlich; dazu kommt noch die ſehr anſehnliche Größe des Blattes von etwa zwey Fuß pariſer Maaß Höhe und mehr als funfzehn Zoll Breite, welcher Umſtand nicht darf überſehen werden, weil dadurch das Abdrucken erſchwert wird.

C. F. Zelter halbe Figur nach einem Gemälde von C. Begas lithographiſch gezeichnet von L. Heine. Dieſes Bildniß unſers berühmten genialen Freundes empfiehlt ſich beſonders durch das Verdienſt der Aehnlichkeit; auch die Behandlung iſt fleißig und im Ganzen zu loben. Wenn wir indeſſen das Werk den gelungenſten Lithographien entgegenhalten, z. B. dem vorerwähnten Bildniß des Königs von Bayern, ſo haben die tiefen Schatten weniger Energie, die lichten klaren nicht ſo viele Durchſichtigkeit. Hieran aber iſt das Gemälde des Herrn Begas, welches zu ſehen wir den Vortheil haben, keineswegs Urſache; denn daſſelbe hat überhaupt einen fröhlich blühenden Farbenton, kräftige Schatten und iſt in den einzelnen Theilen mit charakteriſtiſcher Wahrheit, trefflich, fleißig zwar, doch ohne peinliche Mühe ausgeführt, ſo daß es als ein willkommnes Bild bey jedem friſchen Anblick den Freunden und Verehrern des vorzüglichen Mannes erſcheint.

Sechs Anſichten von Frankfurt am Mayn und der Umgegend, gezeichnet von Radl und Delkeskamp, lithographirt von Deroy, Bicheboîs und Courlin, gehören hinſichtlich auf zarte Behandlung zu dem anziehendſten was die Lithographie im Fach der Proſpecte bisher geleiſtet. Herr Radl zeichnete mit wohlbekannter Geſchicklichkeit diejenigen Anſichten welche mehr landſchaftliche Gegenſtände enthalten, während Herr Delkeskamp Verfertiger derjenigen iſt wo Architekturen vorherrſchen.

Der Herausgeber C. Jügel, Kunſthändler in Frankfurt, nennt dieſe ſechs Anſichten auf dem Titel: den erſten Heft, und es iſt keineswegs zu bezweifeln daß nicht allein das allgemeine Publicum, welches auf die anmuthigſte Weiſe mit dem Wachsthum einer der wichtigſten Städte Deutſchlands bekannt, oder zu vergnüglicher Erinnerung aufgefordert wird, ſondern auch der wahre Liebhaber der Kunſt durch gründ-

liche geſchmackvolle Behandlung ſo bedeutender Gegenſtände befriedigt und deßhalb das Werk ohne Unterbrechung fortgeſetzt werden könne.

Herr Moller zu Darmſtadt, dem Publicum als einer der beſten Architekten unſerer Zeit bekannt, auch in dieſen Blättern ſchon oftmals rühmlich erwähnt, ſetzt ſeine Bemühungen, nähere Kenntniß der altdeutſchen Baukunſt und ihrer bedeutendſten Denkmale zu verbreiten, unverdroſſen fort. Seine Thätigkeit iſt gegenwärtig dem Freyburger Münſter zugewendet, und er wird den Liebhabern die Architektur dieſes merkwürdigen Gebäudes in einem nächſtens herauszugebenden Werk mit dem erforderlichen Detail vor Augen legen. Abdrücke von einigen bereits geſtochenen Platten, mit ſaubern Umriſſen auf die Façade und den Thurm ſich beziehend, haben wir bereits das Ver-

gnügen gehabt zu ſehen; vornehmlich anziehend aber iſt eine mit Licht und Schatten ſehr zart ausgeführte, welche das ganze Gebäude perſpectiviſch aus dem Geſichtspunct von der Südweſtſeite darſtellt.

Ein ſehr großes Blatt radirt und mit dem Grabſtichel vollendet, die Anſicht des Straßburger Münſters vorzüglich die Façade deſſelben darſtellend, von T. Günther gezeichnet und von F. J. Oberthür geſtochen, iſt kürzlich bey Schmidt und Grucker in Straßburg erſchienen.

Thurm und Façade dieſes mächtigen Kirchengebäudes von Erwin von Steinbach aufgeführt ſind zu berühmt und als Hauptwerke der ſogenannt Gothiſchen Architektur zu bekannt, als daß es erforderlich wäre darüber etwas zu ſagen; wir beurtheilen demnach nur den Zeichner und Kupferſtecher und

können über ihre Geſchicklichkeit bloß Rühmliches berichten. Die Architektur mit allen ihren unzähligen Gliedern, Linien und Ornamenten iſt ſehr reinlich und deutlich dargeſtellt, der Stich männlich und kräftig, ſtreng zwar doch ohne unangenehme Härte. Die Luft vortrefflich, frey und maleriſch behandelt gereicht dem Kupferſtecher zur beſondern Ehre, auch verdient beyfällige Bemerkung daß die Staffage-Figuren, Wagen, Karren, Diener mit Pferden, Soldaten, Bauern und Bürger wohl gezeichnet ſind.

---

1. The Bijou or Annual of Literature and the Arts.
2. Forget me not.
3. The Amulet.

Beyde erſtre Werke, im Aeußern den deutſchen Taſchenbüchern vergleichbar, auch ungefähr ähnlichen Inhalts, ſind, wie die-

ſe, mit Kupferſtichen und Vignetten geziert. No. 1. enthält funfzehn dergleichen Stücke, worunter ſich fünf Vignetten befinden; No. 2. dreyzehn, alles ganze Blätter. Will man die Darſtellungen mit kritiſchem Ernſt beurtheilen, ſo läßt ſich freylich allerley gegen ſie einwenden. Einige haben jedoch das wirkliche Verdienſt gefälliger wenn auch etwas gezierter Grazie, wie z. B. in No. 1. the Child and flowers nach Sir Thom. Lawrence; die Titelvignette und das Blatt Sans Souci unterſchrieben beyde nach T. Stolhard; imgleichen Suitors rejected, nach W. H. Worthington. Ein Frauenportrait, halbe Figur, nach Sir Th. Lawrence, iſt indeſſen gegen ſolchen Vorwurf geſichert. Stellung und Ausdruck an demſelben ſind ungezwungen ruhig und gemüthlich, nur möchten die gewaltigen Gegenſätze von Hell und Dunkel nicht ganz gebilligt werden können. Dieſe Gegenſätze ſind indeſſen engliſche Kunſtſitte und bewir-

ken, wohlgehaltenen Maſſen des Lichts und Schattens beygeſellt, auffallenden maleriſchen Effect.

In No. 2. ſind die Blätter, the Sisters Dream und the Sketch unterſchrieben, gefällig erfunden. Die Zartheit und Reinlichkeit womit Nadel und Grabſtichel in den ſämmtlichen Blättern beyder Werke gehandhabt ſind, iſt außerordentlich und faſt möchte man glauben, es ſey unmöglich von dieſer Seite mehr zu leiſten als die Herren W. Humphreys, Brandard, Weight, Finden, Wallis, Davenport, Goodyar und Warren in den verſchiedenen von ihnen gearbeiteten Blättern geleiſtet haben.

3. The Amulet. — Auch dieſes Taſchenbuch, deſſen Inhalt mit den erwähnten Bijou und Forget me not ungefähr gleicher Art iſt, zieren, ſo wie jene beyden, niedliche Kupferſtiche, die von Seiten der ihnen gewordenen Pflege zarter und dabey kräftiger Ausführung eben ſo preiswürdig ſind. Gleich

das erſte Kupferblatt The Morning Walk, von C. Rolls nach Sir Thomas Lawrence geſtochen, iſt eine anmuthige Darſtellung und mit ungemeiner Zartheit ausgeführt. Gleiches Lob bewundernswürdig zarter Ausführung gebührt auch der Titel-Vignette: Die chriſtliche Religion, die Poeſie und die Malerey darſtellend, von Corbould gezeichnet und von H. Robinſon geſtochen. Die Platte No. VII. The Earl of Strafford and his Secretary, bringt ein berühmtes Bild von Vandyk vor die Augen, zart und kräftig von Greatbach geſtochen. Doch den Preis vor allen verdient wohl die Platte No. VIII. The Lady of Ilkdale, halbe Figur nach einem Gemälde von J. Jackſon, in punctirter Manier geſtochen von H. Tompſon. Zwey Blätter No. XIII. und XIV. nachgebildete Handſchriften (Facſimile) dürften für manche Leſer dieſes Taſchenbuchs kaum weniger Intereſſe haben, als die ſo eben gelobten Kupferſtiche. Das eine dieſer

Schriftblätter enthält Namensunterſchriften von Perſonen, welche in der Pulververſchwörung figurirt haben; das andere, Namens-Unterſchriften der Hauptanführer der engliſchen Seemacht gegen die ſpaniſche ſogenannte unüberwindliche Flotte.

Leonore von Bürger. In 12 Umrißtafeln, erfunden und gezeichnet von (Prof.) J. Chr. Ruhl. Klein quer Fol.

Einige dieſer Umrißtafeln enthalten wirklich anmuthige, mit Geſchmack und Geiſt angeordnete Bilder; wenn andere ſolches weniger ſind, ſo lag es an der Beſchaffenheit des Bürgerſchen nur in einigen Theilen maleriſcher Darſtellung zuſagenden Gedichts. Ausdruck und Charakter der Figuren verdienen faſt ohne Ausnahme Lob, welches wir gerne auch dem eben ſo zierlich erfundenen als wohlangeordneten Titelblatt ertheilen.

Skizzen und Umriſſe zu Shakeſpears Dramen, erfunden und radirt von Ludwig Sigismund Ruhl. Groß4to.

Bis jetzt ſind zwey Hefte, jedes Heft zu ſechs Blättern, dem Publicum übergeben worden. Die zwölf Umrißtafeln derſelben ſtellen ſämmtlich Scenen aus dem Trauerſpiel Romeo und Julie dar; überdem gehören zum erſten Heft noch ein in Kupfer geſtochenes Titelblatt mit Figuren, und die Anſicht des ehemaligen Theatre of the Globe zu London, auf welchem Shakeſpears Dramen zu ſeiner Zeit geſpielt wurden. Den Umriſſen geſtehen wir in mehrerer Hinſicht Verdienſte zu; denn mannigfaltig ſind die Erfindungen, die Zeichnungen überhaupt wohl verſtanden, die Köpfe haben Ausdruck, die Gewänder ſchlagen größtentheils gute Falten, und auch die Anordnung der Gruppen iſt meiſtens zu loben. Sollten einige Figuren etwas angeſtrengte Stellungen haben, weite Schritte machen und ſich theatraliſch gebärden, ſo wäre

ſolches zwar nicht gänzlich zu rechtfertigen, doch einigermaßen dadurch zu entſchuldigen, daß keine Vorfälle des wirklichen Lebens dargeſtellt ſind, ſondern Theaterſcenen, wo alle Leidenſchaft kräftiger, ihr Ausdruck durch Gebärden auffallender vorgetragen wird.

Von den Umriſſen ſelbſt und ihrer künſtleriſchen Behandlung iſt noch anzumerken, daß ſie ſehr reinlich, deutlich und geiſtreich ſind.

Altschottisch.

Und morgen fällt St. Martins Fest,
Gutweib liebt ihren Mann;
Da knetet sie ihm Puddings ein
Und bäckt sie in der Pfann.

Im Bette liegen beyde nun
Da saust ein wilder West;
Und Gutmann spricht zur guten Frau:
„Du riegle die Thüre fest.“ —

„Bin kaum erholt und halb erwarmt,
Wie käm' ich da zu Ruh;
Und klapperte sie einhundert Jahr,
Ich riegelte sie nicht zu.“

Drauf eine Wette schlossen sie
Ganz leise sich in's Ohr:
So wer das erste Wörtlein spräch,
Der schöbe den Riegel vor.

Zwey Wanderer kommen um Mitternacht
Und wissen nicht wo sie stehn,
Die Lampe losch, der Heerd verglomm,
Zu hören ist nichts, zu sehn.

„Was ist das für ein Hexen-Ort,
Da bricht uns die Geduld!“
Doch hörten sie kein Sterbenswort,
Dess war die Thüre schuld.

Den weissen Pudding speisten sie,
Den schwarzen ganz vertraut;
Und Gutweib sagte sich selber viel,
Doch keine Sylbe laut.

Zum Andern sprach der Eine dann:
„Wie trocken ist mir der Hals,
Der Schrank der klafft und geistig riecht's,
Da findet sich's allenfalls.“

„Ein Fläschchen Schnaps ergreif' ich da,
Das trifft sich doch geschickt,
Ich bring' es dir, du bringst es mir
Und bald sind wir erquickt.“

Doch Gutmann sprang so heftig auf
Und fuhr sie drohend an:
„Bezahlen soll mit theurem Geld
Wer mir den Schnaps verthan.“

Und Gutweib sprang euch froh heran,
Drey Sprünge als wär’ sie reich:
„Du Gutmann sprachst das erste Wort,
Nun riegle die Thüre gleich.“

Nationelle Dichtkunſt.

Die Serbiſche Poeſie hat ſich, nach einem funfzigjährigen Zaudern, manchen eingeleiteten aber ſtockenden Verſuchen, endlich in den Literaturen des Weſtens dergeſtalt ausgebreitet, daß ſie weiter keiner Empfehlung bedarf und ſogar eine Anzeige des Neuſten faſt überflüſſig ſcheint.

Herrn Gerhardts Wila, als der dritte und vierte Theil der Gedichte dieſes leicht auffaſſenden und glücklich wiedergebenden Talents, iſt in jedem Sinne höchſt merkwürdig. Schon dehnt ſich die beſchränkte Mythologie dieſer Halbbarbaren mannigfaltiger aus; erſt hatten wir eine vielfach erſcheinende Wila, nun zeigen ſich deren zwey; ſchon findet man das geheimnißvoll Fördernde und Hindernde, das Nützende und Schadende in Einem gei-

ſtigen Weſen zu denken nicht mehr verträg-
lich ſondern es treten ſchon untergeordnete be-
gleitende Wilen hervor, und ſo wird nach und
nach die Fabelwelt dieſer Nation ziemlich gei-
ſterhaft bevölkert.

Zu dem Begriff eines höchſten göttlichen
Weſens aber ſcheint ſie ſich nur kärglich erhe-
ben zu können und die Rolle des Satans
mögen ihre unbezwinglichen Helden, ein
Bogdan, ein Marko, gelegentlich wohl gern
ſelbſt übernehmen. Indeſſen wird auch ihr
Heldenkreis vor unſerer Einbildungskraft im-
mer weiter und weiter, indem er ſich nach
den Vorfahren zu eröffnet, indem uns die
Väter, die Oheime, die Ahnen der uns bis-
her ſchon bekannten halsſtarrig unüberwind-
lichen Helden merkwürdig hervortreten.

Doch dürfen wir uns in das Verdienſt-
liche der Sache tiefer einzugehen nicht ver-
leiten laſſen, nur bemerken wir, daß eine
eigene wunderliche Dichtart ſich hier verneh-
men läßt. Es ſind ſehr artige nonſenſikali-

ſche Lieder herumziehender heiſchender Mädchen und Kinder, an welche der Deutſche in der neuern Zeit durch des Knaben Wunderhorn ſchon erinnert worden. Wir aber wurden perſönlich in eine vorpolizeyliche Epoche verſetzt, wo wir als Kinder den vermummten drey Königen, ſodann den Faſtnachtsſängern, endlich auch den im Frühling Schwalben Verkündenden mit wohlwollender Behaglichkeit Pfennige, Butterſemmeln und gemalte Eyer zu reichen das Vergnügen hatten. Von allem dieſem ſcheint nur noch der Erndtekranz übrig zu ſeyn, der aber eine kirchliche Form angenommen hat.

Die frey nachgebildeten Lieder halten wie die früheren Wort und Verſprechen, ſie ſind zu uns herübergeführt und wir werden derſelben gar manche in froher Geſellſchaft, bey traulichen, wohl auch bey Feſtmahlen, ertönen zu laſſen nicht verſäumen; hier iſt eine gränzenloſe Anregung an unſere zahlreichen Componiſten.

Auch Fräulein von Jakob fährt fort ſich um die ſerbiſche Dichtkunſt verdient zu machen; ſind doch die Deutſchen längſt gewohnt mehr als einen Ueberſetzer älterer und neuerer Werke auftreten zu ſehen.

Genannte Freundin hat uns ohnlängſt abermals einige ihrer Ueberſetzungen mitgetheilt, die wir, wenn uns der Platz nicht gebräche, gar gern hier aufführen möchten; ſie hält ſich feſt an der Stelle die ſie früher ſchon behauptet, und kennt genau die Vorzüge welche aus der unmittelbar darſtellenden Art entſpringen, die uns gerad in die Gegenwart des Erzählten verſetzt.

Es iſt dieſes ein Unmerkliches, welches wohlempfunden ſeyn will, und durch das Ganze durchgehn muß, aber höchſt wichtig, weil der poetiſche Vortrag ſich dadurch ganz eigentlich und einzig von dem geſchichtlichen unterſcheidet.

Servian popular poetry, translated by John Bowring. London 1827.

Wie es uns mit ſchönen geliebten Perſonen ergeht, die uns immer mit neuem Reiz überraſchen, ſo oft wir ſie in einem andern Kleid unvermuthet wieder erblicken, ſo war es auch mir zu Muthe als ich die bekannten und anerkannten Serbiſchen Gedichte in engliſcher Sprache wieder las. Sie ſchienen ein neues Verdienſt erworben zu haben; es waren dieſelbigen Geſtalten, aber wie in einem andern Gewande.

Herr Bowring hat uns ſchon im Jahr 1821 ebenfalls mit einer ruſſiſchen Anthologie beſchenkt, wodurch wir mit jenen entfernten öſtlichen Talenten, von denen uns eine weniger verbreitete Sprache ſcheidet, näher bekannt worden. Nicht allein erhielten dadurch berühmte Namen eine lebendigere Bedeutung, ſondern wir lernten auch daraus einen Mann, der uns ſchon längſt durch Lieb und Freundſchaft verwandt war, Herrn Schu-

kowsky, näher kennen und ihn, der uns bis-
her in zarten Gedichten freundlich und eh-
rend verpflichtet hatte, auch in der weiteren
Ausdehnung ſeines poetiſchen Erzeugens lie-
ben und bewundern.

Allen denen welche nun auch oſtwärts ihre Blicke wenden, und den Eigenthümlichkeiten der ſlaviſchen Dichtkunſt ihre Aufmerkſamkeit ſchenken, dürfen wir dieſe beyden Sammlungen gar wohl angelegentlich empfehlen.

La Guzla, poésies illyriques. Paris 1827.

Eine beym erſten Anblick auffallende, bey näherer Betrachtung problematiſche Erſcheinung.

Es iſt noch nicht lange her, daß die Franzoſen mit Lebhaftigkeit und Neigung die Dichtarten der Ausländer ergriffen und ihnen gewiſſe Rechte innerhalb des äſthetiſchen Krei-

ſes zugeſtanden haben. Es iſt gleichfalls erſt kurze Zeit, daß ſie ſich in ihren Productionen auch ausländiſcher Formen zu bedienen geneigt werden. Aber das Allerneuſte und Wunderſamſte möchte denn doch ſeyn, daß ſie ſogar unter der Maske fremder Nationen auftreten und uns in geiſtreichem Scherz durch untergeſchobene Werke, auf die angenehmſte Weiſe zum Beſten haben, indem wir ein problematiſches Werk erſt als ein fremdes Original ergötzlich und bewundernswürdig finden, ſodann aber, nach der Entdeckung uns abermals und auf's Neue an dem gewandten Talent erfreuen, das zu ſolchen ernſten Scherzen ſich geneigt erwies.

Denn gewiß man kann ſeinen Antheil an einer ausländiſchen Dicht = und Sinnesart nicht beſſer ausdrücken, als wenn man ſich derſelben durch Ueberſetzen und Nachbilden anzunähern ſucht.

Wir wurden aufmerkſam, daß in dem Worte Guzla der Name Gazul verborgen

liegt, und jene verkappte ſpaniſche ſchauſpieleriſche Zigeunerin kam uns in die Gedanken, die uns vor einiger Zeit ſo liebenswürdig zum Beſten hatte. Auch blieben deßhalb angeſtellte Nachforſchungen nicht unbelohnt: dieſe Gedichte ſollten dalmatiſchen Völkerſchaften abgehorcht, beſonders aber einem dortigen Hyacinthe Maglanovich angehörig ſeyn.

Es hat von jeher in der Kunſt dieſer fromme Betrug gegolten, daß, wenn irgend etwas großen Beyfall erhielt, man durch Fortſetzungen, zweyte Theile, oder ſonſtig Angeſchloßnes, Aufſehn erregen, Zuſtimmung gewinnen wollte und dadurch ein erſtgetäuſchtes Publicum zu einem höhern Grad von Kennerſchaft erhob.

Welcher Freund alter Münzkunde macht ſich nicht die Freude, die Cavineiſchen Arbeiten zu ſammeln, um an der täuſchenden Nachbildung ſein Gefühl für die Originale immer mehr zu ſchärfen.

Herr Merimé wird es uns alſo nicht verargen, wenn wir ihn als den Verfaſſer des Theaters der Clara Gazul und der Guzla hiemit erklären und ſogar erſuchen, uns mit dergleichen eingeſchwärzten Kindern, wenn es ihm irgend beliebt, auf's Neue zu ergötzen.

Cours de littérature grèque moderne par Jacovaky Rizo Néroulos. Genève 1827.

Wer dieſe wichtige Schrift in die Hand nimmt und ſich daraus gründlich und ſchnell zu belehren wünſcht, der fange ſogleich unten auf S. 67 zu leſen an und fahre fort bis zum Abſchnitt auf der 87ſten. Hat er vernommen und beherzigt, was der Verfaſſer auf dieſen wenigen Blättern vortrug, hat er geahnet und durch eignen Geiſt vervollſtändigt, was nicht geſagt, aber deutlich genug angedeutet iſt; ſo wird er den Schlüſſel zu dem übrigen Werke und zu allem, was ſonſt

über neugriechiſche Literatur zu ſagen iſt, ſich zugeeignet haben. Möge der Vortrag, den wir nach unſrer Weiſe davon verſuchen, mit Ernſt und Bedacht aufgenommen werden.

Gehen wir in die ältern Zeiten des byzantiniſchen Kaiſerthums zurück, ſo erſtaunen wir über die hohe Würde, über den mächtigen Einfluß des Patriarchen von Conſtantinopel auch auf weltliche Dinge. Thron ſehen wir neben Thron, Krone gegen Krone, Hirtenſtab über dem Scepter; wir ſehen Glauben und Lehre, Meinung und Rede überall, über alles herrſchen. Denn nicht allein die Geiſtlichkeit, ſondern die ganze chriſtliche Welt hatte von den letzten heidniſchen Sophiſten Luſt und Leidenſchaft überkommen, mit Worten ſtatt Handlungen zu gebahren, und umgekehrt das Wort in That zu verwandeln; Wort und Redensweiſe zu Schutz und Schirm als Vertheidigungs- und Angriffswaffe zu benutzen. Welche Verwirrung des öſtlichen Reiches daher entſprungen, welche

Verwickelung und Verwirrung dadurch vermehrt worden, iſt den Geſchichtskundigen nur allzudeutlich; wir aber ſprechen dieſes nur mit wenigen Worten aus, um ſchnell zum Anſchauen zu bringen: wie die prieſterliche Gewalt ſich durchaus den Majeſtätsrechten gleichzuſtellen gewußt. Als nun in ſpäterer Zeit die Türken nach und nach das ganze Reich und zuletzt die Hauptſtadt überwältigten, fand der neue Herrſcher ein großes Volk vor ſich, das er weder vernichten konnte noch wollte, das ſich auch nicht ſogleich bekehren ließ. Unterthan ſollten ſie bleiben, Knechte ſollten ſie werden, aber durch welche Macht waren ſie zuſammen zu halten und als Einheit zu feſſeln?

Da fand man denn gerathen, die alte geiſtliche Majeſtät in ihren Formen beſtehen zu laſſen, um, indem man auch ſie unterjochte, der Menge deſto gewiſſer zu ſeyn. Ließ man aber dem geiſtlichen Oberhaupt auch nur einen Theil ſeiner ehemaligen Vorzüge, ſo

waren es noch immer überſchwengliche Vortheile, gränzenloſe Privilegien, die ihm übrig blieben. Durch eine beſtehende Synode wurden Patriarchen und Erzbiſchöffe gewählt, die letzteren auf Lebenszeit. Kein Gouverneur und Paſcha durfte ſich in geiſtliche Händel miſchen, noch ſie vor ſeine Gerichtsſtelle rufen; Patriarch und Synode bildeten eine Art Jury, und was ſonſt noch zu erwähnen wäre; wovon wir nur bemerken, daß die Güter der unbeerbt ſterbenden Geiſtlichen nicht vom Staate eingezogen wurden, wie das Vermögen der übrigen kinderlos Abſcheidenden.

Zwar verfuhren die Ueberwinder folgerecht genug, um allmählig auch die Geiſter wehrlos zu machen. Die einzeln ſtehenden Kirchen wurden in Moſcheen verwandelt, alle Schulen geſchloſſen, jeder öffentliche Unterricht verboten; allein die Klöſter hatte man beſtehen laſſen, da denn die Mönche, nach ächt orientaler Weiſe, ſich ihrer Kirchen und

Capellen bedienten, um Kinder zu verſam=
meln, ſie bey gottesdienſtlichen Ceremonieen
mit aſſiſtiren zu laſſen, ihnen bey dieſer Ge=
legenheit durch Catechiſation das Nöthige bey=
zubringen und dadurch Religion und Cultus
im Stillen aufrecht zu erhalten.

Hier aber tritt nun eine Hauptbetrach=
tung hervor, daß ſchon in der alten byzan=
tiniſchen Verfaſſung der Patriarch nicht allein
von religioſen Männern, von Prieſtern und
Mönchen umgeben geweſen, ſondern daß er
auch einen Kreis, einen Hofſtaat von Welt=
geiſtlichen um ſich verſammelt geſehen, wel=
che mit ihren Familien — denn verheyrathet
war ja der Prieſter, um ſo mehr der ihm
verwandte Laie — von undenklichen Zeiten
her, einen wahren Adel bildeten und in ſtren=
ger Hofordnung eine Stufenreihe von Amts=
und Würdeſtellen einnahmen, deren griechi=
ſcher Weiſe zuſammengeſetzte, vielſylbige Ti=
tel unſern Ohren gar wunderlich klingen
müſſen.

Dieſer Kaſte, wie man ſie wohl nennen darf, lagen die wichtigſten Geſchäfte und alſo der größte Einfluß in Händen. Die Beſitzthümer aller Klöſter, die Aufſicht darüber, ſo wie über deren Haushalt, war ihnen übergeben; ferner bildeten ſie um den Patriarchen in allen bürgerlichen und weltlichen Dingen ein Gericht, wo Beſchlüſſe gefaßt und von wo ſie ausgeführt wurden. Dagegen fehlte es ihnen auch nicht an Pfründen und Einkünften, die ihnen auf Klöſter und ſonſtige geiſtliche Beſitzungen, ſogar auf Inſeln des Archipels angewieſen waren.

Dieſes große und bedeutende Geſchlecht mochte nun viel von ſeinem Rang und eigenem Beſitz bey dem Untergange des griechiſchen Reiches verloren haben; aber was von Perſonen und Kräften übrig blieb verſammelte ſich augenblicklich um den Patriarchen, als um ſeinen angebornen Mittelpunct. Und da man dieſen gar bald an's Ende der Stadt, in eine geringe unanſehnliche Kirche verwies,

wo er ſich aber doch gleich eine Wohnung an- baute, verſammelten ſie ſich um ihn und nah- men das Quartier ein, welches vom nahe gelegenen Thore den Zunamen vom Fa- nal erhielt, wo ſie ſich anfangs, gegen ihre frühern Zuſtände, gedrückt und kümmer- lich genug mögen beholfen haben.

Aber unthätig nicht. Denn die wichtigen Privilegien, welche dem Patriarchen ver- gönnt waren, ſchloſſen ja auch ſie mit ein und forderten, wenn auch in großer Beſchränkung, noch ernſtlicher als vormals ihre Thätigkeit, welche, durch länger als zwey Jahrhunderte fortgeſetzt, ihnen endlich einen höchſtbedeu- tenden Einfluß verſchaffte, den Einfluß, den der Geiſtreiche, Denkende, Unterrichtete, Umſichtige, Rührige über denjenigen erlan- gen muß, der von allen dieſen Eigenſchaften keine beſitzt und von dergleichen Wirkſamkei- ten keine ſich zu eigen gemacht hat. Ihnen mußte ſeit dem erſten Augenblicke des großen Unglücks und dem erſten Gnadenblick einer

dem tyranniſchen Ueberwinder abgenöthigten Gunſt alles dringend obliegen, was zur Erhaltung der ganzen nationellen Corporation nur irgend beytragen konnte. Sie, als die Finanzmänner des hohen Patriarchenſtuhles, laſſen ſich abgeſondert von ihm nicht denken, und ſie, die in der Ganzheit eines großen Wohlbehagens zu einander gehörten, werden ſich gewiß in dem Moment der Zerſtückelung deſto eifriger aufgeſucht und zu ergänzen getrachtet haben.

Wenn nun die hohe Geiſtlichkeit, als Abkömmlinge der letzten Literatoren und Sophiſten des Heidenthums, alle Urſache und Gelegenheit hatten, die alte Sprache und einiges Wiſſenſchaftliche bey ſich zu erhalten und auszubilden, ſo werden dieſe Laien gewiß nicht zurückgeblieben ſeyn, auch neben weltlichem Treiben und Sorgen auf das was von Unterricht und irgend noch möglich war, mitzuwirken geſucht, und ſich ſelbſt, um einer ſolchen Oberaufſicht werth zu ſeyn, in ſolchen

Kenntniſſen ausgebildet haben, welche ſie von andern zu fordern hatten, wobey ihnen ihre Verknüpfung mit dem Leben noch von einer andern Seite zu Statten kam.

Die hohe Geiſtlichkeit hielt feſt an der Würde der altgriechiſchen, durch Schrift überlieferten Sprache, und um ſo feſter als ſie ihre Würde gegen die betriebſame Menge verwahren mußte, die ſeit geraumer Zeit, beſonders aber ſeit dem abendländiſchen Einfluß, unter den Kreuzfahrern, Venetianern und Genueſen, ſich den ſtammelnden Kinderdialect der abendländiſchen Sprachen, und ſtatt herrlicher, geiſtreicher Formung und Beugung, nur Partikeln und Auxiliarien gleichſam ſtotternd hatte gefallen laſſen. Sehen wir doch den Purismus, der eine durch Mengſal entſtellte Sprache wiederherzuſtellen bemüht iſt, ſo ſtreng und zudringlich verfahren, wie ſollten diejenigen, welche ein reines Alt-Herkömmliches zu bewachen ha-

ben, nicht auch das Gleiche zu üben berechtigt ſeyn?

Die mit äußerlichen Dingen, mit Benutzung von Gütern beſchäftigten Weltgeiſtlichen waren dagegen genöthigt ſich mit dem Volke abzugeben, ſie mußten ſeine Sprache ſprechen, wenn ſie beſſern Unterricht verbreiten wollten, das Organ keineswegs verſchmähen, wodurch ein ſolcher Zweck zuletzt allein zu erreichen war. Denke man ferner die Ausdehnung eines nach und nach ſich verbreitenden Schul-Unterrichts, den ſie von dem Hauptſitze aus zu beleben hatten, eine Wirkſamkeit die über den Archipel bis zum Berg Athos, nach Lariſſa und Theſſalien hinreichte; ſo wird man folgern, daß ſie überall mit allen Nationen zuſammentreffend in fremden Sprachen ſich zu üben, an fremden Eigenheiten, Politik und Intereſſe Theil zu nehmen hatten.

Der Geſchichtskundige wird dieſem ſtillen, gewiſſermaßen geheimen Gang durch zwey

Jahrhunderte zu folgen wiſſen, um nicht für ein Wunder zu halten, daß dieſes niedergebeugte Geſchlecht, dieſe von einem abgelegenen Quartier benamſeten Fanarioten, zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts auf einmal vom Hofe höchlich begünſtigt, an den erſten Stellen des Reichs, als Dolmetſcher der Pforte, ja als Fürſten der Moldau und Wallachey hervortreten.

Hier nun glauben wir unſerer Einleitung, nach oben ausgeſprochener Abſicht, genug gethan zu haben und dürfen wohl dem Leſer auf Seite 25 deuten, wo er die drey Epochen der neugriechiſchen Literatur angezeigt und ſodann ausgeführt zu finden hat. Die erſte, von 1700 bis 1750, bezeichnet ſogleich entſchiedenere Schritte zu einer freyeren Bildung. Der Einfluß jener bedeutenden Männer verbeſſerte das Geſchick der Nation in hohem Grad. Unter ſolchem Schutz und Leitung fing ein friſches Licht ſich an zu verbrei-

ten, und man ſuchte beſonders das Altgrie=chiſche gründlich und reiner zu ſtudiren.

Die zweyte Periode von 1750 — 1800 zeichnet ſich beſonders aus durch Einfüh=rung europäiſcher wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe. Man überſetzte eine Menge fremder Werke, der Wiſſenſchaft, der Geſchichte, der Philo=ſophie angehörig; die Schulen vervielfältig=ten ſich, mehrere derſelben verwandelten ſich in Lyceen und Univerſitäten. Eine große An=zahl Griechen hatten in Europa ſtudirt, ka=men in ihr Vaterland zurück und übernahmen willig das ehrenvolle Geſchäft öffentlichen Unterrichts; daher denn dieſer Zeitraum als den Wiſſenſchaften gewidmet erſcheint.

Die dritte Epoche, datirt vom Anfang des Jahrhunders, iſt ganz modern; der öf=fentliche Unterricht gewann eine philoſophi=ſche Richtung, beſonders aber ſtudirte man die Sprache, die überlieferte ſowohl als die lebendige, methodiſcher und gründlicher. Vor=zügliche Männer, ihr Vaterland wieder auf=

zurichten geſinnt, brachten freyere Begriffe in die Unterweiſung, und das Leſen der alten Schriftſteller gab Gelegenheit große und erhabene Gedanken in der Jugend zu erregen; auf die Sprachbildung wirkte der Einfluß Korai's vorzüglich, und alles war bemüht die Nation eines Platzes unter den civiliſirten Europa's würdig zu machen.

Gar mannigfaltige Betrachtungen werden ſich dem Leſenden dabey aufdrängen, und wir behalten uns vor auch die unſrigen mitzutheilen, wenn wir erleben, daß die Beſten der Griechen ſich nun um ihre neue Leuchte, um den edlen Gouverneur verſammeln, daß die Unterrichteten, Weiſen und Klugen mit Rath, die Tapfern mit That, beſonders aber die Geiſtlichen mit rein-menſchlich-apoſtoliſchem Einfluß in ſeine Plane, in ſeine Ueberzeugungen eingreifen und als Fanarioten im höheren Sinne, nach dem Wunſche der ganzen Chriſtenheit ſich erweiſen und betragen mögen.

Leukothea, von Dr. Carl Iken. Leipzig 1827. 2 Bände.

Dieſes Werk wird einem Jeden der ſich mit den Helleniſchen Angelegenheiten näher beſchäftigt, willkommen und brauchbar ſeyn. Aus dem Neugriechiſchen überſetzte Briefe über die Zeitereigniſſe bilden einen gehaltreichen Text, der durch Beylagen, begleitet mit Anmerkungen, umſtändlich ausgelegt wird. Man kann daher dieſes Werk als Compendium, Commentar und Sammlung von Collectaneen betrachten, woran man ſich vielſeitig unterrichten wird.

Der meiſte Stoff iſt aus franzöſiſchen und engliſchen Werken zuſammengetragen: ein Verzeichniß neugriechiſcher Schriftſteller der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hinzugefügt, und das Ganze durch den Verſuch eines Perſonen = Sachen = und Wörterverzeichniſſes zugänglicher gemacht.

Aus dem Geſagten erhellt nun ſchon, daß

man dieſe ſämmtlichen Materialien mit Vorſicht und Kritik zu brauchen habe, indem ſie uns von den Händen eines erklärten Philhellenen dargeboten ſind, dem man nicht zumuthen kann, ſeinen Lieblingen irgend wehe zu thun.

Neugriechiſche Volkslieder,

herausgegeben von Kind, Grimma 1827.

Ein Vorwort behandelt Eigenheiten und Proſodie des Neugriechiſchen. Hierauf werden vier und zwanzig, mehr oder weniger moderne Lieder mitgetheilt, denen ſodann Anmerkungen und Worterklärungen in alphabetiſcher Ordnung folgen.

Ein ſehr willkommenes, brauchbares Büchlein, wodurch wir abermals einen Vorſchritt in den Kenntniſſen der Verdienſte neugriechiſcher Nationalpoeſie thun. Denn freylich werden wir nach und nach immer mehr zu

ſichten haben, was denn eigentlich an dieſen Gedichten das Schätzenswerthe ſey? Keine Nation hat noch zu keiner Zeit das Vorrecht erhalten nur gute und grundwürdige Poeſien hervorzubringen. Und ſo möchte denn auch mancher dieſer Geſänge einen patriotiſch-hiſtoriſchen Werth haben, ohne wegen des poetiſchen hervorgezogen zu werden.

Ich verſuche nun ob mir gelingen möchte zu den in gegenwärtiger Zeitſchrift (IV. 1. 54) überſetzten zwölf Liedern noch mehrere von gleichem Werth hinzuzuthun, das aber darf ich jetzt ſchon ausſprechen: daß mir neuerlich keins vor die Seele getreten das ſich an dichteriſchem Werth dem Charon vergleichen könnte.

Schließlich nur noch Eines zu erwähnen: die Einleitungsformel durch verkündende oder theilnehmende Vögel wiederholt ſich bis zur Monotonie und zuletzt ohne Wirkung; denn ganz anders iſt es mit jenem Falle beſchaffen, wo der Adler das Haupt eines Klephten da-

vongetragen hat, und mit demſelben eh' er es auffſpeiſt eine Unterhaltung beginnt. Auch haben die einzelnen Gefechte viel zu wenig Unterſcheidendes in den Vorfällen, um der Einbildungskraft wirkliche Geſtalten und Thaten vorführen zu können.

Dainos, oder Litthauiſche Volkslieder, herausgegeben von L. J. Rheſa. Königsberg 1825.

Auch dieſe Sammlung darf einer Bibliothek, die ſich mit der National-Poeſie beſchäftigt, nicht fehlen. Die Ueberſetzung ſo wie die beygefügten Anmerkungen und Betrachtungen ſind ſchätzbar, nur wäre dem Ganzen ein weit größerer Werth verliehen, wenn die Lieder nach ihrer innern Verwandtſchaft wären aufgeſtellt worden: vom Spinnermädchen und Webermädchen, durch Natürliches und Phantaſtiſches, bis zu Krieg und Kriegsgeſchrey. Wie ſie jetzt untereinan-

der ſtehen, zerſtreuen ſie Gefühl und Einbildungskraft und zerſtören zuletzt beyde, weil Senſationen aller Art ſich doch am Ende nach einer gewiſſen Einheit zurückſehnen.

Als merkwürdig würde man ſodann gefunden haben, daß der eigentliche Lebensbeginn, das Verhältniß der Eltern zu den Kindern, hier ganz und gar fehle und kaum eine Spur zu entdecken ſey daß man jemals darauf ſittlich und dichteriſch aufgemerkt. Die Mädchen, ſogleich wie ſie erſcheinen, wollen heyrathen, die Knaben, zu Pferde ſteigen.

Egeria. Sammlung italiäniſcher Volkslieder. Begonnen von Wilhelm Müller. Vollendet und nach deſſen Tode herausgegeben von O. L. B. Wolff.

Ein mit regem, ſcharf beobachtendem Sinne begabter Mann Wilhelm Müller, hatte ſich bey ſeinem Aufenthalte in Italien, vorzüglich in Rom und deſſen Umgebungen, zwiefaches Studium zum Ziel geſetzt: Archäo-

logie, und Kenntniß des italiäniſchen Volkes in ſeiner Denk- und Lebensweiſe. Die Frucht dieſer Beſtrebungen waren ſeine, in Form von Briefen geſchriebenen Beobachtungen, die 1820 unter dem Titel: Rom, Römer und Römerinnen, erſchienen. Zum beſſeren Verſtändniß und gleichſam als Belege für manche darin aufgeſtellte Bemerkung, beſchloß er eine Herausgabe der von ihm größtentheils an Ort und Stelle, theils aus mündlichen Mittheilungen, theils aus fliegenden Blättern, gemachten Sammlung italiäniſcher Volkslieder zu veranſtalten. Allein es überraſchte ihn der Tod, ehe er mehr dafür hatte thun können als Materialien zum Baue herbeytragen, und Alles dafür Vorräthige wurde von den Hinterlaſſenen, einem, mit des Verſtorbenen Anſichten und Denkart innig vertrauten Freunde übergeben. Dieſer, den Neigung und Beruf ſchon lange zu ſolchen und ähnlichen Studien geleitet hatten, begann ſogleich das Ganze zu

ordnen, und bemerkte bey fortſchreitender Einſicht, daß der hingeſchiedene Freund mit ihm derſelben Meinung geweſen ſey. Gewiſſenhaft ſchritt er nun auf dieſer Bahn fort, und ſtellte die Bücherſprache Italiens als den Punct, von dem ausgegangen werden mußte, auf. Zunächſt waren dabey, außer den Schattirungen in der Sprache der verſchiedenen Provinzen, auch die Schattirungen im Volkscharacter nicht außer Acht zu laſſen. Dem gemäß ſonderte ſich nun die Sammlung in drey Hauptabtheilungen. Die erſte: Lieder in ſolchen Mundarten, welche von der reinen Bücherſprache wenig oder faſt gar nicht abweichen. Die zweyte: Volksbücher. Die dritte: Lieder in den ſehr von der Bücherſprache abweichenden Dialecten. Der erſte Theil trennt ſich wieder in drey Unterabtheilungen: Lieder vermiſchten, meiſt ſcherzhaften und verliebten Inhalts; Geiſtliche Lieder; Politiſche Lieder. Unter dieſen heben wir als vorzüglich merkwürdig her-

aus: Eine bedeutende Anzahl Ritornelle; Mündlich mitgetheilte kürzere Stanzen; das von Goethe uns überlieferte Geſpräch des Diebes mit der Hexe; das mit dem Zaubergruße Ghiurighium a te ghiurighiu, anfängt; eine von dem Herausgeber mitgetheilte komiſche Beſchreibung einer Judenhochzeit, wo ſich der übrigens durchaus nicht bösartige Spott ſchon ſchalkhaft in der Form ſelbſt blicken läßt; ferner, das ebenfalls von Goethe aufbewahrte Geſpräch Chriſti und der Samaritanerin; mehrere im Volke fortlebende geiſtliche Lieder des Lorenz von Medicis und der Mona Lucrezia; endlich Siegeslieder auf die Seeſchlacht von Lepanto, in welchen vorzüglich die Kinder aufgefordert werden, ſich zu freuen; Spottlieder auf Napoleon und Trauerlieder auf die Abreiſe des Pabſtes von Rom, während der franzöſiſchen Herrſchaft. Die zweyte Abtheilung enthält u. A. den durch ganz Italien berühmten Orfeo dalla dolce Lira; das Leben des Banditenhauptmanns

Pietro Mancini, und die Storia della crudele Violante u. ſ. w. Die dritte Abtheilung nun giebt Lieder in faſt allen Dialecten, von denen ſich ein piemonteſiſches Le fie di Stevo Bronbo durch Naivetät, mehrere neapolitaniſche durch ihre grotesken Scherze, ſicilianiſche durch ihren Wohllaut und ihr ſchmeichelndes Weſen, venetianiſche theils durch ihre Schalkhaftigkeit, theils durch ihre Astuzia auszeichnen. Zum beſſeren Verſtändniß hat der Herausgeber eine vollſtändige Ueberſicht der Hauptabweichungen der verſchiedenen Mundarten in den Wortbildungen, von der Bücherſprache, und erklärende italiäniſche Noten für die große Anzahl von Idiotismen, beygefügt. Bey einigen Liedern iſt die im Volke vorgefundene Melodie mitgegeben.

Aus dieſer mitgetheilten Ueberſicht nun läßt ſich erſehn, daß ein Hauptzweck der Herausgabe darin beſtand, durch treffende Beyſpiele zu zeigen, welche Richtung der poeti-

ſche Geiſt bey dem lebhaften italiäniſchen Volke nahm, wie er ſich nach den Eigenthümlichkeiten der verſchiedenen Provinzen richtete und von denſelben modificirt wurde, und welchen Einfluß die verſchiedenen in den einzelnen Theilen Italiens vorherrſchenden Lebensanſichten darauf hatten.

Und ſo möge ſich denn dieſe Sammlung ähnlichen Beſtrebungen anderer Völker beſcheiden anſchließen.

Gedichte in ſchleſiſcher Mundart, von Karl von Holtei.

Seitdem Hebel in allemanniſcher Mundart ſeine meiſterhaften Gedichte der Welt geſchenkt, haben ſich an verſchiednen Orten ähnliche Verſuche erhoben, unter denen beſonders: der Nürnberger Grübel und der Oeſterreichiſche Kaſtelli auszuzeichnen ſind.

Der Verfaſſer iſt mit ſeinen ſchleſiſchen Gedichten zwar noch in keiner Sammlung hervorgetreten, aber aus dem was er, theils im ſchleſiſchen Muſenalmanache, theils in Freundes-Kreiſe, als Probe mitgetheilt hat, gehet hervor, daß er ſich Hebels großem Vorbilde zu nähern ſucht. Auch ein in der Sammlung befindliches an Hebel gerichtetes Gedicht, ſpricht dieß geradezu aus. Es iſt nun wohl, was ſolche Nachbildungen anlangt, eben ſo bedenklich, als es unmöglich iſt, den Werth neuer Dichtungen im Volkston zu beurtheilen, ehe ſie vor dem Volke erklungen ſind. Hier aber dürfen wir, den erſteren Zweifel betreffend, die Nachbildung vergeſſen, wo naive, vaterländiſche Behaglichkeit ſelbſt nicht mehr ängſtlich an Vorbilder gedacht hat, und wo die Entfaltung innerſten Gemüthes durch lyriſche Formen, zur zweyten Natur geworden.

Der andere Zweifel aber: ob die aus der Feder gefloßnen Geſänge, in Volkes Mund

einen Wiederklang finden werden? hebt ſich zum Theil dadurch, daß die im ſchleſiſchen Muſenalmanach mitgetheilten Proben, ihre Melodieen gefunden haben und innerhalb wie außerhalb Schleſiens nicht ohne Vergnügen geſungen werden.

Wir dürfen alſo dieſer Sammlung eine günſtige Aufnahme wünſchen und prophezeihen.

Der Dichter hat es vermeiden wollen, ausſchließlich in einem beſtimmten Jargon, wie er da oder dort in Schleſien üblich, zu denken und zu ſchreiben. Wenn an den polniſchen Gränzen ſlaviſche Sprachformen, im hohen Gebirge öſterreichiſche Accente und Wortbildungen, im flachen Lande aber die ſeltſamſten, verſchiedenartigſten Miſchungen von beyden, ſich mit dem eigentlich ſchleſiſchen Idiom verſchmelzen; ſo muß man ihn loben, daß er nicht einem Striche Landes auf Koſten des andern ſich anſchloß, ſondern einen Ton fand, der ſich in anſtän-

diger Mitte bewegt und alſo: weder zu den ſinnloſen Verbildungen die etwa vorkommen mögen, noch zu den undeutſchen Abweichungen abgeſonderter Gegenden ſeine Zuflucht nahm, um komiſch zu wirken.

Wir erkennen in dieſen Gedichten mehr den ſchleſiſchen Sinn, die dort eigenſte Wendung des Gedankens, Auffaſſung der Bilder aus Natur und Leben, und hören eigentlich nur den gebildeteren Landmann reden, der in beſcheidner Dorfſchule die härteſten Ecken abgeſchliffen, ehrlich-ſchleſiſchen Ton jedoch treu bewahrt hat.

Der Verfaſſer hat ſich mit der fleißigen Zuſammenſtellung eines ſchleſiſchen Idiotikons viele Mühe gegeben und zu demſelben ſowohl die ſchon vorhandnen Materialien benutzt, als auch aus eigener Erfahrung manches hinzugefügt, was ſeinem Vaterlande eigen iſt. Auch unſer Riemer iſt ſo freundlich geweſen, ſeine Sammlung in dieſem Felde zur Verwendung zu geſtatten. Die Ergebniſſe

dieſer Bemühungen werden, in ſo fern ſie von allgemeinerem Intereſſe ſeyn können, den Gedichten mitgegeben werden.

J. F. Caſtelli's Gedichte in niederöſterreichiſcher Mundart.

Dieſe Sammlung uns erſt angekündigt, iſt nach und neben dem Vorſtehenden willkommen. Es ſind grammatiſche Andeutungen und ein Idiotikon zugleich verſprochen, wodurch ſie ſich deſto ſchneller den verwandten und geſchätzten anſchließen werden.

Altböhmiſche Gedichte.

Wir haben davon ſchon einiges zur Sprache gebracht, hoffen aber nächſtens deßhalb weiteres vermelden zu können, da uns die Monatsſchrift der Geſellſchaft des vaterländiſchen Muſeums, neben ſo vielen andern Belehrungen auch hierüber nähere Kenntniß verleiht und zuſagt.

Pentazonium Vimarienſe, dem Dritten September 1825 gewidmet, vom Ober-Baudirector Coudray gezeichnet, geſtochen vom Hofkupferſtecher Schwerdtgeburt.

Das ſeltene und mit dem reinſten Enthuſiasmus gefeyerte Feſt der funfzigjährigen Regierung Ihro des Herrn Großherzogs von Sachſen-Weimar-Eiſenach Königl. Hoheit zu verherrlichen, fühlten auch die Künſte eine beſondere Verpflichtung; unter ihnen that ſich die Baukunſt hervor, in einer Zeichnung welche nunmehr in Kupferſtich gefaßt dem allgemeinen Anſchauen übergeben iſt.

Zu ſeiner Darſtellung nahm der geiſtreiche Künſtler den Anlaß von jenen antiken Prachtgebäuden, wo man Zonenweiſe, Stockwerk über Stockwerk, in die Höhe ging und, den Durchmeſſer der Area nach Stufenart zuſammenziehend, einer Pyramiden- oder ſonſt zugeſpitzten Form ſich zu nähern trachtete. Wenig iſt uns davon übrig geblieben, von dem

Trizonium des Quintilius Varus nur der Name, und was wir noch von dem Septizonium des Severus wiſſen, kann unſere Billigung nicht verdienen, indem es vertical in die Höhe ſtieg und alſo dem Auge das Gefühl einer geforderten Solidität nicht eindrücken konnte.

Bey unſerm Pentazonium iſt die Anlage von der Art, daß erſt auf einer gehörig feſten Ruſtika-Baſis ein Säulengebäude doriſcher Ordnung errichtet ſey, über welchem abermals ein ruhiges Maſſiv einer joniſchen Säulenordnung zum Grunde dient, wodurch denn alſo ſchon vier Zonen abſolvirt wären, worauf abermals ein Maſſivaufſatz folgt, auf welchem corinthiſche Säulen, zum Tempelgipfel zuſammengedrängt, den höheren Abſchluß bilden.

Die erſte Zone ſieht man durch ihre Bildwerke einer kräftig-thätigen Jugendzeit gewidmet, geiſtigen und körperlichen Uebungen und Vorbereitungen mancher Art. Die zweyte

ſoll das Andenken eines mittleren Manneslebens bewahren, in That und Dulden, Wirken und Leiden zugebracht, auf Krieg und Frieden, Ruhe und Bewegung hindeutend. Die dritte Zone giebt einem reich geſegneten Familienleben Raum. Die vierte deutet auf das was für Kunſt und Wiſſenſchaft geſchehen. Die fünfte läßt uns die Begründung einer ſichern Staatsform erblicken, worauf ſich denn das Heiligthum eines wohlverdienten Ruhms erhebt.

Ob nun gleich zu unſerer Zeit Gebäude dieſer Art nicht leicht zur Wirklichkeit gelangen dürften, ſo achtete der denkende Künſtler doch für Pflicht zu zeigen, daß ein ſolches Prachtgerüſte nicht bloß phantaſtiſch gefabelt, ſondern auf einer innern Möglichkeit gegründet ſey; weßhalb er denn in einem zweyten Blatte die vorſichtige Conſtruction deſſelben, ſowohl in Grundriſſen als Durchſchnitten, den Kenneraugen vorlegte, woneben man auch, umſtändlicher als hier geſchieht, durch eine

gedruckte Erklärung erfahren kann worauf theils durch reale theils durch allegoriſche Darſtellungen gedeutet worden.

Und ſo wird denn endlich an dem Aufriß, welchen die Hauptplatte darſtellt, der einſichtige Kennerblick geneigt unterſcheiden und beurtheilen: in wiefern die ſchwierige Uebereinanderſtellung verſchiedener Säulenordnungen von der derbſten bis zu der ſchlankeſten gelungen, in wiefern die Profile dem jedesmaligen Charakter gemäß beſtimmt und genügend gezeichnet worden.

Kehrt nun das Auge zu dem beym erſten Anſchauen empfangenen Eindruck nach einer ſolchen Prüfung des Einzelnen wieder zurück, ſo wünſchen wir die Frage günſtig beantwortet: ob der allgemeine Umriß des Ganzen, der ſo zu nennende Schattenriß, dem Auge gefällig und nebſt ſeinem reichen Inhalte dem Geiſte faßlich ſey, indem wir von unſerer Seite hier nur eine allgemeine Anzeige beabſichtigen konnten.

Wenn nun der Künſtler in einer genauen, zum ſauberſten ausgeführten Zeichnung das Seinige geleiſtet zu haben hoffen durfte, ſo kann die Arbeit des Kupferſtechers ſich gleichfalls einer geneigten Aufnahme getröſten. Herr Schwerdtgeburt, deſſen Geſchicklichkeit man bisher nur in kleineren, unſere Taſchenbücher zierenden Bildern liebte und bewunderte, hat ſich hier in ein Feld begeben, in welchem er bisher völlig fremd geweſen, deßhalb eine Unbekanntſchaft eines Kupferſtechers mit dem architektoniſchen Detail vom Kenner mit Nachſicht zu beurtheilen ſeyn dürfte. Ferner iſt zu bedenken, daß bey einer ſolchen Arbeit die geſchickteſte Hand ohne Beyhülfe von mitleiſtenden Maſchinen ſich in Verlegenheit fühlen kann.

Eines ſolchen Vortheils, welcher dem Künſtler in Paris und andern in dieſer Art vielthätigen Städten zu Hülfe kommt, ermangelt die unſrige ſo gut wie gänzlich: alles iſt hier die That der eigenen freyen Hand,

es ſey daß ſie die Radirnadel oder den Grabſtichel geführt. Hiedurch aber hat auch dieſes Blatt ein gewiſſes Leben, eine gewiſſe Anmuth gewonnen, welche gar oft einer ausſchließlich angewandten Technik zu ermangeln pflegt.

Eben ſo waren bey dem Abdruck gar manche Schwierigkeiten zu überwinden, die bey größeren, den Fabrik-Anſtalten ſich nähernden Gelegenheiten gar leicht zu beſeitigen ſind, oder vielmehr gar nicht zur Sprache kommen.

Schließlich iſt nur noch zu bemerken, daß dieſes Blatt für die Liebhaber der Kunſt auch dadurch einen beſondern Werth erhalten wird, daß der löbliche Stadtrath zu Weimar dem Kupferſtecher die Platte honorirt und die ſorgfältig genommenen Abdrücke, als freundliche Gabe, den Verehrern des gefeyerten Fürſten zur Erinnerung an jene ſo bedeutende Epoche zugetheilt hat, welches allgemein mit anerkennendem Danke aufgenommen worden. Sie ſind erfreut dem Lebenden als Lebendige ein

Denkmal errichtet zu ſehn, deſſen Sinn und Bedeutung von ihnen um ſo williger anerkannt wird als man ſonſt dergleichen dem oft ſchwankenden Ermeſſen einer Nachkommenſchaft überläßt, die mit ſich ſelbſt allzuſehr beſchäftigt ſelten den reinen Enthuſiasmus empfindet um rückwärts dankbar zu ſchauen und gegen edle Vorgänger ihre Pflicht zu erfüllen, wozu ihr denn auch wohl Ernſt, Mittel und Gelegenheit oft ermangeln mögen.

Zum nähern Verſtändniß des Gedichts: „Dem Könige die Muſe.“

gewidmet dem 28. Aug. 1827.

Vorgemeldetes durch bildende Kunſt zeitgemäß errichtetes Denkmal veranlaßt uns jenes poetiſch gewagten Gedächtnißbildes zu gedenken, womit wir den Anfang unſeres Heftes ſchmücken durften, wie es Ihro Königl. Ma-

jeſtät in Bayern feſtlichem Aufenthalt in Weimar beſcheidentlich gewidmet worden.

Wenn die Muſe ſich in ihren Darſtellungen lakoniſch auszudrücken hatte, ſo iſt es gewiß nicht unangenehm, ja es wird gefordert, das dort Angedeutete mit einiger Ausführlichkeit nunmehr erläutert zu finden. Denn jenes Gedicht, das durchaus ſich auf Zuſtände, Umſtände und Gelegenheiten bezieht, verlangt nothwendig Bemerkungen, damit es auch jedem Leſenden eben ſo deutlich ſey, als denen Perſonen für die es gedichtet und niedergeſchrieben worden.

Brückenau.

Ihro Königliche Hoheit der Großherzog von Weimar, vieljähriger vertrauter Freund Ihro Majeſtät Maximilians König von Bayern, hatten nach Höchſtdeſſen Hintritte nichts angelegeners, als mit dem erhabenen Königlichen Sohn und Nachfolger ſo ſchöne Verhältniſſe fortzuſetzen und zu erneuern. Als

nun König Ludwig in dem ſo lieblichen und durch kronprinzliche Vorſorge ausgeſtatteten Brückenau ſich im Sommer 1826. befand, eilte der Großherzog dahin, um in den anmuthigen Gegenden, welche jenes Gedicht ſchildert, und an die ſo manche Erinnerung froher Vorzeit ſich knüpfte, einer freyern und gemüthlichen Zuſammenkunft zu genießen.

Wilhelmsthal.

Da nun dieſer Beſuch von Wilhelmsthal aus, einem nahe bey Eiſenach gelegenen Großherzoglichen Luſtort, nachbarlich unternommen ward, ſo durfte man der Hoffnung leben, daß in dieſen romantiſchen Berggründen, deren Schilderung der Dichter gleichfalls wagt, und wo auch die Frau Großherzogin ihren Sommeraufenthalt zu nehmen pflegt, ein nachbarlicher Beſuch von Ihro Majeſtät dem Könige würde veranlaßt und erleichtert werden.

Durch verſchiedene Umſtände gehindert, unterblieb jedoch der gewöhnliche Sommer-

aufenthalt der Weimariſchen Herrſchaften im Jahr 1827, worauf denn der König deßhalb einen weitern Weg zu unternehmen ſich nicht abhalten ließ, und, Wilhelmsthal vorbeygehend,

Wartburg

beſuchte, ſich dort unerkannt dem Zudringen bedeutender alterthümlichen Betrachtungen hingab, ſodann aber dem eigentlichen Ziel ungeſäumt entgegeneilte, ſeine erlauchten Wirthe in

Weimar

zu begrüßen. Hier traf der erhabene, überall theilnehmende Fürſt gerade zu einem Feſt ein, welches die dortigen Bewohner einem altbewährten Mitbürger freundlich veranſtaltet hatten. Er verherrlichte daſſelbe durch ſeine aufmerkende Gegenwart und krönte die ſchönen Gaben, welche dem Gefeyerten an dieſem Tage beſcheert wurden, auf das herrlichſte. Nach allen Seiten umſichtig, am Vergangenen wie am Gegenwärtigen theil-

nehmend, unterhielt Er ſich vielfach über Weimars jüngſte Vorzeit und ſo konnte es nicht fehlen, daß auch der

Tiefurtiſchen

Räume und der hohen Fürſtin gedacht wurde, die da in der Mitte freundlichſter Naturumgebung, zugleich geiſt- und kunſtreiche Unterhaltungen um ſich her anzuregen und zu beleben gewußt hatte.

Ein innigſtes Anliegen aber war es Ihm

Schillers Wohnung

zu betreten. Hier, von der bürgerlich umfangenden Enge gerührt, hörte man ihn betheuern: es ſey zweyfach bewundernswerth, wie Schiller in ſo eingeſchloſſenen Räumen ſo großartig freye Schöpfungen habe hervorrufen können; Er würde dieſen trefflichen Mann, hätt' Er ihn noch am Leben gefunden, ſogleich nach Rom in die villa di Malta verſetzt und ihm zur Pflicht gemacht haben,

das ſo herrlich angefangene Drama: Die Mal⸗theſer, in den claſſiſchen Räumen auszuführen und Roms Geſchichte unter Roms Ruinen zu ſchreiben.

Sodann in

Belvedere

theilnehmend an der glücklichen, großen Vorbildern nachlebenden Häuslichkeit der Erbgroßherzoglichen Familie, widmete der König auch dem anſpruchloſen Stillleben einer ſeltenen und mannigfaltigen Pflanzenwelt Neigung und Aufmerkſamkeit. Auf der Rückkehr umſchwebten ihn tauſendfältige Erinnerungen in dem

Park

bey Weimar, und es ſchien keine Anmaßung, wenn die dort einheimiſche Muſe vor Ihn zu treten und die bedeutenden Augenblicke dieſer ſeltenſten aller Erſcheinungen feſtzuhalten und Ihm ehrerbietigſt zu widmen trachtete. War ſie doch ſelbſt in jedem Bewußtſeyn würdigen Beſitzers der Vergangenheit und Ge-

genwart durch ſo erhabene Theilnahme erfriſcht und beſtätigt, ja zu begeiſtertem Blicke in die Zukunft aufgeregt worden!

Portrait Ihro Königl. Hoheit der Frau Großherzogin von Sachſen-Weimar-Eiſenach. Gewidmet dem 30. Jan. 1828.

Der längſt gehegte und oft ausgeſprochene Wunſch, ein genügendes Bildniß unſrer verehrten Fürſtin zu beſitzen, iſt endlich durch das glückliche Talent der Gräfin Julie von Egloffſtein zum ſchönſten erfüllt worden: anmuthige Aehnlichkeit, edle Haltung der Sitzenden, geſchmackvoll angemeſſene Kleidung, heitere Umgebung — alles vereint erregt nun das Verlangen, dieſes Gemälde allgemein verbreitet zu ſehen.

Herr Flachenecker in München hat geneigt übernommen ſolches durch Lithographie zu vervielfältigen, und wird gewiß auch hier

alles leiſten was, ohne Farbe, durch das abgeſonderte Helldunkel, dem Auge überliefert werden kann.

Wir haben achtzehn Blätter vor uns liegen welche dieſer treffliche Künſtler zu dem großen Werke der Münchner Galerie gearbeitet hat, woraus wir die Ueberzeugung ſchöpfen dürfen, daß er auch hier, wie überall, das Charakteriſtiſche der Geſichtszüge, das Bedeutende der Stellung, die Wahrheit der Stoffe, wie die Uebereinſtimmung des Ganzen vollkommen nachbilden werde. In dieſer frohen Ausſicht iſt es uns wohl vergönnt die vielen Verehrer der hohen Abgebildeten auf eine bald zu hoffende gelungene Darſtellung aufmerkſam zu machen.

Dramatiſche Vorleſungen.

Des Menſchen Bedürfniß nach geiſtiger Anregung iſt groß, zumal in Zeiten des Frie- dens, wo er, der Gleichgültigkeit des Tages überlaſſen, wenig von außen erfährt das mächtig genug wäre ſeine Leidenſchaften und geiſtigen Kräfte in Bewegung zu ſetzen und ihn ſein einſames Innere vergeſſen zu machen.

In ſolchen Tagen iſt daher immer der Dichter willkommen, beſonders der dramati- ſche, deſſen Darſtellungen menſchlicher Hand- lungen und Bedrängniſſe, zumal von der Büh- ne herunter durch lebendige Perſonen kunſt- reich verwirklicht, uns zu einem völligen Ver- geſſen unſerer ſelbſt hinreißen, und mit Furcht und Noth, Hoffnung und freudiger Rettung uns abwechſelnd beſtürmen und beſchwich- tigen.

Aber nicht alles was der dramatiſche Dich- ter vortreffliches leiſtet iſt gemacht auf den

Brettern geſehen und vernommen zu werden. Die Forderungen der Bühne ſind beſchränkend, ſie legen dem Poeten Bedingungen auf, denen er, ſobald es ihm um die Vollkommenheit ſeiner Darſtellungen zu thun iſt, ſich ſelten bequemen kann und mag; weßhalb denn auch das Größte und Beſte was von dramatiſchen Dichtern je geleiſtet worden, der eigentlichen Bühne immer widerſtrebte, und wenn es dennoch hinaufgelangte, nur einen unvollkommenen Schatten ſeines wahren Lebens und Werthes wieder herabwarf.

Gleichwohl aber wollen auch dieſe Werke genoſſen ſeyn. Durch jene Kunſt welche die flüchtigen Gedanken und Worte des Geiſtes auf dem Papiere zu feſſeln geſchäftig iſt, ſind ſie tauſendfältig verbreitet, und den gedruckten Poeten ſchwarz auf weiß in Händen gehen wir ein einſames Plätzchen zu ſuchen, um uns vermittelſt des Leſens in ſeine Darſtellungen zu vertiefen.

Dieſes jedoch iſt ein ſehr unvollkommener Behelf. Der Menſch iſt von Natur kein leſendes ſondern ein hörendes Weſen; ſo wie auch der Poet keineswegés gemacht iſt ſeine Gedanken zu Papiere zu bringen, ſondern vielmehr ſich mündlich vernehmen zu laſſen. Das geſchriebene Wort, ſagt man, iſt todt; zum wenigſten erſcheint es uns in vielen Fällen als ein ſehr unbeſtimmtes einer mannigfaltigen Deutung fähiges Etwas, wogegen aber das geſprochene durch den Ton der Stimme ſogleich ſeinen entſchiedenen Charakter empfängt und den Hörer auf der Stelle in die Empfindung ſeiner unzweifelhaften Bedeutung ſetzet, wovon uns das bekannte: Komm her! in den neueſten Tagen ein heiteres Beyſpiel geliefert hat.

Wer aber wäre nun der uns den Genuß eines Dichterwerks durch belebten mündlichen Vortrag verſchaffte, und zwar nicht eines lyriſchen oder epiſchen, ſondern eines dramatiſchen, wobey nicht bloß erforderlich wird,

daß jedem einzelnen Ausdruck ſein vollkommenes Recht widerfahre, ſondern daß auch jeder einzelne Charakter mit einer verſchieden nüancirten Stimme zum Ohre käme, dergeſtalt, daß es uns würde als ſäßen wir im Theater mit geſchloſſenen Augen und hörten bloß der agirenden Perſonen verſchiedene Stimmen?

Deuten wir nun, von Begriffen ausgehend, durch dieſe Frage auf das Schwierige ja faſt Unmögliche eines ſolchen Unternehmens, ſo muß es um ſo erfreulicher ſeyn, wenn die Erfahrung der neueſten Zeit uns belehret, daß ein angeborenes Talent bey fleißiger Ausbildung gar vieles möglich machen könne.

Von Tieck's Vorleſungen dramatiſcher Stücke erzählen alle Reiſenden mit Bewunderung; wir haben ihn ſelbſt nicht gehört, können aber aus allen Nachrichten ſo viel zuſammenſetzen, daß er die ſchwere Aufgabe auf eine meiſterhafte Weiſe löſet, indem ihm, bey einem wohlklingenden umfangreichen Organ,

Geiſt und Kritik in hohem Grade zur Seite ſtehen.

Den dramatiſchen Vorleſungen des Herrn von Holtei dagegen, die dieſes jüngere Talent letzten Winter in Weimar gehalten, haben wir fleißig beygewohnt und uns jeden Abend einer neuen Beſtätigung ſeiner ſeltenen Naturgabe und dadurch uns bereiteter mannigfaltiger Genüſſe und geiſtiger Anregungen zu erfreuen gehabt.

Großer Umfang des Organs von Tiefe, Mitte und Höhe; Deutlichkeit in der Ausſprache die keine Sylbe entbehren läßt; Stärke der Stimme die in gewaltigen Scenen erſchüttert, ſo wie die Fähigkeit zu leiſer himmliſcher Sanftmuth; und zu dem allen eine durch ſtundenlanges Leſen nicht zu ſchwächende Ausdauer, ſind Eigenſchaften die Herrn von Holtei allgemein zugeſtanden werden.

Zu dieſen körperlichen Mitteln geſellet ſich faſt immer ein richtiges Gefühl der Situation, der Charaktere, des Vortrags, wodurch

er denn in den höheren Scenen der Tragödie nicht ſelten große Wirkungen hervorbringt; im Komiſchen aber, als demjenigen Element worin er ſich am natürlichſten bewegt, ſeine eigentlichen Triumphe feyert.

Hiebey kommt ihm nicht allein die Möglichkeit einer größeren Stimmenveränderung zu Statten, ſondern es ſtehen ihm auch die mannigfaltigſten Dialekte der verſchiedenſten Provinzen zu Gebote, die er, als ein auf Erfaſſung lebendiger Wirklichkeit Gerichteter ſich vollkommen angeeignet hat.

Sind nun ſolche Vorleſungen dramatiſcher Stücke, beſonders in Städten die des Theaters entbehren, vorzüglich geeignet einem höheren Bedürfniß abzuhelfen und vor Philiſterey zu ſchützen, indem ſie dem täglichen Geſpräch immer eine bedeutende geiſtige Nahrung geben; ſo rathen wir, was die Wahl der Stücke betrifft, vorzüglich zu ſolchen, die nicht allein durchaus vortrefflich, ſondern, bey aller Mannigfaltigkeit der handelnden Per-

ſonen, zugleich der Art ſind, daß in den ein-zelnen Scenen immer nur wenige wo möglich nur zwey Perſonen das Wort führen, wie dieſes auch im epiſchen Vortrage ſich ereignet und woraus, zur Freude des Hörers, eine große Faßlichkeit hervorgeht, worauf am Ende doch alles ankommt.

Franzöſiſches Schauſpiel in Berlin.

Wenn wir oben engliſche Schauſpieler in Paris fanden und gegenwärtig franzöſiſche in Berlin antreffen, ſo bemerken wir in beyden Fällen doch einigen Unterſchied. In der Pariſer Königsſtadt treten die vorzüglich-ſten Schauſpieler Englands in bedeutenden Gaſtſtücken nur für eine kurze Zeit auf; in der Berliner iſt einer beſtimmten Geſellſchaft ein unbeſtimmter längerer Aufenthalt gegönnt. Wenn jene ſich auf alle Weiſe hervorzuthun gedrängt ſahen, ſo haben dieſe den Vortheil,

in einer Folge ihre Fähigkeiten zu entwickeln; und es mag ihnen auf jeden Fall bis auf einen gewiſſen Grad gelingen, da die franzöſiſchen Künſtler durch herkömmliche Ueberlieferung begünſtigt, durch eine gewiſſe geſchmackvolle Einheit gefördert, ganz eigenthümlicher Vortheile ſich zu erfreuen haben. Doch davon kann hier nicht die Rede ſeyn; dieß bleibt dem Berliner Publicum, den dortigen Genießenden und Urtheilenden anheim gegeben. Was uns aber außerdem bemerklich ſcheint, iſt, daß wie die Engländer in Frankreich ſo die Franzoſen in Deutſchland ſich einiger Oppoſition zu befahren hatten, und letztere daher ſich einen Sachwalter mitgebracht oder ihn an Ort und Stelle ſogleich gefunden haben. Nicht mißbilligen können wir nun, wenn dieſer das Unbill bemerkt und rügt, womit man vor einigen Jahren in Deutſchland Molièren verletzte. Mögen ſich doch die fremden Nationen bey dieſer Gelegenheit ſagen, daß der Deutſche, ſo rechtlich und gutmüthig er

auch ſonſt ſey, noch manchmal launiſche Anwandlungen von Ungerechtigkeit habe, die er denn ganz unbewunden, als müſſe das ſo ſeyn, an Fremden wie an Landsleuten ausübt. Dergleichen geht jedoch meiſt ganz ohne Widerſpruch hin, das Falſche kann ſogar eine Zeitlang curſiren, bis ſich endlich das Wahre herſtellt, man weiß nicht wie.

Möge das alſo künftig wie bisher geſchehen; wir ergreifen dieſe Gelegenheit, um unſre Herzens- und Glaubensmeinung auszuſprechen: daß, wenn einmal Comödie ſeyn ſoll, unter denen welche ſich darin übten und hervorthaten, Molière in die erſte Claſſe und an einen vorzüglichen Ort zu ſetzen ſey. Denn was kann man mehr von einem Künſtler ſagen als daß vorzügliches Naturell, ſorgfältige Ausbildung und gewandte Ausführung bey ihm zur vollkommenſten Harmonie gelangten. Dieß Zeugniß geben ihm ſchon über ein Jahrhundert ſeine Stücke, die ja noch, obſchon ſeiner perſönlichen Darſtellung entbehrend, die talentvollſten, geiſtreichſten Künſtler aufregen, ihnen durch friſche Lebendigung genug zu thun.

Histoire de la Vie et des Ouvrages de Molière, par J. Taschereau. Paris 1828.

Genanntes Werk verdient von allen wahren Literaturfreunden aufmerkſam geleſen zu wer-

den, indem es uns näher an die Eigenſchaften und Eigenheiten eines vorzüglichen Mannes heranführt. Seinen entſchiedenen Freunden wird es auch willkommen ſeyn, ob ſie gleich deſſelben, um ihn hoch zu ſchätzen, kaum bedürften, da er ſich dem aufmerkſamen Beobachter in ſeinen Werken genugſam offenbart.

Ernſtlich beſchaue man den Miſanthrop und frage ſich, ob jemals ein Dichter ſein Inneres vollkommener und liebenswürdiger dargeſtellt habe? Wir möchten gern Inhalt und Behandlung dieſes Stücks tragiſch nennen; einen ſolchen Eindruck hat es wenigſtens jederzeit bey uns zurückgelaſſen, weil dasjenige vor Blick und Geiſt gebracht wird, was uns oft ſelbſt zur Verzweiflung bringt und wie ihn aus der Welt jagen möchte.

Hier ſtellt ſich der reine Menſch dar, welcher bey gewonnener großer Bildung doch natürlich geblieben iſt und, wie mit ſich, ſo auch mit Andern, nur gar zu gern wahr und gründlich ſeyn möchte; wir ſehen ihn aber im Conflict mit der ſocialen Welt, in der man ohne Verſtellung und Flachheit nicht umhergehen kann.

Gegen einen ſolchen iſt Timon ein bloß komiſches Süjet, und ich wünſchte wohl, daß ein geiſtreicher Dichter einen ſolchen Phantaſten darſtellte, der ſich immerfort an der Welt betrügt und es ihr höchlich übel nimmt, als ob ſie ihn betrogen hätte.

Richelieu ou la journée des Dupes, comédie historique par Le Mercier.

Genanntes Stück war ſchon 1804 bey dem erſten franzöſiſchen Theater angenommen, ſeine Erſcheinung aber bis gegenwärtig verhindert, da es denn im Druck hervortritt und gar wohl verdient, daß wir uns mit ihm beſchäftigen.

Es iſt wohl keine Frage, daß uns bey demſelben der Tartüffe einfallen müſſe, der ſich aber zu Richelieu verhält wie die Wurzel zum Cubus. Letzterer iſt ein potenziirter Tartüffe; bloß in dieſem Sinne darf man eine Vergleichung wagen, und wir unternehmen es, wär' es auch nur einiges Nützliche beyläufig zu ſagen.

Der Tartüffe des Molière erregt Haß, es iſt ein verbrecheriſcher Menſch, der Frömmigkeit und Sitte heuchelt, um eine bürgerliche Familie in jedem Sinn zu Grunde zu richten; deßhalb uns denn auch der polizeyliche Ausgang willkommen erſcheinet. Bemerke man, wie und warum in den neueſten Zeiten eben dieſes Stück hervorgerufen und hervorgehoben ward. Es geſchah, weil man es zum Nachtheil einer Claſſe Menſchen deuten konnte, die, im Stillen wirkſam, dem Staats-Haushalt ſchädlich zu werden drohte. Sehe man genau hin, ſo wird man finden, daß keineswegs das genial-äſthetiſche Verdienſt aufgefaßt und beyfällig aufgenommen wurde, es war eine gehäſſige Gegenwirkung, Parteyen regten ſich gegen einander, die eine wollte

ſchaden, die andere ſich decken; es war der immer lebendige Stoff, der, durch künſtleriſch kluge Behandlung wirkſam, ganz eigentlich vorwaltete.

Ganz anders mit Richelieu. Dieſer hat keine böſen Abſichten, die ſeine iſt vielmehr höchſt löblich; er regiert, er will am Regiment bleiben, weil er einſieht, daß unter allen Mitlebenden niemand es zu führen im Stande ſey. Durch ihn wird niemand beſchädigt, der König findet ſich geſichert gegen äußere und innere Feinde; freylich iſt beydes nicht immer mit gelinden, allgefälligen Mitteln zu bewirken. Die auswärtigen Bezüge werden lakoniſch doch hinreichend angedeutet; die innern Familienverhältniſſe ſind es, die, auf einer ſo hohen Region, mit Heiterkeit behandelt, uns in einem fortwährenden genugſamen Lächlen erhalten, welches vielleicht nie in ein Lachen, wohl aber oft in einen entſchiedenen Beyfall ausbricht. Der König bedarf eines ſolchen Rathgebers, er fühlt es, er folgt ihm; nur daß er durch die fortſtürmenden ſchwankenden Wogen der Leidenſchaften, Velleitäten und Intriguen ſeiner Umgebungen augenblicklich irre gemacht, unſicher und verlegen wird.

Die wider den Cardinal Verſchwornen ſind durchaus von der Art, daß der Leſer kein Zutrauen zu ihnen faßt; er würde auf keine Weiſe ihre Partey ergreifen, wie er doch ſonſt wohl in Schauſpielen dieſer Art auf der Seite der Unzufriedenen zu ſeyn beliebt; vielmehr pflichtet

er immer dem Cardinal bey, an dem er ſich nicht geirrt hat, denn das Stück endigt völlig befriedigend: die Zügel des Regiments bleiben in den Händen, die ſie bisher glücklich geführt, der König iſt ſeiner hohen Würde ſicher, und ſelbſt die Uebrigen, die man hier als lächerlich hintergangene Aprils-Narren (Dupes) bezeichnet, könnten ſehr zufrieden ſeyn, wenn ſie einzuſehen verſtünden, daß, wär' ihr Plan gelungen, ſie ſich in dem Augenblick unter einander entzweyt und durch unbezwingliche Leidenſchaft, Unzulänglichkeit, Selbſtſucht und Leichtſinn ſich und zugleich das Königthum zu Grunde gerichtet hätten.

Und ſo ſteht zu erwarten, jeder Gebildete, den die Literatur überhaupt und beſonders die franzöſiſche intereſſirt, werde ſich an den Charakteren und dem Wechſelwirken derſelben, an dem muſterhaften Gange des Stücks, an dem durchwaltenden Intereſſe, ſelbſt in den Auftritten die zur Einleitung dienen, und endlich an den aus dem Ganzen ſich hervorhebenden Hauptſcenen wahrhaft ergötzen. Zu bedauren möchte nur ſeyn, daß dieſes Stück nicht leicht auf das Theater gelangen kann. An Orten wo man es verſteht wird es verfänglich erſcheinen, und wo man es nicht verſteht, wird das eigentliche, wahre, gründliche Intereſſe ermangeln.

Franzöſiſches Haupttheater.

Es war löblich und der Sache angemeſſen, daß man in Paris, wo ſo viele Theater neben einander beſtanden, auch eins der ganz reinen, regelmäßigen, ſogenannten claſſiſchen Art zu erhalten trachtete. Wäre der Gedanke nicht richtig, der Vorſatz nicht lobenswürdig geweſen, wie hätte die Ausübung ſo lange lebendigen Beyfall gefunden?

Demohngeachtet fühlte man, obgleich erſt nach anderthalb Jahrhunderten, daß man, einen engen Kreis immer mehr verengend, Aufmerkſamkeit und Antheil nicht fernerhin erhalten konnte, beſonders wenn ein entſchiedenes Talent Welt und Bühne verließ, das bisher eigentlich jene herkömmlich geprieſenen Stücke erſt zu beleben und gewiſſermaßen immer neu zu erſchaffen wußte. So war denn zuletzt Talma ganz eigentlich der Kloben, woran das erſte Theater Frankreichs und der Welt im Schweben gehalten wurde.

Talma gehört nun ganz eigentlich der neuſten Welt an; ſein Beſtreben war, das Innerlichſte des Menſchen vorzuſtellen. Mit welchem leidenſchaftlichen Drang war er nicht bemüht jenes hypochondriſche Stück auszubilden, das in der arabiſchen Wüſte ſpielt, um Gefühle und

Geſinnungen auszudrücken, die einer ſolchen Oede gemäß wären.

Wir ſelbſt waren Zeuge, mit welchem Glück er ſich in eine Tyrannenſeele einzugeiſten trachtete; eine bösartige, heuchleriſche Gewaltthätigkeit auszudrücken gelang ihm zum beſten. Doch war es ihm zuletzt am Nero nicht genug; man leſe, wie er ſich mit einem Tiber des Chenier zu identificiren ſuchte, und man wird ganz das Peinliche des Romanticismus darin finden. Weil aber hiedurch das eigentlich Heroiſche, das ſich in republicaniſchem Conflict, wie bey Corneille, als Bedrängniß in höheren Ständen, wie bey Racine, oder in großen Weltbegebenheiten, wie ſie Voltaire behandelt, am kräftigſten hervorthut, nach und nach verloren ging und eine gewiſſe ſentimentale Innerlichkeit dagegen ſich einſchmeichelte; ſo folgte daraus, daß man ſich nach einer freyern Thätigkeit umſah und ein wirklich gegenſtändliches geſchichtliches Intereſſe wieder auf das Theater zu bringen trachtete.

Aelteres Herkommen.

Der Franzos will nur „Eine Criſe". Dieſes einſichtige Wort Napoleons deutet dahin, daß die Nation an eine gewiſſe einfache, abgeſchloſſene, leicht faßliche Darſtellung auf dem Theater gewöhnt war; man konnte es eine Etikette nennen, von der man ſich nicht entfernen wollte, weil man ſie zwar beengend, aber doch in einem gewiſſen Sinne bequem fand. Der

lebhafte, durch und durch ſelbſtliebige Franzos kann ſeine Neigung für eine gewiſſe Ariſtocratie nicht aufgeben. Und in dieſem Sinne hing er an der alten Anſtalt, erhielt denſelbigen Reſpect vor ſeinem Achill und Agamemnon wie vor den edlen Familiennamen, die ihm ſeine Geſchichte rühmlich vor die Ohren brachte. Es war eine Art von Cultus im Theater zu ſitzen, als mentaler Souffleur die bekannten Stücke zwiſchen den Zähnen zu murmeln und bey dieſer frommen Handlung zu vergeſſen, daß man ſich von Herzen ennüyre.

Uebergang.

Der Drang, etwas Bedeutenderes, größere Weltcharaktere, Univerſalereigniſſe auf den Brettern zu ſehen, mußte jedoch in der neuern Zeit rege werden. Wer die Revolution überlebt hat fühlt ſich in die Geſchichte hineingetrieben, er ſieht im Gegenwärtigen das Vergangene mit friſchem, die fernſten Gegenſtände heranziehendem Blick. Indeß wir Deutſchen noch immer den Conflict zwiſchen Patriciern und Zunftmännern nicht los werden, ob er gleich in unſern conſtitutionellen Staaten, wo jeder an ſeinem Platze ſich wohlſinnig und tüchtig beweiſen kann, längſt beſchwichtigt und aufgehoben iſt, gehen jene in ihre ältere, freylich durch Menſchen und Begebenheiten höchſt bedeutende Geſchichte zurück, und ſuchen die abgeſchiedenen Geſtalten auf's Theater hervorzuzaubern.

Neuere Verſuche.

Dieſes geht aber ſo unmittelbar nicht an, ſondern man dramatiſirt erſt die Geſchichte nach Bequemlichkeit, und zwar kühn genug, von der älteſten bis zur neuſten Zeit, und es darf kein Beſtrebſamer dieſes Faches dergleichen Bearbeitungen ignoriren. Hievon bezeichnen wir: La journée des barricades, les états de Blois, welchen der Tod Heinrichs III. folgen ſoll. Auch dürfen wir in gleichem Sinne Les soirées de Neuilly und Scènes contemporaines gar wohl empfehlen. Wer ſich mit dieſen Werken bekannt macht wird unſern obigen Aeußerungen wahrſcheinlich beytreten.

Fernere Schritte.

Weil nun bey ſolchen literariſchen Beſtrebungen, wie bey politiſchen Revolutionen, man erſt vor= ſodann aber rückwärts geht, und demungeachtet immer um einige Schritte weiter kommt, ſo läßt ſich ein Gleiches auch hier bemerken. Victor Hugo, auch einer von den unabhängigen jungen Leuten, die, indocil wie ſie ſind, ſich doch am Ende durch eignes Thun und Erfahren müſſen belehren laſſen, hat ſein ſchönes Talent auf ein großes unaufführbares hiſtoriſches Stück, Cromwell, verwendet und ſich dabey ſehr ſchätzenswerth bewieſen.

Hier aber kommt manches zur Sprache, worüber man ſich erſt ſpäter vereinigen wird. Jene

obgenannten dramatiſirten hiſtoriſchen Ereigniſſe ſind in Proſa geſchrieben, und das iſt auch eigentlich was eine poetiſche Annäherung an das wirkliche Leben begünſtigt; Cromwell hingegen iſt in Alexandrinern.

Hierüber unſre Gedanken zu äußern würde zu weit führen; wir behalten uns jedoch vor dieſe Angelegenheit nächſtens wieder aufzufaſſen. Wer indeſſen erfahren will, wie ſie von franzöſiſcher Seite angeſehen ſey, der nehme den ſechſten Theil der Zeitſchrift: Le Globe vor, wo es ihm zur Freude gereichen wird, ſich hierüber mit ſo heiter-umſichtigen als wohl gegründeten Männern zu unterhalten.

Faust, Tragédie de Mr. de Goethe, traduite en François par Mr. Stapfer, ornée de XVII dessins par Mr. De Lacroix.

Wenn ich die franzöſiſche Ueberſetzung meines Fauſt in einer Prachtausgabe vor mir liegen ſehe, ſo werd' ich erinnert an jene Zeit, wo dieſes Werk erſonnen, verfaßt und mit ganz eignen Gefühlen niedergeſchrieben worden. Den Beyfall den es nah und fern gefunden und der ſich nunmehr auch in typographiſcher Vollendung ausweiſ't, mag es wohl der ſeltenen Eigenſchaft ſchuldig ſeyn, daß es für immer die Entwicke-

lungsperiode eines Menſchengeiſtes feſthält, der von allem was die Menſchheit peinigt auch gequält, von allem was ſie beunruhigt auch ergriffen, in dem was ſie verabſcheut gleichfalls befangen, und durch das was ſie wünſcht auch beſeligt worden. Sehr entfernt ſind ſolche Zuſtände gegenwärtig von dem Dichter, auch die Welt hat gewiſſermaßen ganz andere Kämpfe zu beſtehen; indeſſen bleibt doch meiſtens der Menſchenzuſtand in Freud und Leid ſich gleich, und der Letztgeborne wird immer noch Urſache finden ſich nach demjenigen umzuſehen was vor ihm genoſſen und gelitten worden, um ſich einigermaßen in das zu ſchicken was auch ihm bereitet wird.

Iſt nun jenes Gedicht ſeiner Natur nach in einem düſtern Element empfangen, ſpielt es auf einem zwar mannigfaltigen jedoch bänglichen Schauplatz; ſo nimmt es ſich in der franzöſiſchen, alles erheiternden, der Betrachtung, dem Verſtande entgegenkommenden Sprache, ſchon um vieles klarer und abſichtlicher aus. Seh' ich nun gar ein Folioformat, Papier, Lettern, Druck, Einband, alles ohne Ausnahme bis zum Vollkommnen geſteigert; ſo verſchwindet mir beynahe der Eindruck, den das Werk ſonſt auch alsdann noch auf mich ausübte, wenn ich es nach geraumer Zeit wieder einmal vor mich nahm, um mich von deſſen Daſeyn und Eigenſchaften zu vergewiſſern.

Dabey iſt aber Eins beſonders merkwürdig, daß ein bildender Künſtler ſich mit dieſer Production in ihrem erſten Sinne dergeſtalt befreundet, daß er alles urſprünglich Düſtere in ihr eben ſo aufgefaßt, und einen unruhig ſtrebenden Helden mit gleicher Unruhe des Griffels begleitet hat.

Herr De Lacroix, ein Maler von unleugbarem Talent, der jedoch, wie es uns älteren von jüngeren öfters zu geſchehen pflegt, den Pariſer Kunſtfreunden und Kennern viel zu ſchaffen macht, weil ſie weder ſeine Verdienſte leugnen, noch einer gewiſſen wilden Behandlungsart mit Beyfall begegnen können, Herr De Lacroix ſcheint hier in einem wunderlichen Erzeugniß zwiſchen Himmel und Erde, Möglichem und Unmöglichem, Rohſtem und Zarteſtem, und zwiſchen welchen Gegenſätzen noch weiter Phantaſie ihr verwegnes Spiel treiben mag, ſich heimathlich gefühlt und wie in dem Seinigen ergangen zu haben. Dadurch wird denn jener Prachtglanz wieder gedämpft, der Geiſt vom klaren Buchſtaben in eine düſtere Welt geführt und die uralte Empfindung einer mährchenhaften Erzählung wieder aufgeregt. Ein weiteres getrauen wir uns nicht zu ſagen, einem jeden Beſchauer dieſes bedeutenden Werks mehr oder weniger den unſrigen analoge Empfindungen zutrauend und gleiche Befriedigung wünſchend.

Aeußerungen eines Kunſtfreundes.

Die lithographiſchen Blätter womit Herr De Lacroix die franzöſiſche Ueberſetzung des Fauſt ausgeſtattet, ſind zwar nicht ſo zart und glatt vollendet als man von den beſſern neuern Erzeugniſſen der Art zu erwarten pflegt, ſondern Entwürfe eines kunſtfertigen Malers, mit ſicherer Hand und breiter Kreide hingezeichnet. Wenn bey mehreren ſtrenge Richtigkeit der Umriſſe vermißt wird, ſo darf man mit dem Künſtler darüber nicht rechten, eben weil ſich ſeine Blätter nur als Entwürfe darſtellen; hingegen läßt ſich allen ohne Ausnahme nachrühmen, daß ſie kräftig und mit Geiſt behandelt ſind. Manche verdienen auch der glücklichen Erfindung wegen Beyfall. So iſt z. B. das Blatt wo Fauſt ſinnend in ſeinem Studierzimmer ſteht, in reicher Umgebung von allerley Geräth, einen vor ihm auf dem Tiſch liegenden Schädel betrachtend, an und für ſich, auch ohne weitere Beziehung auf das Gedicht, ein ſinnvolles gut und maleriſch angeordnetes Bild. Ein anderes Blatt, Fauſt und Wagner darſtellend wie ſie bey ſinkender Abendſonne heimkehren, der ſchwarze Pudel hinter ihnen herſchweift, dünkt uns ſehr glücklich aufgefaßt und könnte, wohl ausgeführt, ein Bild von ganz vortrefflicher Wirkung werden. — Die Scene in Auerbachs Keller, wo der auf die Erde verſchüttete Wein zur Flamme wird, iſt ganz ſo phantaſtiſch, ſo bewegt dar-

geſtellt als dieſer Gegenſtand es verlangt, und eignete ſich deßhalb zu einem Gemälde vom frappanteſten Effect. — Marthe und Margarethe, freudig und verwundert den Schmuck betrachtend, und Mephiſtopheles, der tiefe Reverenzen ziehend zu ihnen hereintritt, würde, gehörig ausgeführt, gewiß ein ſehr niedliches Bild geben. — Vorzüglich geiſtreich endlich, wiewohl weniger Bild als die genannten, ſcheinet das Blatt gerathen, wo Mephiſtopheles und Fauſt auf Zauberpferden am Hochgericht vorüberſauſen. Das Feuer, der Geiſt, der Ausdruck, womit der Künſtler dieſe wilde Scene dargeſtellt, wird zuverläſſig den Beyfall der Kenner und Kunſtrichter erhalten.

Will man dieſe Blätter mit den Verſuchen deutſcher Künſtler, Scenen aus Fauſt zu bearbeiten, vergleichen, ſo können ſie mit Ehren neben einander ſtehen. Ein Deutſcher jedoch hat alles durchgängig ernſter genommen, die Figuren mit mehr Sorgfalt und wiſſenſchaftlicher gezeichnet; einem andern, der mehr auf cykliſche Folge der Bilder geachtet, mag es gelungen ſeyn die Charaktere mit mehrerer Stetigkeit durch die ganze Reihe durchzuführen.

Elisabeth de France, tragédie par Alexandre Soumet. (Globe, Tome VI, nr. 55.)

Bey Gelegenheit dieſes, dem Schilleriſchen Don Carlos nachgebildeten Stückes ſprechen ſich

die Verfaſſer des Globe, folgendermaßen zu Gunſten der Werke unſres verewigten Freundes unbewunden aus:

„Dieſer große Dichter idealiſirt mehr als ein anderer ſeinen Gegenſtand. Ganz reflectirendes Genie, lyriſchem Träumen hingegeben, erfaßt er irgend eine Idee liebevoll; lange betet er ſie an in der Abſtraction, und bildet ſie langſam nach und nach als ſymboliſche Perſon aus, dann auf einmal mit entflammter Einbildungskraft bemächtigt er ſich der Geſchichte, und wirft den Typus hinein den er erſonnen hat. Eine Epoche, ein Ereigniß, ein Menſch wird wie durch Zauberey der Ausdruck ſeines geliebten Gedankens; wirkliche geſchichtsgemäße Thaten, Charaktere, Gefühle, Leidenſchaften und Vorurtheile jener Zeiten, alles modelt ſich nach dem Bilde das er im Grund ſeines Herzens trägt, alles bildet ſich um, indem es von da zurückſtrahlt.“

Der Raum unſrer Blätter mahnt uns abzubrechen. Jede Zeitſchrift die hier fortfährt, das ſchöne Zeugniß das ein Ausländer dem würdigen Freunde giebt, durch Ueberſetzung unſrer Nation mitzutheilen, verdient ſich gewiß den reinſten Dank.

Perkins Warbeck, drame historique, par M. Fontan. (Globe, Tome VI. Nr. 57.)

Auch hier wird unſeres Schillers, ſeines projectirten Warbeck, ſeines begonnenen Demetrius in allen Ehren gedacht, und bey Vergleichung ihm durchaus der Vorrang gegeben. Die Deutſchen welche ſich ſo lange beklagten, man nehme keine Notiz von ihnen, werden ſich auch allmählig bequemen, den Weſtländern geneigter zu ſeyn.

Dieſelbige Zeitſchrift, (Tome VI. Nr. 58.) nach Erwähnung einiger Ueberſetzungen und Nachahmungen von unſerem Wilhelm Tell, ſchließt mit folgenden Worten: Viennent maintenant les autres imitateurs: il y a encore, dans la pièce de Schiller, matière à plusieurs succès.

Idées sur la philosophie de l'histoire de l'humanité par Herder, traduit par Quinet. Paris 1828.

Die Einleitung welche der Ueberſetzer ſeiner Arbeit voraus gehen läßt, empfehlen wir gleichfalls denjenigen die Tag für Tag das Publicum mit Fremdem und Einheimiſchem bekannt zu machen verpflichtet ſind; uns hat ſie ſowohl als die Ueberſetzung ſelbſt zu ſchönen Betrachtungen Anlaß gegeben. Wir ſagen nur ſoviel: Ein vor funfzig Jahren in Deutſchland entſprungenes

Werk, welches unglaublich auf die Bildung der Nation eingewirkt hat und nun, da es ſeine Schuldigkeit gethan, ſo gut wie vergeſſen iſt, wird jetzo würdig geachtet, auch auf eine, in gewiſſem Sinn, ſchon ſo hoch gebildete Nation gleichfalls zu wirken und in ihrer nach höherer Kenntniß ſtrebenden Maſſe den menſchlichſten Einfluß auszuüben.

Wallenstein. From the German of Frederick Schiller. Edinburgh 1827.

Wenn ich oben, Seite 271., auf das Gefühl hindeutete, welches Ueberſetzungen unſrer dichteriſchen Arbeiten jederzeit erregen müſſen, ſo wird man mir gern zugeſtehen, daß ich bey einer Ueberſetzung Wallenſteins eine beynahe noch lebhaftere Empfindung in mir hervorgebracht fühle.

Während der Arbeit an dieſer höchſt bedeutenden Trilogie kam ich dem Verfaſſer nicht von der Seite. Er hatte die Gabe, über das was er vorhatte, ja ſo eben arbeitete, ſich mit Freunden beſprechen zu können. Ein wunderbares Nachgeben und Verharren lag in der Natur ſeines ewig reflectirenden Geiſtes, ſtörte ſeine Production keineswegs, ſondern regelte ſie und gab ihr Geſtalt, wie aus unſrer durch zehn Jahre geführten Correſpondenz nächſtens zu erſehen ſeyn wird.

Bracht' ich nun, nach ſeiner Vollendung, dieſes dreyfache Werk, gemeinſchaftlich mit meinem Freunde auf das Theater, erduldete ich die Unbilden aller Proben, die Mühſeligkeiten der ganzen Technik, den Verdruß, daß denn doch zuletzt nicht alles gehörig zur Erſcheinung gelangte, wohnte ich ſo mancher Vorſtellung in kritiſch dirigirendem Sinne bey, klangen zuletzt die herrlichen Worte in des Schauſpielers individuellem nicht immer rein correſpondirenden Sprachton mir vor die Ohren, wußt' ich das Gedicht auswendig; ſo wird man mir verzeihen, wenn ich ſage, daß es mir zuletzt ganz trivial und bedeutungslos ward, ſo daß ich es in vielen Jahren weder wiederſehen noch leſen mochte.

Nun aber trat es mir auf einmal in der Sprache Shakeſpear's entgegen, die große Analogie zweyer vorzüglicher Dichterſeelen ging mir lebhaft auf; es war das erſte friſche wieder, daſſelbe in einem andern, und ſo neu daß es mich wieder mit ſeiner völligen Kraft ergriff und die innerlichſte Rührung hervorbrachte. Die Vorrede iſt höchſt bedeutend, indem ein tiefes Studium der Schillerſchen Werke daraus hervorgeht. Von dem Lager, das er nicht zu überſetzen wagt, giebt er hiſtoriſche Kenntniß, den Schlußgeſang aber überſetzt er, und wir vernehmen ihn auf's Neue in fremder Sprache eben ſo aufregend wie er vor Jahren auf uns wirkte.

Des Edinburgh Review, ſodann der dortigen Foreign- und Foreign Quarterly Reviews, dürfen wir dießmal nur flüchtig erwähnen.

Dieſe Zeitſchriften, wie ſie ſich nach und nach ein größeres Publicum gewinnen, werden zu einer gehofften allgemeinen Weltliteratur auf das wirkſamſte beytragen; nur wiederholen wir, daß nicht die Rede ſeyn könne, die Nationen ſollen übereindenken, ſondern ſie ſollen nur einander gewahr werden, ſich begreifen, und wenn ſie ſich wechſelſeitig nicht lieben mögen, ſich einander wenigſtens dulden lernen. Wenn nun dießmal mehrere Geſellſchaften, welche die brittiſchen Inſeln mit dem Ausland bekannt zu machen die Abſicht haben, in ſich ſelbſt wirklich übereinſtimmend erfunden werden, ſo erfahren wir Ausländer dadurch wie man dort geſinnt iſt, wie man denkt und urtheilt. Im Ganzen geſtehen wir gern, daß ſie höchſt ernſt, aufmerkſam, mit Fleiß, umſichtig und allgemein wohlwollend zu Werke gehen; und für uns wird das Reſultat ſeyn, daß wir über unſre eigne kaum vergangene Literatur, die wir gewiſſermaßen ſchon beſeitigt haben, wiederum zu denken und neue Betrachtungen anzuſtellen genöthigt werden. Bemerkenswerth iſt beſonders die bedeutende Art, irgend einen namhaften Autor zum Grunde zu legen und das ganze Revier worin derſelbige wirkt, bey dieſer Gelegenheit zu überſchauen.

Von Wilhelm Hofmanns Werken ausgehend ſprechen ſie von der Zuläſſigkeit des Uebernatürlichen in erſonnenen Dichtungen: (On the Supernatural in fictitious Compositions). Bey den poetiſchen Leiſtungen von Ernſt Schulze kommt die Einwirkung Wielands durch Beyſpiel, die Theilnahme Bouterweks durch freundſchaftlich belehrenden Umgang zur Sprache. Ahasverus, von Klingemann, giebt Gelegenheit das neuere deutſche Trauerſpiel, ſein Beſtreben und Unternehmen darzuſtellen.

Victor Couſins philoſophiſche Fragmente geben Anlaß ungünſtig von der deutſchen Philoſophie überhaupt zu ſprechen, und ſich zuletzt für Jakobi's Gefühlslehre zu erklären. Briefe eines deutſchen Reiſenden, veranlaſſen den Referenten auf die Seite derjenigen zu treten, welche Deutſchland gern als eine große Einheit ſehen möchten und als Mittelpunct derſelben uns eine große Hauptſtadt wünſchen. Bey den Aſſaſſinen des Herrn von Hammer, denen man alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, wird bemerkt, daß er denn doch zu ſehr als Parteyſchriftſteller auftrete, und den Widerwillen gegen die neuſten geheimen Geſellſchaften in jene Zeiten hinübertrage.

Ein Aufſatz, der von einigen Schriften welche Franz Horn angehören ausgeht, beſchäftigt ſich, dieſe im Rücken laſſend, gleichfalls auf eine höchſt merkwürdige Weiſe die Labyrinthe deutſcher Denkart und Kunſt zu durchwandern

und darzuſtellen. Werners Leben und Schriften ſcheinen ſie mit dem billigſten Ernſt behandelt zu haben, aber wir geſtehen gern, daß uns der Muth fehlte jenen Complex von Vorzügen, Verirrungen, Thorheiten, Talenten, Mißgriffen und Extravaganzen, Frömmlichkeiten und Verwegenheiten, an denen wir mehrere Jahre, bey redlich menſchlicher Theilnahme, bitterlich gelitten, nochmals hiſtoriſch-kritiſch gelaſſenen Schrittes zu verfolgen.

Aber die Handelsweiſe jener Kunſtrichter fordert in vielfachem Sinne unſere Aufmerkſamkeit. Bey mannigfaltigem Abweichen deuten doch die in den Hauptpuncten übereinſtimmenden Urtheile auf eine wo nicht geſchloſſene Geſellſchaft doch auf eine Anzahl in gleichem Sinn und auf gleiche Weiſe herangewachſener Zeitgenoſſen. Bewundernswürdig iſt der redliche Fleiß, ſind die ſorgfältigen Bemühungen die ſie anwenden ſich in unſern verwickelten äſthetiſch-literariſchen Zuſtänden umzuſchauen, ſie von einem höhern Standpuncte mit Gerechtigkeit und Billigkeit zu überblicken; daher wir denn noch öfters darauf zurückzukehren hoffen dürfen.

L'Eco, Giornale di Scienze, Lettere, Arti, Commercio e Teatri. Milano.

Eine Zeitſchrift mit dieſem Jahre begonnen, empfiehlt ſich ſogleich durch ihr Aeußeres, wel-

ches einen Beweis giebt, wie hoch man jenſeits der Alpen das Publicum zu ehren wiſſe.

Wir haben die erſten 47 Blätter vor uns und können, den Mitarbeitern ſowohl wie den Redactoren, das beſte Zeugniß geben. Sie offenbaren durchaus einen reinen geiſtvoll heiteren Freyſinn, hinlängliche Ueberſicht fremder Literatur neuſten Datums, überhaupt Umſicht von hohem Standpuncte, nirgends Zwang noch Zurückhaltung im Einzelnen, aber bey ernſtem Wollen Mäßigung im Ganzen.

Sie ſind auf dem Alterthum und auf ihrer älteſten Literatur gegründet, ſodann aber vernimmt man was die Italiäner neuerlich unter ſich verkehren, was ſie dem Ausländer mittheilen möchten, was ſie von uns, mit beſonderer Gunſt angeſehnen Deutſchen, und wie ſie es brauchen können; wie ſie ſich gegen die Franzoſen, die Engländer, die Spanier verhalten. Sie zeigen Klugheit genug dafür zu ſorgen was das Publicum Tag für Tag wiſſen möchte, zugleich aber auch Aufmerkſamkeit für das höhere Wiſſenswerthe. Dieſes Blatt, auf ſolche Weiſe fortgeſetzt, wird auch dazu dienen jene Nation in Begriffen und Sprache weiter zu fördern und ihren äſthetiſchen Geſichtskreis zu erweitern.

Wer das Schwierige und Unerfreuliche der ältern italiäniſchen Proſa kennt wird übrigens hier durch die leichte Heiterkeit des Vortrags ſich überraſcht finden und ſich dabey erinnern, daß Mailand ſchon ſeit geraumer Zeit mit Flo-

renz in ſprachthümlichem Conflict liege. Dabey iſt uns der Gedanke gekommen, dieſe Blätter den Lehrern der italiäniſchen Sprache im Auslande zur Benutzung beym Unterricht zu empfehlen. Manches andere Gute was ſich bey dieſem Unternehmen ahnen und hoffen läßt, möge ſich in der Folge bewähren.

Die ſchönſten Ornamente und merkwürdigſten Gemälde aus Pompeji, Herculanum und Stabiä von W. Zahn. Berlin bey Reimer.

Was wir auch Gutes und Schönes ſchon wiederholt von den in neuern Zeiten ausgegrabenen und mitgetheilten alten Wandgemälden geſprochen haben, müßten wir jetzt doppelt und dreyfach ſteigern, wenn wir ausdrücken wollten das vorzügliche was Herr Zahn bey ſeinem hieſigen Aufenthalt vorgewieſen, was er zurückgelaſſen und was er nun ins Allgemeine darbietet.

So herrlich auch die Bilder waren, die uns vor langer Zeit in den herculaniſchen Alterthümern mitgetheilt worden, ſo hatte man ſich doch an den vielen Nachbildungen gewiſſermaßen müde geſehen; nun aber werden die großen Vorzüge jener Kunſtepoche wieder vor dem Sinn und der Einbildungskraft aufgefriſcht, indem das Alte entſchiedener dargeſtellt und vielfaches Neue mitgetheilt wird.

Wir erſuchen alle Kunſtfreunde, den überall verbreiteten Proſpectus jenes obgedachten Werkes näher zu betrachten; hauptſächlich werden die Architecten, bey den in geſegneten Friedenszeiten immer neu aus der Erde entſtehenden Gebäuden, das höchſte Intereſſe finden auch ihre Räume heiter und würdig verziert zu ſehen. Die Decorateurs haben alle Urſache hiermit ſich zu bereichern; ja wir dürfen behaupten, daß nächſtens kein ächter Tünchermeiſter dieſes Werk wird entbehren können.

Anſchließlich mag ich hier gern bemerken, daß meine alte Vorliebe für die Abbildung des Säuglings mit der Mutter, von Myrons Kuh ausgehend, (Kunſt und Alterthum II. 1. 9.) durch Herrn Zahns Gefälligkeit abermals belohnt worden, indem er mir eine Durchzeichnung des Kindes Telephus, der in Gegenwart ſeines Heldenvaters und aller ſchützenden Wald- und Berggötter an der Hinde ſäugt, zum Abſchied verehrte. Von dieſer Gruppe, die vielleicht alles übertrifft was in der Art je geleiſtet worden, kann man ſich Band 1. Seite 31. der Herculaniſchen Alterthümer einen allgemeinen, obgleich nicht genügenden Begriff machen, welcher nunmehr durch den gedachten Umriß, in der Größe des Originals, vollkommen überliefert wird. Die Verſchränkung der Glieder eines zarten ſäugenden Knaben mit dem leichtfüßigen Thierge-

bilde einer zierlichen Hinde, iſt eine kunſtreiche Compoſition, die man nicht genug bewundern kann.

Undankbar aber wäre es, wenn ich hier, wo es Gelegenheit giebt, nicht eines Oelbildes erwähnte, welches ich täglich gern vor Augen ſehe. In einem ſtill-engen, doch heiter-mannigfaltigen Thal, unter einem alten Eichbaume, ſäugt ein weißes Reh einen gleichfalls blendend weißen Abkömmling unter liebkoſender Theilnahme.

Auf dieſe Weiſe bildet ſich denn um mich, angeregt durch jene früheren Bemerkungen, ein heiterer Cyklus dieſes anmuthigen Zeugniſſes urſprünglichſter Verwandtſchaft und nothwendigſter Neigung. Vielleicht kommen wir auf dieſem Wege am erſten zu dem hohen philoſophiſchen Ziel, das göttlich Belebende im Menſchen mit dem thieriſch Belebten, auf das unſchuldigſte verbunden gewahr zu werden.

Dr. Jacob Roux über die Farben in techniſchem Sinne. 1. Heft 1824, 2. Heft 1828.

Die Zahniſchen colorirten Nachbildungen der Pompejiſchen Wandgemälde ſetzen uns, außer den glücklichen Gedanken, auch noch durch eine wohlerhaltene Färbung in Erſtaunen. Er-

wägen wir nun, daß jener Farbenſchmuck ſich durch ſo manche Jahrhunderte, durch die ungünſtigſten Umſtände klar und augenfällig erhalten, und finden dagegen Bilder der neuern Zeit, ja der neuſten, geſchwärzt, entfärbt, riſſig und ſich ablöſend, treffen wir ferner auch bey Reſtaurationen dieſer Mängel auf gar mancherley Fehler der erſten Anlage; dann haben wir allerdings den Künſtler zu loben, welcher hierüber forſchend und nachdenkend einen Theil ſeiner edlen Zeit anwendet.

Wir empfehlen obgenannte Hefte den Künſtlern um deſto mehr, als man in der neuern Zeit völlig zu vergeſſen ſcheint, daß die Kunſt auf dem Handwerk ruht, und daß man ſich aller techniſchen Erforderniſſe erſt zu verſichern habe, ehe man ein eben ſo würdiges als dauerndes Kunſtwerk hervorzubringen Anſtalt macht.

Die Bemühungen des ſorgfältigen Verfaſſers noch höher zu ſchätzen ſehen wir uns dadurch veranlaßt, daß Palmaroli, der ſich durch ſeine Reſtauration in Dresden ſo viel Verdienſte erworben, in Rom leider mit Tode abgegangen iſt; da denn Uebung und Nachdenken ſowohl über ältere Bilder, wie ſolche allenfalls wieder herzuſtellen, als über die Art den neu zu verfertigenden dauernde Kraft und Haltung zu geben, im allgemeinen beſtens zu empfehlen ſteht.

„Um die Geſchichte der neuern Malerey hat ſich Hr. C. Iken, durch zwey ſchon vor Jahren erſchienene uns aber erſt jetzt bekannt gewordene Tabellen verdient gemacht. Die eine früher herausgekommene iſt gleichſam eine Stammtafel der berühmteſten Maler vom Lehrer zum Schü- ler und weiter. Die andere ſtellt die vorzüg- lichſten Meiſter jeder Schule dar, wie ſie im Alter auf einander folgen, mit Angabe der Jahre ihrer Geburt und ihres Todes. Beyde Tafeln gewähren eine eben ſo bequeme als nützliche Ueberſicht, und wer an Kunſt und Gegenſtänden derſelben mit Ernſt und Liebe Theil nimmt, wird dieſen Tafeln an der Wand ſeines Zim- mers gerne Platz einräumen, um ſie immer vor Augen zu haben; denn allem geſunden Urtheil über Künſtler und Kunſtwerke muß doch immer die Geſchichte der Kunſt als Unterlage und Fundament dienen."

Architecture moderne de la Sicile, par J. Hittorf et Zanth. A Paris.

Wie uns vor Jahren die modernen Gebäude Roms durch Fontaine und Percier, die floren- tiniſchen durch Grandjean und Famin, die ge- nueſiſchen durch Gauthier belehrend dargeſtellt worden, ſo haben ſich, um gleichen Zweck zu erreichen, ausgebildete Männer Hittorf und

Zanth nach Sicilien begeben, und liefern uns die dortigen, beſonders von Zeitgenoſſen Michel Angelo's errichteten, öffentlichen und Privatgebäude, ſo wie auch dergleichen aus früheren chriſtlich-kirchlichen Zeiten.

Von dieſem Werke liegen uns 49 Tafeln vor Augen und wir können ſolches, ſowohl in Gefolg obgenannter Vorgänger als auch um der eignen Verdienſte willen, Künſtlern und Kunſtfreunden auf das nachdrücklichſte empfehlen. Ein reicher Inhalt, ſo charakteriſtiſch als geiſtreich dargeſtellt, auf das ſicherſte und zarteſte behandelt. Es ſind nur Linearzeichnungen, aber durch zarte und ſtarke Striche iſt Licht- und Schattenſeite hinreichend ausgedruckt, daher befriedigen ſie mit vollkommener Haltung.

Bey gewiſſen baulichen Gegenſtänden fanden die Künſtler perſpectiviſche Zeichnung nöthig, und dieſe machen den angenehmſten Eindruck; etwas Eigenthümlich-Charakteriſtiſches der ſicilianiſchen Baukunſt tritt hier hervor, wir wagen es nicht näher zu bezeichnen; und bemerken nur Einzelnes.

Beym Eintritt in die dießmal gelieferten Meſſiniſchen Paläſte ſieht man ſich in einem Hofe von hohen Wohnungen umkränzt; wir empfinden ſogleich Reſpect und Wohlgefallen; der Baumeiſter ſcheint dem Hausherrn einen anſtändigen Lebensgenuß zugeſichert zu haben; man iſt in einer grandioſen aber nicht allzuernſten Umgebung. Das Gleiche gilt von den Klöſtern

und andern öffentlichen Gebäuden; man iſt von allem Düſtern, Drückenden durchaus befreyt, und dieſe Gebäude ſind ihrem Zweck völlig angemeſſen.

Noch eine zweyte allgemeine Bemerkung ſtehe hier: Nicht leicht hat irgendwo eine edle Bildhauerkunſt der Einbildungskraft ſo viel Antheil an ihren Werken geſtattet als wie in Sicilien, deßwegen ſie auch ſchwer zu beurtheilen ſind.

Statuen von Menſchen, Halbmenſchen, Thieren und Ungeheuern, Basreliefs mythologiſcher und allegoriſcher Art, Verzierungen architektoniſcher Glieder, alles überſchwenglich angebracht, beſonders bey Brunnen, die bey ihrer Nothwendigkeit und Nutzbarkeit auch den größten Schmuck zu verdienen ſchienen. Wer an Einfalt und ernſthafte Würde gewöhnt iſt, der wird ſich in dieſen mannigfaltigen Reichthum kaum zu finden wiſſen, wir aber konnten ihm an Ort und Stelle nicht ungünſtig ſeyn; und ſo erfreut es uns, mit ganz außerordentlicher Sorgfalt hier dieſe ſonderbaren Werke dargeſtellt zu ſehen und die architektoniſche Zierlichkeit ihrer Profile ſowohl als die üppige Fülle ihrer Verzierungen zu bewundern. Denn ſo lange die Einbildungskraft von der Kunſt gebändigt wird, giebt ſie durchaus zu erfreulichen Gebilden Anlaß; dahingegen wenn Kunſt ſich nach und nach verliert, der regelnde Sinn entweicht und das Handwerk mit der Imagination allein bleibt, da nehmen ſie unaufhaltſam den Weg, welcher,

wie ſchon in Palermo der Fall iſt, zum palagoniſchen Unſinn nicht Schritt vor Schritt, ſondern mit Sprüngen hinführt.

Architecture antique de la Sicile, par Hittorf et Zanth.

Von dieſem Werke ſind 31 Tafeln in unſern Händen; ſie enthalten die Tempel von Segeſte und Selinunt, geographiſche und topographiſche Charten, die genauſten architektoniſchen Riſſe und charakteriſtiſche Nachbildungen der wunderſamen Basreliefe und Ornamente, zugleich mit ihrer Färbung, und erheben uns zu ganz eigenen neuen Begriffen über alte Baukunſt. Früheren Reiſenden bleibe das Verdienſt die Aufmerkſamkeit erregt zu haben, wenn dieſe Letzteren, begabt mit mehr hiſtoriſch-kritiſchen und artiſtiſchen Hülfsmitteln, endlich das Eigentliche leiſten was zur wahren Erkenntniß und gründlichen Bildung zuletzt erfordert wird.

Mit Verlangen erwarten wir die Nachbildungen der Tempel zu Girgent, beſonders aber hinlängliche Kenntniß von den letzten Ausgrabungen, wovon uns einige Blätter in Oſterwalds Sicilien ſchon vorläufige Kenntniß gegeben und ein einzelner Theil in einem landſchaftlichen Gemälde dargeſtellt die angenehmſten Eindrücke verleiht, die wir in folgendem näher ausſprechen.

Südöſtliche Ecke des Jupiter-Tempels von Girgent, wie ſie ſich nach der Ausgrabung zeigt, Oelbild von Herrn von Klenze, Königlich Bayeriſchem Ober-Baudirector.

Ein Gemälde nicht nur des Gegenſtandes wegen für den Alterthumsforſcher belehrend, ſondern auch befriedigend ja erfreulich dem Kunſtfreund, wenn er das Werk bloß als Landſchaft betrachtet.

Die Luft mit leichtem Gewölk iſt recht ſchön, klar, gut abgeſtuft; die Behandlung deſſelben beweiſt des Meiſters Kunſtfertigkeit; nicht weniger Lob verdient auch die gar zierlich fleißig und geſchmackvoll ausgeführte weite Küſtenſtrecke des Mittelgrundes. Vorn im Bilde liegen die coloſſalen Tempelruinen mit ſolcher Präciſion der Zeichnung, ſolcher auf das Weſentliche im Detail verwendeten Sorgfalt ausgeführt, wie es nur von einem im Fach der Architektur-Zeichnung vielgeübten Künſtler zu erwarten iſt. Der ſo glücklich in dem geſchmackvollen Ganzen reſtaurirt aufgeſtellte Coloß giebt der mächtigen Ruine eine ganz originelle Anmuth. Ein ſchlanker, an der Seite der Tempelruine aufgewachſener Oelbaum charakteriſtiſch, ſehr zart und ausführlich in ſeinem Blätterſchlag, eine Aloe und in der Ecke rechts noch verſchiedene Fragmente von der Architektur des Tempels, ſtaffiren durchaus zweckmäßig den nächſten und allernächſten Vordergrund.

Das Verdienſtliche verſchiedener Theile dieſer Malerey wird am beſten gelobt und am treffendſten bezeichnet wenn man ſagt, daß es an Elzheimers Arbeiten erinnere.

Der Oppenheimer Dom. Sechſte Lieferung.

Die Bemühungen des Herrn Galeriedirectors Müller zu Darmſtadt, das Andenken auch dieſes bedeutenden Documentes altdeutſcher Baukunſt zu erhalten, finden wir treulich fortgeſetzt, und freuen uns das Arbeiten in Zink zu dieſem Zwecke in ſo hohem Grade förderlich zu ſehen. Iſt die architektoniſche Ausführung höchſt befriedigend, ſo ſetzen die gemalten Fenſter mit ihren alleräußerſten Einzelnheiten in Verwunderung; hält man ſie gegen das Licht, ſo thun ſie eine überraſchend anziehende Wirkung. Mit zwey Lieferungen ſoll noch zu Ausgang dieſes Jahres das Werk geſchloſſen ſeyn. Schreitet nun das Boiſſeréeſche über den Cöllner Dom und das Molleriſche über den Freyburger ſeiner Vollendung zu, ſo werden wir endlich zu dem klarſten Anſchauen gelangen, wie in einer düſter-unruhigen Zeit die coloſſalſten Conceptionen zu den höchſten Zwecken und dem frömmſten Wirken ſich in der Baukunſt hervorthaten, und in der ungeeigneteſten Weltepoche Maß und Harmonie ihr Reich zu befeſtigen und zu erweitern trachteten.

Verzeichniß der von Speck'ſchen Gemälde-Sammlung. Herausgegeben vom Beſitzer derſelben. 1827.

„Die Sammlung iſt ſehr anſehnlich und beſteht in 188 Gemälden, faſt durchgängig Werke berühmter Meiſter, und einer bedeutenden Anzahl Gypsabgüſſe der geſchätzteſten Denkmale des Alterthums. Ein und zwanzig Abbildungen von Gemälden, theils radirte Blätter, theils Steindrücke, ſind alleſammt ſorgfältig und reinlich behandelt; man erkennt in den meiſten den Charakter der Maler wieder, deren Bilder ſie in Erinnerung bringen ſollen. Am beſten gelungen ſcheinen 1. das Bildniß einer alten Frau, halbe Figur, nach van der Helſt; und 2. Bruſtbild eines Kloſtergeiſtlichen, nach Rubens; auch 3. Landſchaft nach Ruysdael (n. 112 der Sammlung). Dieſes ſind lithographiſche Blätter. Als eine reinliche kräftige wohlgerundete Arbeit dieſes Fachs iſt auch das dem Verzeichniß vorgeſetzte Bildniß von Grevedon, in Paris gezeichnet, anzuführen. Unter den radirten Blättern ſpricht eine Landſchaft nach H. Carracci den Freund der Kunſt am meiſten an."

Umriſſe nach alt-italiäniſchen und altdeutſchen Gemälden, im Beſitze von C. F. Wendelſtädt, Inſpector am Städelſchen Kunſtinſtitut zu Frankfurt a. M.

„Funfzehn Blätter nach eben ſo vielen Gemälden welche Hr. Wendelſtädt beſitzt, und von C. Hoff mit vieler Sorgfalt und Ausdruck des Charakters der Maler gezeichnet. Zwar können wir von den Gemälden ſelbſt nicht Rechenſchaft geben, aber die vorliegenden radirten Abbildungen laſſen von denſelben ſehr viel Gutes vermuthen. Sie werden zum Theil mit höchſt ehrenwerthen Namen bezeichnet, wie Fra Filippo Lippi, Albr. Dürer, Fra Giov. Angelico da Fieſole, Giov. Bellini; ſelbſt Rafael und Tizian ſind von der Geſellſchaft.“

Bildniſſe ausgezeichneter Griechen und Philhellenen, von Krazeiſen. Erſtes Heft. München 1828.

Die billigſte Forderung eines auf die Tagsereigniſſe aufmerkſamen Publicums iſt wohl die: ſeine Zeitgenoſſen die ſich bedeutende Namen erwarben, in wohlgetroffenen Bildniſſen vor ſich zu erblicken. Und in dieſem Sinne werden die hier eingeleiteten Hefte gewiß willkommen ſeyn. In Steindrücken guter Art, wie man von München her gewohnt iſt, giebt ſie uns ein Mann,

der an Ort und Stelle die in unſren Tagen oft und vielfach genannten Männer begrüßen und zeichnen konnte. Ihre Bildniſſe, welche wohlgetroffen ſcheinen, weil ſie uns individuelle und zu einem gewiſſen Charakter zuſammenſtimmende Züge darſtellen, fangen ſchon mit dem zweyten Hefte an ſich zu paaren, um wahrſcheinlich in der Folge in Maſſen aufzutreten: wilde Berghelden mit turbanähnlichem Hauptſchmuck, Waffen im Gürtel und ſonſt verbrämt genug: Kollokotroni und Nikitas. Ernſte, einfach gekleidete, Zutrauen erweckende Schiffer mit Dioskuren-Mützen: Tombaſi und Konduriotis. Hülfsritter in weſtlichen Uniformen: Gordon und Haſting; hübſche, gebildete Leute. Sämmtliche Porträte kommen der Einbildungskraft phyſiognomiſch zu Hülfe, und wenn alle die achtzehn zuſammen ſind, werden uns die personae dramatis gar entſcheidend vor Augen ſtehen. Auch der Schauplatz wird uns klärer, da ſonſt keine Einbildungskraft die verwickelten Localitäten ſich erſchaffen könnte. Dießmal ſehen wir die nur durch Hunger bezwingliche Burg Palamides über Napoli di Romania und das Hafenfort Bourdzi vor der eben genannten Stadt, die wir neugierig ſind auch im Bilde kennen zu lernen.

Eunomia, von Dr. Carl Iken. 3 Bände. Grimma 1827.

Genanntes Buch ſchlagen wir gegenwärtig lieber auf als zur Epoche da es uns zuerſt dargeboten war. Wer mochte wohl in den Tagen der grimmigſten Anarchie an verdiente Perſonen denken, die der Nation von jeher Ehre machten, da man gerade dieſe unterdrückt, verfolgt und von aller Einwirkung ausgeſchloſſen wußte.

Jetzt da ein edler, von den allerhöchſten Mächten begünſtigter Gouverneur den Seeraub nach außen, den wucherlichen Raub nach innen zu vertilgen bemüht iſt, fängt man an nach jenen Perſönlichkeiten und Verhältniſſen ſich wieder zuverſichtlich umzuſchauen, Uebergewicht und Einwirkung der Beſſern unſern Wünſchen und Hoffnungen gemäß endlich erwartend.

Tauſend und Eine Nacht. Deutſch. Breslau 1827. Zweyte Auflage.

Der Kunſtfreund erblickt hier merkwürdige, durch beſondere Aufmerkſamkeit des Verlegers zugefügte Titelblätter, gezeichnet von Herrn von Schwind in Berlin, in Holz geſchnitten von dem Engländer Watts.

Es möchte ſchwer ſeyn die guten Eigenſchaften dieſer Arbeiten in wenig Worte zu faſſen. Sie ſind als Vignetten zu betrachten, welche

mit einem geſchichtlichen Bildchen den Titel zieren, dann aber arabeskenartig an beyden Seiten herauf- und herabgehen, um ihn anmuthig einzufaſſen.

Wie mannigfaltig-bunt die Tauſend und Eine Nacht ſelbſt ſeyn mag, ſo ſind auch dieſe Blätter überraſchend abwechſelnd, gedrängt ohne Verwirrung, räthſelhaft aber klar, barok mit Sinn, phantaſtiſch ohne Carricatur, wunderlich mit Geſchmack, durchaus originell, daß wir weder dem Stoff noch der Behandlung nach etwas Aehnliches kennen.

Tauſend und Ein Tag. Morgenländiſche Erzählungen, nach von der Hagens Ueberſetzung. Sieben Bände. Prenzlau 1828.

Die Einbildungskraft in ihrer ausgedehnten Beweglichkeit ſcheint zwar kein Geſetz zu haben, vielmehr wie ein wacher Traum hin und her zu ſchwanken; aber genau beſehen wird ſie auf mannigfaltige Weiſe geregelt: durch Gefühl, durch ſittliche Forderungen, durch Bedürfniß des Hörers, am glücklichſten aber durch den Geſchmack, wobey die Vernunft ihre edlen Gerechtſame leitend ausübt.

Schon an den funfzehn Bänden der Tauſend und Eine Nacht findet ſich eine große Abſtufung des Inhalts, der Bewegung, des Vortrags, und eben jener geheimen Bedingungen,

denen die Einbildungskraft im Stillen huldigt. Nun veranlaßt uns der Tauſend und Ein Tag jene Betrachtungen durch andere Zeiten und Völkerſchaften fortzuſetzen. Der Stoff ſcheint unerſchöpflich, die Behandlung willkührlich. Indeſſen iſt doch ein gewiſſer Kreis geſchloſſen, deſſen Räume und Kennzeichen näher zu beleuchten den forſchenden Geiſt unterhält, während der müßige Hörer als Zeitvertreib das Ueberlieferte mehr oder weniger theilnehmend an ſich vorübergehen läßt.

Wir wünſchen auch dieſer Sammlung eine zweyte Auflage und dürfen ſie hoffen, da ſie den ausländiſchen Gehalt in gar gutem deutſchen Styl vorträgt; und da würde es ganz beſonders angenehm ſeyn, wenn der Prenzlauer Verleger, dem Breslauer nacheifernd, mit Holzſchnitten obgemeldter Art das Werk zu ſchmücken die Aufmerkſamkeit haben möchte.

Vorzüglichſte Werke von Rauch, Text von Wagner. Zwey Lieferungen. Berlin 1827.

Es war als eine ſchöne Belohnung ernſtlich und unausgeſetzt ſtrebender Künſtler anzuſehen, daß zu der Zeit da ihre Landsleute ſich im Krieg durch große Thaten verherrlichten, auch ſie im Falle waren durch meiſterhafte Bildwerke den Dank zu beurkunden, welchen die Nation für ſo große Verdienſte ſchuldig zu ſeyn mit fröhlichem

Enthuſiasmus ausſprach. Hier iſt vor allem die Plaſtik gemeint und wir erfreuen uns nunmehr der vorgemeldeten Abbildungen.

Kaum hatte ſich Deutſchland von dem beſchwerlichſten Druck erholt, kaum war es zu dem Wiederbeſitz mancher geraubten Kunſtſchätze gelangt, als man ſchon in Roſtock und Breslau den Gedanken verfolgen konnte den gefeyerten Helden der Zeit im Bilde aufzuſtellen. Vorgemeldetes Heft läßt uns nun vorerſt erfahren, was in Berlin zu Ehren der Generale Bülow und Scharnhorſt geſchah. Die Geſtalten beyder hat der Künſtler zwar in Uniformen und Kleidungen neuſter Zeit, durch geſchmackvolle Behandlung jedoch, und beſonders durch den Faltenwurf der Mäntel, mit einem kunſtgemäßen Styl zu ſchmücken gewußt. Hiebey wollen wir bemerken, daß in den dieſen Statuen beygefügten Basreliefen im antiken Sinne ideelle allegoriſche Geſtalten dem neueren Leben angeeignet worden.

Denn wir haben ſogleich von dem Uebergang in das Reelle, welches einer ausgebildeten Kunſt auch gut anſteht, und von einem großen Basrelief zu reden, welches am Piedeſtal der Blücheriſchen Statue, die nunmehr in Berlin aufgerichtet ſteht, befindlich uns durch die beſondere Gunſt des Künſtlers nunmehr in einem wohlgerathenen Abguß vor Augen gebracht iſt. Wir wollen nicht läugnen daß in einer Darſtellung der Art, uns die wir immer in ſolchem

Falle das alterthümliche Koſtum vor uns zu ſehen gewohnt ſind, im Anfange das völlig Moderne gewiſſermaßen auffallend geweſen; da aber alles, die Gewänder zumal, mit Geſchmack und lobenswürdiger Beobachtung der Flächen behandelt iſt, wir überdem auch nunmehr länger als ein Halbjahr daran hin- und hergehen, ſo ſind wir gewiſſermaßen in die Denkweiſe des Volks eingeweiht, das ſich nun ebenfalls eine gute Zeit daran hin- und herbewegt und nicht ſowohl fragt was die Figuren bedeuten, ſondern was und wer ſie ſeyen, ſich erfreut Portraite und National-Phyſiognomien darauf zu finden, ſich die Geſchichte vorerzählt oder erzählen läßt, und das Symboliſche das dergleichen Kunſtwerke immer behalten, doch zuletzt erklärlich und faßlich findet.

Der Beweis davon ergiebt ſich uns ſchon lange ſo oft vor den uns gegönnten Abguß ein Beſchauer das erſtemal hintritt. Der Anblick erregt Erſtaunen und Bewunderung, man glaubt etwas Verworrenes vor ſich zu erblicken. Wiſſensluſt, Neugierde folgt hierauf, man entwickelt ſich ſelbſt die Gruppen, aber man verlangt doch gar bald ein ausgeſprochenes Wort, um den Sinn vollkommen zu faſſen. Nun haben wir uns hiezu eine faßliche Formel gebildet, welche freylich in Gegenwart des Kunſtwerkes mannigfache Anwendung erleidet, aber ſo wie wir ſie niedergeſchrieben nicht mitzutheilen iſt.

Im Ganzen iſt's nicht möglich den Augen ein anmuthigeres Räthſel darzubieten, welches an Ort und Stelle durch die Reihenfolge der Bilder ſich befriedigend auflöſen muß.

Für das Geſellſchaftszimmer Ihro K. H. der Frau Kronprinzeß von Preußen hat Herr Profeſſor Tieck funfzehn Statuen, etwa halbe Lebensgröße, ausgeführt, welche, gehörig aufgeſtellt, einer günſtigen Wirkung nicht ermangeln werden. Die Gegenſtände ſind aus der erſten und zweyten Epoche der griechiſchen Mythologie. Eine Caſſandra haben wir hier vor Augen, an der man das Studium der Natur in dem Sinne der Antiken mit Vergnügen gewahr wird. Scheu und Anmuth finden ſich in dieſem Bilde weislich vereinigt, ſo daß das Tragiſche der Situation ſich zwar noch immer durchahnen läßt, aber eine eher wohlgefällige als bängliche Empfindung erregt. Alle zuſammen im Complex, mit architektoniſcher Klugheit aufgeſtellt, können einer ſchönen und zugleich prächtigen Wirkung nicht verfehlen.

Façaden zu Stadt- und Landhäuſern, von C. A. Menzel. 4 Hefte. Berlin 1828.

Dieſes Werk, in deſſen letztem Hefte auch Entwürfe zu Kirchen enthalten ſind, macht uns

mit dem geiſtreichen Zögling einer geiſtreichen Schule bekannt. Es wird Meiſtern und Jüngern willkommen ſeyn. Bey einer unleugbaren Gründlichkeit gewährt es heitere Blicke auf das was in Städten und auf dem Lande wünſchenswerth wäre; und wir dürfen es den Bau- und Verzierungskünſtlern zu Beurtheilung und Anwendung gar wohl empfehlen.

Sodann bemerken wir, daß für die innere Ausſtattung ſolcher Häuſer jene durch Herrn Zahn neuerlich wieder lebhaft angeregte Verzierungsweiſe römiſcher Privatgebäude höchſt paſſend würde erfunden werden.

Verzeichniß der geſchnittenen Steine in dem Königlichen Muſeum der Alterthümer zu Berlin. 1827.

Vorſtehenden Titel führt eine im Auszug abgefaßte deutſche Ueberſetzung der von Winkelmann franzöſiſch herausgegebenen Description des pierres gravées du feu Baron de Stosch. Florence 1749., nach welcher gegenwärtig noch die ganze Sammlung der Originale geordnet iſt, und ihr zu Folge auch die Sammlung der davon genommenen Abdrücke, welche von Carl Gottlieb Reinhardt gefertigt und in zierlichen Kaſten auf das ſchicklichſte gereiht, zu nicht geringer Erbauung vor uns ſtehen.

Es ſind deren bey vierthalbtauſend, und ſchon iſt der Künſtler im Falle ſehr viel mehr den Lieb-

habern mitzutheilen. Die Königl. älteren Sammlungen werden gleichfalls hinzugefügt, nicht weniger was von Marchand und Pichler herrührt. Die bedeutende Sammlung des Prinzen Heinrich von Preußen, mitgetheilt durch Bildhauer Wichmann, desgleichen was ſich im Beſitz des Dr. Partey, Banco-Director Döbler, Geheimerath Kohlrauſch befindet und befand, und gar manches andere ward angeſchloſſen, um die Sammlung auf eine ungemeine Weiſe zu bereichern. Auch verfertigt der Künſtler Paſten von allen dieſen, nicht weniger Paſten von modellirten Profil-Portraiten, indem ſolche vorher durch die Maſchine ins Kleine gebracht worden. Bei der großen Förderung welche die Künſte aller Art gegenwärtig in Berlin erfahren, und bey dem reichen Zufluß von Kunſtwerken ſteht zu erwarten, daß die Sammlung des Herrn Reinhardt in Kurzem dem Liebhaber den reichſten Schatz zur Auswahl darbieten werde.

Granitarbeiten in Berlin.

Die Granitgeſchiebe mannigfaltiger Art, welche ſich bald mehr bald weniger zahlreich in den beyden Marken beyſammen oder vertheilt finden, wurden ſeit ohngefähr acht Jahren bearbeitet und architektoniſch angewendet, und der Werth dieſer edlen Gebirgsart, wie ſie von den Alten hochgeſchätzt worden, auch nunmehr bey

uns anerkannt. Der erſte Verſuch ward bey dem Piedeſtal von Luthers Standbilde gemacht, ſodann verfertigte man daraus die Poſtamente an der in Berlin neuerbauten Schloßbrücke. Man fing nun an weiter zu gehen, große Geſchiebe zu ſpalten und aus den gewonnenen Stücken Säulenſchäfte zu bearbeiten, zugleich Becken von ſechs Fuß Diameter; welches alles dadurch möglich ward, daß man ſich zur Bearbeitung nach und nach der Maſchine bediente. Die beyden Steinmetzmeiſter Wimmel und Trippel haben ſich bis jetzt in dieſen Arbeiten hervorgethan. Piedeſtale, Grabmonumente, Schaalen und dergleichen wurden theils auf Beſtellung, theils auf den Kauf gefertigt.

Vorgemeldete Arbeiten waren meiſtens aus den Granitmaſſen welche ſich um Oderberg verſammelt finden gefertigt. Nun aber unternahm Herr Bauinſpector Cantian eine wichtigere Arbeit. Der große Granitblock auf dem Rauhiſchen Berge bey Fürſtenwalde, der Markgrafenſtein genannt, zog die Aufmerkſamkeit der Künſtler an ſich, und man trennte von demſelbigen ſolche Maſſen, daß eine für das königl. Muſeum beſtimmte Schaale von 22 Fuß Durchmeſſer daraus gefertigt werden kann. Zum Poliren derſelben wird man hinreichende Maſchinen anwenden und durch die Vervollkommnung derſelben es dahin bringen, daß die zu edler Meublirung ſo nothwendigen Tiſchplatten um einen billigen Preis können gefertigt werden.

Von allen dieſen liegen umſtändliche Nachrichten in unſern Händen, wir enthalten uns aber ſolche abdrucken zu laſſen, weil wir hoffen können, daß das Berliner Kunſtblatt uns hievon nach und nach in Kenntniß ſetzen werde. Indeſſen fügen wir zu näherem Verſtändniß des Vorhergehenden folgendes hinzu.

Der Markgrafenſtein auf dem Rauhiſchen Berge bey Fürſtenwalde, von Julius Schoppe an Ort und Stelle gezeichnet und von Tempeldey lithographirt.

Es iſt von nicht geringer Bedeutung, daß uns dieſer Granitfels in ſeiner ganzen coloſſalen Lage vor Augen erhalten wird, ehe man ihn, wie jetzt geſchieht, zu obgedachten Arbeiten benutzte. Er liegt auf dem linken Spreeufer ſechs Meilen von Berlin aufwärts, Fürſtenwalde gegenüber, und, verhältnißmäßig zu jenen Gegenden, hoch genug, bei 400 Fuß über der Meeresfläche, und zwar nicht allein, ſondern es finden ſich in deſſen Nähe noch zwei andere, ein ſchon bekannter und ein erſt neuerlich entdeckter. Der Gipfel der Rauhiſchen Berge, ungefähr dreyhundert Schritte nördlich von dem Markgrafenſtein, erhebt ſich 450 Fuß über das Meer.

Das Dorf liegt niedriger, auf einem lettenreichen Plateau, deſſen Boden gegen den Fluß nicht allmählig abhängend iſt, ſondern, unge-

fähr auf halbem Wege, ſehr beſtimmt und ſcharf über dem mittlern Waſſerſtand des Fluſſes abſetzt. Dieſe untere Ebene beſteht aus ächt märkiſchem Sand. Dieſes linke Ufer iſt auf- und abwärts reich an kleineren Granitblöcken.

Dieſe Gegend iſt höchſt merkwürdig, da eine ſo bedeutende Höhe hier vorwaltet und die Spree von ihrem Weg nach der Oder zu dadurch abgelenkt ſcheint.

Hierüber dürfen wir nun von Herrn Director Klöden, in Fortſetzung ſeiner Beyträge zur mineralogiſchen und geognoſtiſchen Kenntniß der Mark Brandenburg, die ſicherſten Aufklärungen erwarten, wie wir ihn denn um Plan und Profil jener Gegenden erſuchen möchten. Glücklich würden wir uns ſchätzen, wenn Granit hier wirklich in ſeiner Urlage anſtehend gefunden würde, und wir uns der beſcheidenen Auflöſung eines bisher allzuſtürmiſch behandelten wichtigen geologiſchen Problems näher geführt ſähen.

Elfenbeinarbeiten in Berlin.

Ein Künſtler, Namens G. Gerber, iſt uns durch Arbeiten in Elfenbein auf eine angenehme Weiſe bekannt worden.

Es iſt der Natur gemäß, daß da wo die Kunſt lebhaft waltet, wo ihre erſten Fundamente tüchtig gelegt ſind, ſie nachher über alle Arten von Stoff ſich verbreitet und, wenn ſie ſich be-

quem in dem nachgiebigen Thon auszudrücken erlangt hat, ſodann auch den härteſten Edelſtein nicht ſcheut um denſelben mit Geſtalt noch ferner zu veredlen.

Die Elfenbein-Arbeiten ſind in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch Porzellan- und Biscuit-Figuren, auch durch andere Stoffe und auf andere Weiſe vertrieben worden, und doch iſt die Maſſe welche uns die Elephantenzähne darbieten, eine der angenehmſten für den Blick, der leichteſten für die Behandlung.

Wenn wir nun auch keine Götterbilder darin mehr aufzuſtellen haben, ſo möge es uns genug ſeyn, wenn obgenannter Künſtler uns wieder auf eine gefällige Weiſe daran erinnert; und da der Seelenfreund die Geſtalten verehrter, geliebter Perſonen gern in jedem Material erblickt, ſo hat es uns durchaus wünſchenswerth geſchienen, dasjenige was wir zunächſt in Erz, in Eiſen, Biscuit und ſonſt erhaben gebildet vor uns ſehen, durch die kunſtreiche Technik des obengenannten Mannes, in Elfenbein, und, wenn man will, überſetzt vor Augen zu haben.

Phyſiognomiſche Skizzen der Gebrüder Henſchel.

Es wäre ungerecht über die Miniaturverſuche dieſer immerfort betriebſamen Männer zu ſchweigen; denn ſie bringen uns ſo eben, im allerkleinſten Format, den allgemein verehrten und geliebten Naturforſcher, in Geſtalt eines Leh-

renden, und ſo viele Unterrichtete noch immer Lernbegierige, nach antiker Weiſe, ganz eigentlich zu ſeinen Füßen. Wir ſind verlangend auf die Folge dieſer Abbildungen und wünſchen nur daß ſie durchaus mit gleichem Fleiß und Glück mögen durchgeführt werden.

Programm zur Prüfung der Zöglinge der Gewerbſchule, von Director Klöden. Berlin 1828.

Schon mehrere Jahre bewundern und benutzen wir die durch Herrn Beuth herausgegeben Muſterblätter, welche mit ſo viel Einſicht als Aufwand zum Vortheil der preußiſchen Gewerbſchulen verbreitet worden; nun erfahren wir, daß abermals 37 Kupfertafeln für Zimmerleute, 9 Vorlegeblätter für angehende Mechaniker, beyde Werke mit Text ausgegeben werden. Gedachtes Programm belehrt uns von der umfaſſenden Sorgfalt, womit jener Staat ſich gegen die unaufhaltſam fortſtrebende Technik unſrer Nachbarn ins Gleichgewicht zu ſtellen trachtet, und wir haben die Wirkſamkeit eines ſolchen Unterrichtes auch an einigen der Unſern erfahren, welche man dort gaſtlich aufzunehmen die Geneigtheit hatte.

In der Kürze, wie wir uns zu faſſen genöthigt ſind, dürfen wir ſodann ausſprechen, daß von jenen Anſtalten um deſto mehr zu hoffen iſt,

als ſie auch auf Kunſt gegründet ſind; denn nur dadurch kann das Handwerk immer an Bedeutung wachſen. Indem es alles und jedes hervorzubringen in Stand geſetzt, zu dem Nützlichen durchaus befähigt wird, verherrlicht es ſich ſelbſt, wenn es nach und nach auch das Schöne zu erfaſſen, ſolches auszudrücken und darzuſtellen ſich kräftig beweiſt.

In Berlin iſt nunmehr eine ſo große Maſſe guten Geſchmacks, daß der falſche Noth haben wird ſich irgend hervorzuthun; und eben jene Gewerbsanſtalt, auf höhere Kunſtanſtalten gegründet, ſelbſt höhere Kunſtanſtalt, iſt durchaus in dem Falle den reineren Sinn durch vollendete techniſche Darſtellung zu begünſtigen.

Carl Lehmann's Buchbinderarbeiten.

Wenn typographiſch allgemach die Bücher ſich ſteigern, darf wohl auch der Buchbinder ehrenvoll als Künſtler hervortreten. Und wie auf der Kupferplatte ſich der Drucker nennt, wenn er aus der Maſſe der Handwerker ſich auszuzeichnen den Muth hat, ſo finden wir neuerlich den Buchbinder, ſich entweder beſcheiden inwendig auf kleiner Etikette, oder zuverſichtlicher außen am unteren Rande des Rückens mit goldenen Buchſtaben anmeldend. Daher zeigt ſich denn an dem Saum des Prachtbandes unſers

Fauſt der Name Simier, relieur du Roi, in Gold-ſchrift gar zierlich aufgedruckt.

Von obgenanntem, ſorgfältig und geſchmackvoll arbeitenden Landsmanne haben wir mehreres zur Hand, was mit engliſchen und franzöſiſchen Einbänden gar wohl wetteifern könnte, und wir finden den inwendig beygefügten Namen um ſo ſchicklicher, als der Arbeiter dadurch ſich ſelbſt das Zeugniß giebt, er habe nicht allein ſchon längſt Gutes geleiſtet, ſondern auch künftig dürfe man ſeiner Firma das beſte Zutrauen gönnen.

Alfred Nicolovius über Goethe. Erſter Theil. Leipzig 1828.

Wenn es gleich wunderlich ſcheinen möchte, daß ich ein mich ſo nahe angehendes Werk in dieſem Verfolg berühre, ſo ergiebt ſich's doch im Lebensgange ganz natürlich, da ich daſſelbe von vorgelobtem Künſtler höchſt ſchön gebunden vor mir ſehe.

Iſt es mehr oder weniger bedenklich, an dasjenige was man gethan und geleiſtet in ſpäteren Jahren erinnert zu werden, ſo iſt es wohl noch apprehenſiver, wie man auf andere gewirkt und wie man von ihnen durch Rückwirkung gefördert, geſtört und gehindert worden, gewiſſermaßen protocollirt zu ſehen. Ein mir ſehr werther, von der Natur wohl begabter nahver-

wandter junger Mann hat das Intereſſe gehabt obgenanntes Buch zu ſammeln, um dadurch in Wohlmeinung mit Herrn Varnhagen von Enſe zu wetteifern. Ich geſtehe aufrichtig, daß ich nur flüchtig hineinblicken durfte; denn wer möchte gern Rechnungen früherer Jahre und die einzelnen Poſten des Credit und Debet wieder durchſehen, wenn man das Summa Summarum längſt gezogen, den Verluſt verſchmerzt und den Gewinn verzehrt hat. Möge es dem Herausgeber und allen wohlwollenden Leſern glücklich und nach Wunſch gelingen aus dieſem Conflict von Meinungen, dieſem Widerſtreit von Lob und Tadel, zu eignem Nutzen und Frommen, ſich irgend ein heilſames Reſultat endlich zu gewinnen.

Vor wenigen Seiten waren wir veranlaßt von drey wackern Künſtlern zu reden, welche, von unſerm Fauſt aufgeregt, ihr Talent gar verſchiedentlich offenbaren wollen. Hier aber nehmen wir Gelegenheit ihre Namen als Zeugniſſe einer ehrenvollen Theilnahme zuſammen auszuſprechen. Es ſind die Herren Cornelius, Retſch und de Lacroix, denen ein vierter, Herr Nauwerk aus Neuſtrelitz, mit einem zweyten Hefte ſeiner gleichmäßigen Darſtellungen freundlich ſich zugeſellt. Wir haben ſchon in dem vorigen Stücke Seite 155 u. f. ſeiner in Ehren gedacht und können von dem gegenwärtigen Hefte verſichern, daß hier ſowohl im Kräf-

tigen als im Maleriſchen, wie auch an deutlicher Ausführung gewonnen worden, auch der Ausdruck lebendiger und geiſtvoller ſey.

So ward uns denn dieſe Sendung zur Veranlaſſung obgemeldete ſämmtliche Bemühungen ſo wie einzelne Arbeiten, als von den Herren Näke und Schnorr, vor uns aufzulegen und mit einander zu vergleichen, wodurch denn das Verhältniß eines jeden beſondern Talentes zu dem Gedicht, ſodann aber auch zu ſeinen Mitkünſtlern ſich hervorthut. Die daraus ſich ergebenden Betrachtungen ſind für den Kunſtfreund angenehm-bedeutend und wir möchten in der Folge vielleicht geneigt ſeyn ſie mitzutheilen.

Helena in Edinburg, Paris und Moskau. The Foreign Review No. II. 1828. p. 430. Le Globe Tom. VI. No. 34. p. 209. Der Moskowiſche Bote No. 21. 1827. S. 79. Hier ſtrebt nun der Schotte das Werk zu durchdringen; der Franzoſe es zu verſtehen; der Ruſſe ſich es anzueignen. Und ſo hätten die Herren Carlyle, Ampère und Schewireff, ganz ohne Verabredung, die ſämmtlichen Kategorien der möglichen Theilnahme an einem Kunſt- oder Naturproduct vollſtändig durchgeführt. Das Weitere hierüber zu verhandeln ſey unſern wohlwollenden Freunden überlaſſen. Sie werden, das Ineinandergreifen jenes dreyfachen nie

ſcharf zu trennenden Strebens bemerkend und bezeichnend, uns über die mannigfaltigſten äſthetiſchen Einwirkungen aufzuklären erwünſchte Gelegenheit davon hernehmen.

Das Hinſcheiden der Maria, von Schooreel.

„So wie das Vorbild eines der ſchätzbarſten Stücke jener nunmehr an Ihro des Königs von Bayern Majeſtät übergegangenen Boiſſeréeſchen Sammlung zu achten geweſen, ſo ſchließt ſich auch dieſes lithographirte Nachbild an die beſten bisher mitgetheilten Blätter ungezweifelt an.

Das figurenreiche und beſonders mit ſchön und fleißig behandelten Nebenwerken faſt überſchwenglich ausgeſtattete Ganze iſt vom lithographiſchen Zeichner mit Geiſt und zugleich mit gewiſſenhafter Pünctlichkeit auf den Stein übergetragen. Die geſättigten dunkeln Partien ſind von großer Kraft; zumal läßt der vorn dem Beſchauer den Rücken entgegenwendende Mann, der den Keſſel mit Weihwaſſer tragen hilft, nichts zu wünſchen übrig, bringt eine gewiſſe Haltung und Abſtufung im Ganzen hervor, die um ſo mehr gerühmt werden muß, als eines der Hauptverdienſte des Schooreelſchen Gemäldes in dem bewundernswürdig hellen und warmen Colorit beſteht, wodurch die ganze Compoſition in allen

ihren Theilen angenehm verbunden wird, eine Sache, die freylich weder Steindruck noch Kupferſtich vollſtändig anzudeuten vermag.“

Ankündigung eines bedeutenden Kupferſtichs.

„Der ausgezeichnete Kupferſtecher Toſchi, gegenwärtig Director der Kunſtakademie zu Parma, hat unternommen auf einer großen Platte Raphaels berühmte Kreuztragung, il Spasimo di Sicilia genannt, in Kupfer zu ſtechen. Durch Gefälligkeit der Kunſthandlung Artaria und Fontaine zu Mannheim, in deren Verlag das Blatt erſcheinen wird, iſt uns ein Abdruck zu Geſichte gekommen, welcher zeigt wie weit die Arbeit des Kupferſtechers bereits gediehen iſt, auch was vom Ganzen nach deſſen Vollendung in etwa zwey Jahren zu hoffen ſeyn möchte.

Die Luft und der landſchaftliche Hintergrund ſind beynahe fertig; faſt vollendet iſt ſodann die ſchöne weibliche Figur die zuvorderſt rechts im Bilde kniet, die hinſinkende Madonna ſtützen hilft und ihr den Schleier vom Geſichte weghebt; an der Madonna ſelbſt, der M. Magdalena, dem Johannes, dem kreuztragenden Erlöſer und einigen andern ſind die Gewänder theils angelegt, theils weiter und noch weiter gebracht, einige wenige Stellen ſogar bis aufs Letzte ausgeführt. Man kann demnach aus dieſem Probedruck alle Stufengrade der Arbeit ſehen und

beurtheilen, mit ſicherer Hoffnung daß das Blatt eines der ſchätzbarſten ſeyn und ſich ehrenvoll den vortrefflichſten Leiſtungen der neuern Kupferſtecherkunſt an die Seite ſtellen werde. Raphaels reiner Styl der Zeichnung iſt in den Geſtalten von Herrn Toſchi treulich wiedergegeben, eben ſo das geiſtreich Belebte des Ausdrucks, die herrlichen Gewänder, die ſchöne Wirkung breiter Maſſen von Hell und Dunkel, alles mit Kraft, Zartheit und erforderlicher Abwechslung der Striche behandelt. Wir haben den ältern Kupferſtich von dieſer Kreuztragung, welchen Cunego, vielleicht nicht nach dem Originalgemälde von Raphael in Spanien, ſondern, wie zu vermuthen iſt, nach einer in Rom vorhandenen alten Copie verfertigt, mit der von Herrn Toſchi begonnenen Arbeit zuſammengehalten und zwiſchen beyden Blättern einen allerdings ſehr großen Unterſchied zu Gunſten der neuern Arbeit wahrgenommen.

Drey engliſche Taſchenbücher. Derſ. S. 311.
Gutmann und Gutweib. Altſchottiſche Ballade. . . . . d. H. — 318.
Nationelle Dichtkunſt. . . Derſ. — 321.
Gerhard's Wila. . . . Derſ. — 321.
Fräulein von Jacob. . . Derſ. — 324.
Bowring, Servian poetry . Derſ. — 325.
La Guzla . . . . . Derſ. — 326.
Rizo Neroulos, cours de littérature grèque moderne. . . . Derſ. — 329.
Iken, Leukothea. . . . Derſ. — 342.
Kind, neugriechiſche Lieder. Derſ. — 343.
Rheſa, lithauiſche Volkslieder. Derſ. — 345.
Wolff's Egeria, italiániſche Volkslieder. . . . . . Eingereicht. — 346.
von Holtei, Gedichte in ſchleſiſcher Mundart. . . . Desgl. — 351.
Kaſtelli's Gedichte in nieder-öſtreichiſcher Mundart. . . d. H. — 355.
Altböhmiſche Dichtkunſt. . Derſ. — 355.
Pentazonium Vimariense. . Derſ. — 356.
Die Muſe dem Könige, Auslegung des Gedichtes . . . Derſ. — 362.
Portrait Ihro Königl. Hoheit der Frau Großherzogin von Sachſen-Weimar-Eiſenach . . . Derſ. — 368.
Dramatiſche Vorleſungen. Eckermann. — 370.
Franzöſiſches Schauſpiel in Berlin, der Herausg. meiſt bis zu Ende. — 376.
Vie de Molière . . . . — 378.
Richelieu, Comédie . . . — 380.
Pariſer Haupttheater . . . — 383.
Dramatiſirte Geſchichte. Cromwell, von Victor Hugo. . . . . — 386.
Fauſt, franzöſiſche Prachtausgabe. — 387.
Elisabeth de France, tragédie . . — 391.
Perkins Warbeck, drame historique . — 393.
Idées de Herder. . . . . — 393.

Wallenstein of Fr. Schiller . . S. 394.
Edinburgh Reviews . . . — 396.
L'Eco, Giornale milanese . . — 398.
Neuſtes von Pompeji durch Zahn. — 400.
Roux über Farben . . . -- 402.
Iken, Tabellen. . . . . . — 404.
Hittorf und Zanth über Sicilien — 404.
Klenze, Landſchaft . . . — 408.
Oppenheimer Dom . . . — 409.
Speck's Gemälde-Sammlung . — 410.
Wendelſtädt, Umriſſe . . . — 411.
Griechen und Philhellenen . . — 412.
Eunomia, von Iken . . . — 413.
Holzſchnitte zu Tauſend u. Einer Nacht. — 413.
Tauſend und Ein Tag. . . — 414.
Berliner Denkmale: Bülow und Scharnhorſt. . . . . . — 415.
Marſch auf Paris, Basrelief v. Rauch. — 415.
Heroiſche Statuen, von Tieck. . — 416.
Façaden zu Stadt- und Landhäuſern, von Menzel. . . . . . — 418.
Reinhard, Stoſchiſche u. andre Paſten. — 419.
Granit-Arbeiten . . . . . — 420.
Der Markgrafenſtein bey Fürſtenwalde — 422.
Elfenbein-Arbeiten. . . . . — 423.
Phyſiognomiſche Skizzen der Gebrüder Henſchel . . . . . . — 424.
Programm der Gewerbſchule, von Dir. Klöden. . . . . . . — 425.
Carl Lehmann, Buchbinder-Arbeiten. — 426.
Alfr. Nicolovius über Goethe. . — 427.
Nauwerk, Bilder zu Fauſt . . — 428.
Helena in Edinburg, Paris u. Moskau — 429.
Das Hinſcheiden d. Maria, v. Schooreel — 430.
Die Kreuztragung, nach Raphael. — 431.

Art. 127k (6,3

Ueber

Kunſt und Alterthum.

Von

Goethe.

Aus ſeinem Nachlaß herausgegeben

durch

die Weimariſchen Kunſtfreunde.

Drittes Heft des ſechſten und letzten Bandes.

Inhalt.

Künſtleriſche Behandlung landſchaftlicher Gegenſtände (von Goethe und Meyer) . . . . . . S. 433.
Siegesglück Napoleons nach Appiani (von Goethe und Meyer) . . — 454.
Ueber Goethe's Coloſſalbildniß von David (von Meyer) . . . — 482.
Aus Italien an Goethe
a) aus Villa Pliniana (von Fr. v. Müller) . . . . — 492.
b) aus Pompeji (von Fr. Förſter) — 494.
Epochen geſelliger Bildung (von Goethe) . . . . . . — 496.
Le livre des Cents - et Un (von Goethe) — 499.
Für junge Dichter (von Goethe) . — 516.
Ueber Subject und Object in der Kunſt (von Schulz und Goethe) . . — 521.
Im Sinne der Wanderer (von Varnhagen von Enſe) . . . . . — 533.

Art. 127 k/6,3

Kunſt und Alterthum.

Ueber

Kunſt und Alterthum.

Von

Goethe.

Aus ſeinem Nachlaß herausgegeben
durch
die Weimariſchen Kunſtfreunde.

Drittes Heft des ſechſten und letzten Bandes.

Hierbey ein vollſtändiges Regiſter zum 5. und 6. Bande.

Stuttgart,
in der Cotta'ſchen Buchhandlung.

1832.

Wb 67/1722

„Ob Er auch ſchied — Er lebt uns fort,
Für Ihn fließt keine Zeit:
Sein geiſtreich ausgeſprochnes Wort
Wirkt für die Ewigkeit.“

Jhro Kaiſerlichen Hoheit

Frauen

Maria Pawlowna

Großherzogin von Sachſen=Weimar=Eiſenach

Großfürſtin aller Reußen

ehrfurchtsvoll gewidmet

von

den Herausgebern.

Euere Kaiſerliche Hoheit

haben mitten in den Tagen der eignen tiefſten Trauer um Goethe's Verluſt ſeine Freunde durch großartige Theilnahme aufgerichtet, durch die Gewißheit, daß alles was zu treuer Pflege ſeiner geiſtigen Verlaſſenſchaft geſchehen könnte, Allerhöchſtdero Beyfalls und kräftiger Unterſtützung ſich erfreuen dürfte, beruhigt, und durch die thätigſte Förderung ſolchen Strebens ermuntert.

Sie haben ganz namentlich für Vollendung und Herausgabe des gegenwärtigen Schlußheftes von Kunſt und Alterthum, womit der Verewigte ſelbſt ein langjährig ſchönes Verhältniß zu der literariſchen Welt abzuſchließen gedachte, Sich lebhaft zu intereſſiren geruht.

Könnten wir daher wohl dieſen Blättern einen höhern Schmuck, eine bleibendere Bedeutung zuwenden, als wenn wir um gnädigſte Erlaubniß zu bitten wagen, ihnen Allerhöchſtdero Namen vorſetzen zu dürfen? Fürwahr es bedarf nicht erſt unſeres Zeugniſſes, daß die vertrauensvoll innige Zuneigung,

daß die zarte, liebevolle Aufmerkſamkeit und Fürſorge Euerer Kaiſerlichen Hoheit und Allerhöchſtihro erhabenen Gemahls, des Großherzogs unſeres gnädigſten Herrn Königliche Hoheit, die letzten Lebensjahre Goethe's auf eine Weiſe erheitert und erfriſcht haben, welcher allein es gelingen konnte, Ihm, der über ein halbes Jahrhundert hindurch in der Achtung und Freundſchaft eines unvergeßlichen Fürſtenpaares ſo köſtlichen Schatz beſeſſen, den ſeines Herzens würdigſten Erſatz zu gewähren. Aber wir handeln treu im Sinne des großen Abgeſchiedenen, wenn wir dieſe letzten

Früchte ſeiner literariſchen Thätigkeit der dankbarſten Erinnerung an Euerer Kaiſerlichen Hoheit Huld und Gnade zu weihen unternehmen. Wohl kann keine irdiſche Macht den Genius hervorrufen oder ſein Wiedererſcheinen gebieten; frey und unerwartet, wie das Glück, wie alles Schönſte und Edelſte im Leben, iſt ſein Erſcheinen, und ſein ſchöpferiſches Wirken. Doch die ſegensvollen Keime und Saaten die er ausſtreut, mit frommer Hand zu pflegen und zu ſchirmen, und was aus ihnen Gutes und Würdiges hervorgeht, hochſinnig zu fördern, zu unterſtützen, durch ſeelenvolle Würdi-

gung zu ſteigern — dieß iſt das erhabene Ziel, das Euere Kaiſerliche Hoheit verfolgen und welches die ehrfurchtsvollen Wünſche aller treuen Vaterlandsfreunde ſegnen.

Und auf ſolche Weiſe iſt zugleich es Euerer Kaiſerlichen Hoheit vorbehalten, Goethen das ſchönſte, das ſeiner Sinnesweiſe zuſagendſte Monument zu ſtiften; denn es ſichert das Fortwirken ſeines Geiſtes gerade in dem Lande, an dem Orte, wo er ſeine eigentliche Heimath fand und zu welchem noch nach Jahrhunderten, aus Nähe und Ferne, die

Tradition einer einzig großen Vergangenheit dankbare Geſchlechter hinziehen wird.

Wir unterzeichnen uns in tiefſter Ehrfurcht als

Euerer Kaiſerlichen Hoheit

Weimar, den 22. Septbr. 1832.

allerunterthänigſte.

Die Herausgeber.

Künſtleriſche Behandlung landſchaft-licher Gegenſtände.

Den nachfolgenden Aufſatz über die Kunſt in landſchaftlichen Darſtellungen laſſen wir gebührendermaßen gleich die erſte Stelle in gegenwärtigem Heft einnehmen, weil ihn Goethe noch ſelbſt für daſſelbe entworfen, an der wirklichen Ausarbeitung aber durch den Tod gehindert worden. Iſt dieſe kleine Schrift auch lückenhaft, wie ſolche ſich unter dem Nachlaß unſers großen dahingeſchiedenen Freundes vorfand, ſo bleibt ſie nichts deſtoweniger eine dem verſtändigen Kunſtliebhaber ſchätzbare, zu weiterm fruchtbringenden Nachdenken aufregende Arbeit. Allerwärts offenbart ſich gründliche

Sachkenntniß im Bunde mit einem hellen, eindringenden, das Ganze umfaſſenden und beherrſchenden Geiſt.

Der eigentlichen Abhandlung über landſchaftliche Darſtellungen war ein Blatt beygelegt, welches zwar wahrſcheinlich früher geſchrieben, doch ſeinem Inhalt nach ſich auf dieſelbe zu beziehen ſcheinet und ihr daher ſchicklich vorangeht. Weil aber das Fragmentariſche in Goethe's Schrift zwiſchendurch Erklärungen nöthig zu haben ſchien, ſo iſt überall, was urſprünglich zum Manuſcript des Meiſters gehört, durch vorgeſetzte Häkchen von den Zuſätzen unterſchieden.

„Den größten Fehler unterlaſſener Mittheilung habe begangen, daß ich geglaubt: es müſſe alles recht folgerecht einem Jeden zukommen, anſtatt daß aus dem Folgerechteſten ſich Jedermann doch nur zueignet was ihn anmuthet."

„Und ſo mögen Einzelnheiten hier gegeben ſeyn, wie ich ſie gegenwärtigen und abweſen-

den Freunden mitgetheilt oder von ihnen em=pfangen.“

Bildende Kunſt.

„Toro Farneſe=Hieron.“

Unſers Wiſſens gibt es kein antikes Denk=mal von einiger Größe und ausgezeichnetem Kunſtverdienſt, welches einen Hiero darſtellet; daher möchte zu vermuthen ſeyn, der Verfaſ=ſer habe von der wunderſchönen Münze des zweyten Hiero, welche auf dem Avers ein herr=liches Haupt des Neptunus, auf dem Revers einen geſchmackvoll verzierten Dreyzack zeigt, zu handeln ſich vorgenommen.

„Tizian kennend die Philoſtrate.“

Scheinet ſich hauptſächlich auf landſchaft=liche Darſtellungen von Tizian und vornehm=lich auf die Staffagefiguren in denſelben zu be=ziehen, von denen ſich allenfalls behaupten läßt: ſie ſeyen verwandten Geiſtes mit jenen

Gemälden, welche wir bey Philoſtratus be-
ſchrieben finden; auf die großen hiſtoriſchen Bilder und Bildniſſe von Tizian aber wäre ſolches nicht anwendbar.

„Tiepolo's Peſt."

„Iſaac Major. Einen gewiſſen großen obgleich nicht geläuterten Sinn."

„Knüppelbrücke und ſchlechten Forſthaushalt."

Beydes ohne Zweifel veranlaßt durch Kupferſtiche der genannten Meiſter, welche Goethe beſaß und hochſchätzte.

„Der Künſtler peinliche Art zu denken."

„Woher abzuleiten."

„Der ächte Künſtler wendet ſich auf's Bedeutende, daher die Spuren der älteſten landſchaftlichen Darſtellungen alle groß, höchſt mannigfaltig und erhaben ſind."

„Hintergrund in Mantegna's Triumphzug."

„Tizians Landſchaften.“

„Das Bedeutende des Gebirgs, der Gebäude beruht auf der Höhe;

„Daher das Steile.“

„Das Anmuthige beruht auf der Ferne;

„Daher von oben herab das Weite.“

„Hiedurch zeichnen ſich aus, alle die in Tyrol, im Salzburgiſchen und ſonſt mögen gearbeitet haben.“

Breughel, Jodocus Momper, Roland Savery, Iſaac Major haben alle dieſen Charakter.

„Albrecht Dürer und die übrigen Deutſchen der älteren Zeit haben alle mehr oder weniger etwas Peinliches, indem ſie gegen die ungeheuern Gegenſtände die Freiheit des Wirkens verlieren, oder ſolche behaupten, inſofern ihr Geiſt groß und denſelben gewachſen iſt.“

„Daher ſie bey allem Anſchauen der Natur, ja Nachahmung derſelben, ins Abenteuerliche gehen, auch manierirt werden.“

„Bey Paul Brill mildert ſich dieſes, ob er gleich noch immer hohen Horizont liebt und es im Vordergrund an Gebirgsmaſſen und in dem Uebrigen an Mannigfaltigkeit nie fehlen läßt.“

Das beſte der uns bekannt gewordenen Oelgemälde des Paul Brill (er hat auch mehrere große Werke in Freſco ausgeführt) befindet ſich in der florentiniſchen Galerie und ſtellet eine Jagd von Rehen und wilden Schweinen dar. Den Farbenton in dieſem Bilde möchten wir kühl nennen, er drückt frühe Morgenzeit recht wohl aus und ſtimmt daher vortrefflich zu den ſtaffirenden Figuren. Das Landſchaftliche, die Gegend, iſt ſchön gedacht, einfach, großartig und gleichwohl gefällig; Licht und Schatten wußte der Künſtler zweckmäßig zu vertheilen und erzielte dadurch eine ruhige, dem Auge angenehme Wirkung; die Behandlung iſt zwar fleißig, doch weder geleckt noch peinlich; ein ſanfter Lufthauch ſcheinet durch die Bäume zu ziehen und ſie leicht zu bewegen;

das Gegenſtück iſt, wiewohl geringer, doch ebenfalls ein Werk von Verdienſten, und ſtellet eine wilde Gegend dar, wo ein Waldſtrom zwiſchen Felſen und Geſtein ſich ſchäumend durchdrängt.

„Eintretende Niederländer.“

„Vor Rubens.“

„Rubens ſelbſt.“

„Nach Rubens.“

„Er, als Hiſtorienmaler, ſuchte nicht ſowohl das Bedeutende als daß er es jedem Gegenſtand zu verleihen wußte; daher ſeine Landſchaften einzig ſind. Es fehlt auch nicht an ſteilen Gebirgen und gränzenloſen Gegenden, aber auch dem ruhigſten, einfachſten, ländlichen Gegenſtand weiß er etwas von ſeinem Geiſte zu ertheilen und das Geringſte dadurch wichtig und anmuthig zu machen.“

Zum beſſern Verſtändniß des Vorſtehenden über Rubens gedenken wir hier einer ſchätzbaren Landſchaft deſſelben im Palaſt Pitti zu Florenz. Sie ſtellt die Heuerndte dar, iſt keck,

meiſterhaft behandelt, ſchön erfunden, gut colorirt mit kräftiger, keineswegs mißfälliger Wirkung des Ganzen. Kundige Beſchauer nehmen indeſſen mit Erſtaunen in dem Werk eines Künſtlers wie Rubens die unrichtige Austheilung des Lichtes wahr, denn auf eine Baumgruppe vorn rechter Hand im Bilde, fällt ſolches rechts ein; alles übrige, die ſtaffirenden Figuren nicht ausgenommen, iſt von der entgegengeſetzten Seite beleuchtet.

„Rembrandts Realism in Abſicht auf die Gegenſtände.“

„Licht, Schatten und Haltung ſind bey ihm das Ideelle.“

„Bologneſiſche Schule.“

„Die Carracci.“

„Grimaldi.“

„Im Claude Lorrain erklärt ſich die Natur für ewig.“

„Die Pouſſins führen ſie ins Ernſte, Hohe, ſogenannte Heroiſche.“

„Anregung der Nachfolger.“

„Endliches Auslaufen in die Portrait-Landſchaften.“

Es ſpringt in die Augen, daß Goethe's Aufſatz hier abgebrochen, übrigens auch als bloßer Entwurf nicht in allen Theilen vollendet iſt, indem, nach dem heroiſchen Styl, welchen Nicolaus und Caſpar Pouſſin in die landſchaftlichen Darſtellungen gebracht, auch des Anmuthigen, Idyllenmäßigen in den Werken des Joh. Both, des Ruysdael, des Dujardin, Potter, Berghem, van der Neer und Anderer Erwähnung hätte geſchehen ſollen. Wir unternehmen jedoch nicht darüber etwas hinzuzufügen, weil ſolches eine beſondere umſtändliche Abhandlung erforderte; und ſo folge nun, ohne weiteres Erörtern, Goethe's zweyter, freylich auch nicht vollendeter, doch in einigen Theilen ſchon mehr ausgeführter Aufſatz über denſelben Gegenſtand. —

Landſchaftliche Malerey.

„In ihren Anfängen als Nebenwerk des Geſchichtlichen.“

Sehr einfach, oft ſogar bloß ſymboliſch, wie z. B. in manchen Bildern des Giotto, auch wohl in denen des Orgagna und andern.

„Durchaus einen ſteilen Charakter, weil ja ohne Höhen und Tiefen keine Ferne intereſſant dargeſtellt werden kann.“

Das Steile, Schroffe herrſcht ſelbſt in Tizians Werken, da wo er Felſen und Gebirge malt, noch vor; ſo ebenfalls bei Leonardo da Vinci.

„Männlicher Charakter der erſten Zeit.“

„Die erſte Kunſt durchaus ahnungsreich, deshalb die Landſchaft ernſt und gleichſam drohend.“

„Forderung des Reichthums.“

„Daher hohe Standpunkte, weite Ausſichten.“

„Beyſpiele.“

„Breughel.“

„Paul Brill; dieſer ſchon höchſt gebildet, geiſtreich und mannigfaltig. Man ſehe ſeine zwölf Monate in ſechs Blättern und die vielen andern nach ihm geſtochenen Blätter.“

„Jodocus Momper, Roland Savery.“

„Einſiedeleyen.“

Zu den Einſiedlern oder Einſiedeleyen ſind auch wohl J. Muzians Heilige in Wildniſſen dargeſtellt zu rechnen, welche Corn. Cort in ſechs bekannten ſchönen Blättern in Kupfer ſtach.

„Nach und nach ſteigende Anmuth.“

„Die Carracci.“

„Dominichino.“

Albani, Guercino, Grimaldi und ihnen an poetiſchem Verdienſt im landſchaftlichen Fach nicht nachſtehend, P. Fr. Mola und J. Bapt. Mola, auch wäre J. Bapt. Viola hier noch zu nennen.

„Claude Lorrain.“

„Ausbreitung über eine heitere Welt. Zart=

heit. Wirkung der atmoſphäriſchen Erſchei-nungen aufs Gemüth.“

Joh. Both.

Herman Swaneveldt.

Poelemburg.

„Nicol. Pouſſin.“

„Caſpar Pouſſin.“

„Heroiſche Landſchaft.“

„Genau beſehen eine nutzloſe Erde. Ab-wechſelndes Terrain ohne irgend einen gebau-ten Boden.“

„Ernſte, nicht gerade idylliſche, aber ein-fache Menſchen.“

„Anſtändige Wohnungen ohne Bequem-lichkeit.“

„Sicherung der Bewohner und Umwoh-ner durch Thürme und Feſtungswerke.“

„In dieſem Sinn eine fortgeſetzte Schule, vielleicht die einzige von der man ſagen kann, daß der reine Begriff, die Anſchauungsweiſe der Meiſter, ohne merkliche Abnahme überlie-fert worden.“

Felix Meyer von Winterthur iſt zwar kei=ner der hochberühmten Meiſter, allein wir neh=men Anlaß deſſelben hier zu gedenken, weil mehrere ſeiner Landſchaften mit wahrhaft Pouſ=ſineſkem Geiſt erfunden ſind; doch iſt die Aus=führung meiſtens flüchtig, das Colorit nicht hei=ter genug. Auch eines wenig bekannten Ma=lers aus derſelben Zeit, oder etwas früher, liegt uns ob zu gedenken: Werdmüller von Zü=rich; ſeine höchſt ſeltenen Arbeiten halten in Hinſicht auf Reichthum und Anmuth der Ge=danken ungefähr die Mitte zwiſchen denen des Fr. Mola, Grimaldi und Cl. Lorrain, und wenn ſie von Seite des Colorits nicht an die blühende Heiterkeit der letztern reichen, ſo ſind ſie doch darin dem Mola und Grimaldi wenig=ſtens gleich zu ſchätzen.

Meiſter welche in landſchaftlichen Darſtel=lungen dem Geſchmack der beyden Pouſſins ge=folgt ſind.

„Glauber.“

„Franz Milet.“

„Franz von Neve.“

„Seb. Bourdon.“

„Uebergang aus dem Ideellen zum Wirklichen durch Topographien.“

„Merians weit umherſchauende Arbeiten.“

„Beyde Arten gehen noch nebeneinander.“

„Endlich, beſonders durch Engländer, der Uebergang zu den Veduten.“

„So wie beym Geſchichtlichen zur Portraitform.“

„Neuere Engländer, an der großen Liebhaberey zu Claude und Pouſſin noch immer verharrend.“

„Sich zu den Veduten hinneigend, aber immer noch in der Compoſition an atmoſphäriſchen Effecten ſich ergötzend und übend.“

„Die Hackertſche klare ſtrenge Manier ſteht dagegen; ſeine merkwürdigen, meiſterhaften Bleyſtift- und Federzeichnungen nach der Natur, auf weiß Papier, um ihnen mit Sepia Kraft und Haltung zu geben.“

„Studien der Engländer auf blau und grau

Papier mit ſchwarzer Kreide und wenig Paſtellfarbe, etwas nebuliſtiſch; im Ganzen aber gut gedacht und ſauber ausgeführt."

Der Verfaſſer zielet hier auf einige ſchätzbare Zeichnungen engliſcher Landſchaftmaler, welche er während ſeines Aufenthaltes in Rom an ſich brachte und die noch gegenwärtig unter den von ihm nachgelaſſenen Kunſtſchätzen ſich befinden.

I.

„Als ſich die Malerey in Weſten, beſonders in Italien von dem öſtlichen Byzantiniſchen mumienhaften Herkommen wieder zur Natur wendete, war, bey ihren ernſten großen Anfängen, die Thätigkeit blos auf menſchliche Geſtalt gerichtet, unter welcher das Göttliche und Gottähnliche vorgeſtellt ward. Eine kapellenartige Einfaſſung ward den Bildern allenfalls zu Theil, und zwar ganz der Sache angemeſſen, weil ſie ja in Kirchen und Kapellen aufgeſtellt werden ſollten."

„Wie man aber bey weiterem Fortrücken der Kunſt ſich in freyer Natur umſah, ſollte doch immer auch Bedeutendes und Würdiges den Figuren zur Seite ſtehen; deshalb denn auch hohe Augpunkte gewählt, auf ſtarren Felſen vielfach übereinander gethürmte Schlöſſer, tiefe Thäler, Wälder und Waſſerfälle dargeſtellt wurden. Dieſe Umgebungen nahmen in der Folge immer mehr überhand, drängten die Figuren ins Engere und Kleinere, bis ſie zuletzt in dasjenige was wir Staffage nennen, zuſammenſchrumpften. Dieſe landſchaftlichen Tafeln aber ſollten, wie vorher die Heiligenbilder, auch durchaus intereſſant ſeyn und man überfüllte ſie deshalb nicht allein mit dem, was eine Gegend liefern konnte, ſondern man wollte zugleich eine ganze Welt bringen, damit der Beſchauer etwas zu ſehen hätte und der Liebhaber für ſein Geld doch auch Werth genug erhielt. Von den höchſten Felſen, worauf man Gemſen umherklettern ſah, ſtürzten Waſſerfälle zu Waſſerfällen hinab, durch Ruinen und

Gebüſch. Dieſe Waſſerfälle wurden endlich benutzt zu Hammerwerken und Mühlen; tiefer hinunter beſpülten ſie ländliche Ufer, größere Städte, trugen Schiffe von Bedeutung, und verloren ſich endlich in den Ocean. Daß dazwiſchen Jäger und Fiſcher ihr Handwerk trieben und tauſend andere irdiſche Weſen ſich thätig zeigten, läßt ſich denken; es fehlte der Luft nicht an Vögeln, Hirſche und Rehe weideten auf den Waldblößen, und man würde nicht endigen, dasjenige herzuzählen, was man dort mit einem einzigen Blick zu überſchauen hatte. Damit aber zuletzt noch eine Erinnerung an die erſte Beſtimmung der Tafel übrig bliebe, bemerkte man in einer Ecke irgend einen heiligen Einſiedler. Hieronymus mit dem Löwen, Magdalene mit dem Haargewand fehlten ſelten."

II.

„Tizian, mit großartigem Kunſtgeſchmack überhaupt, fing, in ſofern er ſich zur Land=

ſchaft wandte, ſchon an mit dem Reichthum ſparſamer umzugehen; ſeine Bilder dieſer Art haben einen ganz eignen Character. Hölzerne, wunderlich über einander gezimmerte Häuſer, mittelgebirgige Gegenden, mannigfaltige Hügel, anſpülende Seen, niemals ohne bedeutende Figuren, menſchliche, thieriſche. Auch legte er ſeine ſchönen Kinder ohne Bedenken, ganz nackt, unter freyen Himmel ins Gras."

III.

„Breughels Bilder zeigen die wunderſamſte Mannigfaltigkeit: gleichfalls hohe Horizonte, weit ausgebreitete Gegenden, die Waſſer hinab bis zum Meere; aber der Verlauf ſeiner Gebirge, obgleich rauh genug, iſt doch weniger ſteil; beſonders aber durch eine ſeltnere Vegetation merkwürdig: das Geſtein hat überall den Vorrang, doch iſt die Lage ſeiner Schlöſſer, Städte höchſt mannigfaltig und characteriſtiſch, durchaus aber iſt der ernſte Character

des ſechzehnten Jahrhunderts nicht zu verkennen.“

„Paul Brill, ein hochbegabtes Naturell. In ſeinen Werken läßt ſich die oben beſchriebene Herkunft noch wohl verſpüren, aber es iſt alles ſchon froher, weitherziger und die Charactere der Landſchaft ſchon getrennt: es iſt nicht mehr eine ganze Welt, ſondern bedeutende, aber immer noch weit greifende Einzelnheiten.“

„Wie trefflich er die Zuſtände der Localitäten, des Bewohnens und Benutzens irdiſcher Oertlichkeiten gekannt, beurtheilt und gebraucht, davon geben ſeine zwölf Monate in ſechs Blättern das ſchönſte Beyſpiel. Beſonders angenehm iſt zu ſehen, wie er immer zwey auf zwey zu paaren gewußt, und wie ihm aus dem Verlauf des einen in den andern ein vollſtändiges Bild darzuſtellen gelungen ſey.“

„Der Einſiedeleyen, des Martin de Vos, von Johann und Rafael Sadeler in Kupfer geſtochen, iſt auch zu gedenken. Hier ſtehen die

30 *

Figuren der frommen Männer und Frauen mit wilden Umgebungen im Gleichgewicht; beyde ſind mit großem Ernſt und tüchtiger Kunſt vorgetragen."

IV.

„Das ſiebzehnte Jahrhundert befreyt ſich immer mehr von der zudringlichen ängſtigenden Welt: die Figuren der Carracci erfodern weitern Spielraum. Vorzüglich ſetzt ſich eine große, ſchön bedeutende Welt mit den Figuren ins Gleichgewicht und überwiegt vielleicht durch höchſt intereſſante Gegenden ſelbſt die Geſtalten."

„Dominichin vertieft ſich bey ſeinem Bologneſiſchen Aufenthalt in die gebirgigen und einſamen Umgebungen; ſein zartes Gefühl, ſeine meiſterhafte Behandlung und das höchſt zierliche Menſchengeſchlecht, das in ſeinen Räumen wandelt, ſind nicht genug zu ſchätzen."

„Von Claude Lorrain, der nun ganz ins

Freye, Ferne, Heitere, Ländliche, Feenhaft-architectoniſche ſich ergeht, iſt nur zu ſagen, daß er ans Letzte einer freyen Kunſtäußerung in dieſem Fache gelangt. Jedermann kennt ſeine Werke, jeder Künſtler ſtrebt ihm nach, und jeder fühlt mehr oder weniger, daß er ihm den Vorzug laſſen muß."

V.

„Damals entſtand auch die ſogenannte heroiſche Landſchaft, in welcher ein Menſchengeſchlecht zu hauſen ſchien von wenigen Bedürfniſſen und von großen Geſinnungen. Abwechſelung von Feldern, Felſen und Wäldern, unterbrochenen Hügeln und ſteilen Bergen, Wohnungen ohne Bequemlichkeit, aber ernſt und anſtändig, Thürme und Befeſtigungen, ohne eigentlichen Kriegszuſtand auszudrücken, durchaus aber eine unnütze Welt, keine Spur von Feld- und Gartenbau, hie und da eine Schaafheerde, auf die älteſte und einfachſte Benutzung der Erdoberfläche hindeutend."

Siegesglück Napoleons in Ober-Italien,

Zwey und dreyßig Kupferblätter nach Appiani von verſchiedenen Meiſtern.

In dem Königlichen Palaſte zu Mayland befindet ſich ein großer Saal zu öffentlichen Feyerlichkeiten und Feſten beſtimmt; rings um denſelben geht eine Galerie her welche als Frieſe zu verzieren die Appianiſchen Bilder beſtimmt geweſen; er hatte ſie mit fertiger Kunſt und ganzer Seele gemalt, von der Macht und Kraft ſeines Helden durchdrungen. Es ſind einzelne Bilder auf Leinwand, grau in grau mit Waſſerfarben aufgetragen.

Bey der großen politiſchen Umwendung wurden ſie, als allzulebhafte Erinnerungen feindſeliger Zwiſchenzeit, zwar beſeitigt, doch großmüthig erhalten und bewahrt; wie ſie denn jetzt auch nicht völlig unzugänglich ſind.

Nun aber hatten zu jener Zeit des Zwiſchenreichs, in welcher Appiani leidenſchaftlich malte, auch Kupferſtecher ihren Vortheil zu erſehen geglaubt; es verpflichteten ſich mehrere, wahrſcheinlich durch Unternehmer aufgeregt, die ſämmtlichen Darſtellungen in Erz zu graben, aber ihr langwieriges Geſchäft ward durch den raſchen Weltgang übereilt; ſie verheimlichten ihre nicht mehr begünſtigten Arbeiten, weshalb es denn auch ſchwer iſt, ſie nur zum Theil geſchweige denn ganz zu beſitzen.

Zwey und dreyßig Blätter liegen vor uns; und ob ſie gleich ohne Unterſchrift mitgetheilt worden, ſo waren ſie doch von genugſamer Nachricht begleitet, um uns in Stand zu ſetzen ſie hiſtoriſch auslegen zu können.

Damit aber Schlachten und ſonſtige Begebenheiten nicht blos dürr aufgeführt und verzeichnet werden, ſo verknüpfen wir ſie, wenn ſchon mit wenigen Worten, doch im welthiſtoriſchen Zuſammenhange.

Iſt dieſes geſchehen, ſo werden wir ſie

weiter als Kunſtwerke betrachten um ihren eigentlichen Werth zu ermitteln und verhältnißmäßig zu ſchätzen.

Schon ſeit dem Jahre 1792 hatten die Franzoſen das obere Italien angegriffen, ſich darin feſtzuſetzen und zu erhalten geſucht, allein dieſer Vorſatz, dieſe Unternehmung kam erſt ſpäter zur vollen Bedeutſamkeit. Im Jahre 1796 wird Ober-Italien der Hauptſchauplatz des Krieges, Napoleon Bonaparte übernimmt zu Nizza den Oberbefehl über das franzöſiſche Heer; unter ihm dienen als Diviſions-Generale, Berthier, Maſſena, Augerau, Lannes, la Harpe, Menart, Joubert.

Unaufhaltſam überſteigt nun die ſo kräftig angeführte Heeresmacht den Gebirgsrücken, der ſich nah an der Weſtküſte des genueſiſchen Meerbuſens hinter Finale, Noli und Savonna herzieht, und ſo gelangt ſie bis zur Quellenregion des Po und Tanaro, unaufhaltſam wälzt ſich die Maſſe hernieder. Ein

wichtiges Kampfereigniß drängt das andere. Und nun beginnen unſere Darſtellungen.

No. 1. und 2. Schlacht von Montenotte den 11. April 1796. Hierauf die Schlacht von Milleſimo und das Gefecht von Dego. (S. unten 13. a.) Der Kriegsſchauplatz zieht ſich in die Ebene; Turin und Parma ſchließen Stillſtand.

No. 3. und 4. Gefecht und Uebergang der Brücke von Lodi den 10. May 1796. Ober-Italien iſt verloren, Mayland in franzöſiſcher Gewalt.

No. 5. 6. 7. Bonaparte's Einzug in Mayland den 15. May 1796. Hierauf wird das belagerte Mantua von Wurmſer entſetzt.

No. 8. Bonaparte weiſt eine Auffoderung des öſtreichiſchen Generals bey Lonato ab, ſchlägt die Feinde bey genanntem Ort, den 3. Auguſt 1796 Wurmſer in Mantua. Die Heereszüge dauern fort.

No. 9. und 10. Uebergang über die Etſch den 14—19. November 1796.

No. 11. Gefecht bey Mantua, bey dem Fort St. Georg den 15. Januar 1797. Mantua ergiebt ſich. (S. unten 13. c.) Der Krieg wendet ſich gegen das ariſtokratiſche Venedig und gegen Oeſtreich. Ober-Italien nimmt eine neue Geſtalt an.

No. 12. Verbündniß des cisalpiniſchen Freyſtaats, gefeyert den 9. Jul. 1797.

No. 13. drey Medaglions die ſich auf erſtgemeldte Begebenheiten beziehen. a) Schlacht von Milleſimo und Gefecht von Dego 14. und 16. April 1796. b) Schlacht von Caſtiglione. Gefecht von Peſchiera den 5. und 6. Auguſt 1796. c) Uebergabe von Mantua den 2. Februar 1797.

No. 14. Abermals drey Medaglions. a) Bündniß der beyden Republiken, der franzöſiſchen und cisalpiniſchen. b) Uebergang über den Tagliamento und Einnahme von Trieſt den 16. und 23. März 1797. c) die Lombardey für frey erklärt.

Napoleon Bonaparte hat genug geleiſtet und muß ſich hüten in Frankreich furchtbar und verdächtig zu werden. Er übernimmt eine Expedition über See, die ihn lange und weit genug entfernt.

No. 15. und 16. Landung in Aegypten den 1. Jul. 1798. Indeſſen wird in Italien alles rückgängig, was er gewonnen iſt verloren, und was ihm beyfiel unglücklich.

No. 17. Italien erſcheint in ſeinem Jammer Bonaparten in einem ſymboliſchen Geſichte.

No. 18. und 19. Rückkehr deſſelben aus Aegypten, den 7. Oktober 1799. In Frankreich erreicht er bald die hohe, ſchwer verdiente Würde.

No. 20. und 21. Bonaparte wird zum erſten Conſul der franzöſiſchen Republik ernannt den 10. November 1799.

In Italien aber iſt alles verloren und nun geht der Ober-Conſul mit der Reſerve-Armee über die Alpen und dringt vor.

No. 22. 23. 24. 25. Schlacht von Marengo und Tod des General Deſſaix, den 14. Jun. 1800.

No. 26. Capitulation der Oeſtreicher. Einräumung von 12 Feſtungen den 15. Jun. 1800. Bald darauf kehrt Bonaparte nach Paris zurück.

No. 27. Ein gutes Geſchick rettet ihn von der Höllenmaſchine den 24. December 1800. Gar mancherley Veränderungen gehen vor. Italien nimmt eine neue Geſtalt an.

No. 28. und 29. Napoleon wird zur Würde eines Königs von Italien erhoben den 18. März 1805.

No. 30. Krönung Napoleons in dem Dom zu Mayland den 26. May 1805.

No. 31. Drey Medaglions: a) die zwey Republiken, die franzöſiſche und italiäniſche, b) italiäniſcher Reichstag, zu Lion gehalten: Januar 1802. c) Napoleon Kaiſer der Franzoſen und König von Italien.

No. 32. Drey Medaglions: a) der Sieg von Auſterlitz den 2. December 1805. b) der Sieg von Jena den 14. Oktober 1806. c) der Sieg bey Friedland den 14. Jun. 1807.

Möchte man den Helden den es gilt günſtiger oder ungünſtiger beurtheilen, auf die Betrachtungen, welche hier anzuſtellen ſind, würde das wenig Einfluß haben. Der Maler Andr. Appiani, ein warmer Bewunderer Bonaparte's, belohnt und ausgezeichnet von demſelben, hatte die Aufgabe ſich gemacht, vielleicht auch erhalten, deſſen Thaten, zumal die auf Italien ſich beziehenden, in einer Folge von Bildern darzuſtellen; in wieferne nun dieſe Werke von Seiten der Erfindung und Ausführung betrachtet preiswürdig ſeyen, liegt uns ob zu erörtern.

Ueber die Anwendung der Bilder zur Decoration eines Saals wurde oben ſchon das

Nöthige berichtet, auch Reihenfolge und Inhalt angedeutet. Letzterer dürfte jedoch zu Gunſten der Beurtheilung noch etwas näher angegeben werden müſſen. Die Nummern ſind mit den vorigen correſpondirend.

Die Blätter No. 1. und 2. Schlacht von Montenotte. Im Ganzen wahrhaft gut erfunden und geordnet. Vorn in der Mitte des Bildes, ein großes Reitergefecht zu Gunſten der Franzoſen; links etwas in der Ferne, eilige Flucht öſtreichiſcher Cavallerie und Infanterie doch in geordnetem Zug; rechts eine nachſetzende franzöſiſche Reiterſchaar; hier werden oben auf felſigen Höhen des Mittelgrundes Canonen genommen, dort ſieht man fernerhin auf flachem Abhang eine Menge Gefangener, ein großer Haufe niedergelegter Waffen, noch ein Zug herbeyeilende franzöſiſche Reiter u. ſ. w. Die Feinde ſind von allen Seiten gedrängt, angegriffen, überwunden. Das Ganze ſtellt ſich dem Auge ſo wie dem Verſtand vollkommen deutlich dar und bis

ſo weit verdient der Maler großes Lob. Wendet ſich aber die Betrachtung vom Ganzen aufs Einzelne, ſo gewährt das Werk weniger Befriedigung; die lebendigſte Bewegung herrſcht zwar durch und durch, aber es fehlt an künſtlich geordneten eleganten einzelnen Gruppen, an Mannigfaltigkeit und tieferm Gehalt der Motive, das Reitergefecht beſteht aus wenig anderm als aus Zuſchlagen und Abwehren; einer nur entringt dem Gegner die Fahne; einer liegt und greift an den Kopf als wäre er verwundet; ein paar ſtürzen und einer ſchießt ſein Piſtol unter den Haufen ab. In Ausdruck und Character zeigen die Figuren nicht viele Verſchiedenheit, ſind aber durchgängig von hinreichend guter Geſtalt, und heben ſich deutlich ab.

Die Blätter No. 3. und 4. ſtellen das Gefecht und den Uebergang über die Brücke bey Lodi dar. Erreicht dieſes Bild gleich das Vorige im Geiſtreichen der Erfindung lange nicht, ſo hat daſſelbe doch ebenfalls das Ver-

dienſt lebhafter Bewegung, ja in einem noch höhern merkwürdigen Grad; der Heereszug (denn eigentlich iſt der nur hier abgebildet) ſchwebt ſo zu ſagen vor des Beſchauers Auge rechtshin vorüber, wo zu äußerſt unter Dampfwolken wenige Oeſtreicher fliehen; franzöſiſches Fußvolk, deſſen vorderſte Glieder Feuer geben, dringt in langem Zug über die Brücke; — Bonaparte an der Spitze einer Reiterſchaar folgt. In Betreff der übrigen Kunſt-Eigenſchaften wäre hier ungefähr zu wiederholen, was bey dem erſten Bild bemerkt worden.

No. 5. 6. und 7. enthalten den Einzug Bonaparte's in die Stadt Mayland. Grenadiere ziehen eben in Ordnung durch das offene Thor. Vier Adjutanten des Feldherrn folgen, dann Er ſelbſt und hinter ihm ſechs Generale, auf dieſe ein großer Trupp türkiſche Muſik und zuletzt werden dichtgeſchloſſene Glieder von Cavallerie, gleichſam die erſten eines großen Corps ſichtbar. An der Pforte ſtehen Zu-

ſchauer-Gruppen; andere verſchiedenen Standes und Geſchlechtes begrüßen jubelnd den Heerführer. Von erbauten Gerüſten und Logen ſieht die vornehmere Welt zu. Auch in dieſem Stück iſt viel Bewegung, ein ruhiges feyerliches Fortſchreiten, edle wohlgebildete Pferde, und geſchickt beobachtetes Gleichgewicht in der Anordnung des Ganzen.

Blatt No. 8. Bey Lonato erſcheint ein öſtreichiſcher Officier mit einer Auffoderung ſeines Generals vor Bonaparte, welche dieſer abſchlägt; eben wird dem Oeſtreicher die Binde von den Augen genommen, der franzöſiſche Heerführer ſpricht zu ihm mit Heftigkeit, beynahe drohend. Wieder iſt das Ganze geſchickt angeordnet, in hüben und drüben abgetheilt, deutlich dem Auge und dem Verſtand. Schade nur daß der Künſtler für ſeinen Helden keine würdigere Gebärde wählte.

Die Darſtellung vom Uebergang über die Etſch, Blatt No. 9. und 10. möchte den vorberührten Stücken entgegen mehr im Einzel-

nen als im Ganzen löblich erſcheinen. Eine Reiterſchaar greift auf der Brücke rechts die Feinde gewaltig an, welche theils Widerſtand leiſten und theils ſich zur Flucht umkehren. Näher liegt eine Gruppe getödteter Feinde im Schilf, dann folgt ein großer Zug Fußvolk, ſie eilen zum Angriff, Grenadiere voran, und hinter dieſen ſchreitet kühn der Heerführer, durch Wolken von Staub, eine Fahne in der Linken und in erhobener Rechten das Schwerdt haltend; er ſieht ſich um, winkt und ruft die folgende Menge zum Vordringen, zum Kampf und Sieg auf. Hier iſt nun das Gleichgewicht, zwiſchen den beyden Seiten des Gemäldes nicht genug beobachtet; der mehr maleriſche Theil vom Gefecht auf der Brücke und Angriff des Feindes zur Rechten geſchieht in einiger Ferne und hat ſonach verhältnißmäßig nur kleine Figuren, während der weniger intereſſante Marſch des Fußvolks zur linken aus ſehr viel größern Figuren im nächſten Vordergrunde beſteht. Die gewaltige Staubwolke

um den Heerführer dient zwar ſeiner Figur zum Grunde, hebt ſie beſſer ab und macht ſolche mehr in die Augen fallend, iſt aber weiter nicht motivirt.

Sehr vortheilhaft nimmt ſich das Blatt No. 11. aus, man ſieht in der Ferne das franzöſiſche Heer über die lange Brücke von St. Giorgio nach Mantua ziehen; entgegen kommt aus der Feſtung eine Friedensfahne, womit Capitulation und Uebergabe bedeutet iſt. Im Vordergrunde am Ufer des See's hat der Künſtler ein Reitergefecht dargeſtellt, voll Mannigfaltigkeit und Bewegung, auch enthält daſſelbe mehrere zierlich geordnete Gruppen. Strenge Beurtheilung könnte allenfalls bloß daran ausſetzen, daß gegen eine große Menge Angreifender eigentlich nur zwey Feinde Widerſtand leiſten und auch dieſe blos die auf ſie geführten Streiche abwehren wollen.

Die No. 12. dargeſtellte Gründung des cisalpiniſchen Freyſtaats und Beſchwörung der

Conſtitution deſſelben, hat, gegen die vorbe=rührten Bilder gehalten, in maleriſchem Be=tracht wenig Anziehendes. Alle Figuren ſte=hen gerade aufgerichtet und ſcheinen geringen Antheil an der Handlung zu nehmen. Bona=parte, der vor einem Altar ſteht, die Conſti=tution hält und ſolche beſchwören läßt, zeich=net ſich weder durch Anzug noch durch würdige Haltung hinlänglich aus; die ſchwörenden Ab=geordneten ſind ſteif und gar zu einförmig; ſelbſt einige Zuſchauer welche Beyfall rufen und die Hüte ſchwingen, ſcheinen nicht eben erbaut und die umſchließenden Cavallerie= und Infanterie=Reihen machen die Freyheit vol=lends verdächtig. Es läßt ſich nicht glauben, daß Appiani ſich über die Sache habe luſtig machen wollen, denn man findet keinen hei=tern Humor in ſeiner Darſtellung, aber offen=bar verfertigte er dieſes Bild mit Unluſt.

Auf den Blättern No. 13. und 14. findet man ſechs Gemälde in Form von Medaglions, Allegorien enthaltend auf verſchiedene Kriegs=

und politiſche Ereigniſſe in Italien. Je zwiſchen zwey Medaglions ſteht eine Victoria, Lorbeerkrone und Palmenzweig in den Händen; leicht bewegte zierlich drappirte Figuren. Die zwiſchen den Victorien und den Medaglions entſtehenden Räume ſind mit allerley wohlangeordneten Waffen ausgefüllt.

Blatt No. 15. und 16. Landung in Aegypten. Die Flotte liegt am Ufer, viele Boote ſchiffen das Heer aus, ein langer Zug Kriegsvolk zieht den öden Strand entlang gegen die Zuſchauer heran; Bonaparte befindet ſich mit einigen ſeiner vornehmſten Begleiter an der Spitze deſſelben im Vordergrund und zeigt den Verwunderten den unter Palmen ruhenden Nil; Victoria ſchwebt dem Helden und ſeinem Heer entgegen, Kranz und Palmzweig reichend. Wäre die Seite links in dieſem Bilde, wo die Flotte liegt, die Ausſchiffung geſchieht und der Zug des Heeres dargeſtellt iſt, etwas mehr zuſammengezogen, ſo ließe ſich gegen die Anordnung des Ganzen eben ſo we-

nig einwenden, als gegen die Erfindung über⸗ haupt genommen ſich ſagen läßt.

Blatt No. 17. Bonaparte ſteht einſam, in ſich geſammelt, tief nachdenkend; vor ihm erſcheint Italia mit aufgelöſtem Haar trau⸗ rend, klagend; viele ebenfalls jammernde Kin⸗ der bey ihr; zu Füßen liegen das Horn des Ueberfluſſes, die Symbole der Künſte; das Land Aegypten iſt als weite Wüſte angedeutet, in der Ferne Pyramiden und Caravanen, Ale⸗ xandrien mit ſeinem Hafen und Schiffen, in der Nähe Palmgebüſch. Wir ſtehen nicht an, das Ganze als gut gedacht höchlich zu loben, die Gruppe der Italia mit ihren Kindern iſt verdienſtlich, wie wohl ſie in den einzelnen Theilen noch kunſtgerechter angeordnet ſeyn könnte.

No. 18. und 19. Das Schiff, worauf Bonaparte aus Aegypten abſegelt, langt eben am franzöſiſchen mit dem Freyheitsbaum be⸗ zeichneten Ufer an; Neptun begleitet daſſelbe. Der Gott iſt umgeben vom Chor jubelnder

Nymphen und Tritonen; er heißt die Stürme ſchweigen, das Meer ruhig ſeyn. Halb verſteckt in den Wolken entweicht ein Trupp böſer Dämonen unter denen man den Neid erkennt. Dem Schiff, das den Helden zurückbringt, fliegt die Siegesgöttin voran. Auch gegen dieſe allegoriſche Darſtellung dürfte ſich nichts von Erheblichkeit erinnern laſſen.

No. 20. und 21. Bonaparte erſter Conſul. Das perſonifizirte Frankreich ſitzt, einer Roma gleich, auf prächtigem Thron, umgeben von Kriegern; der Held ſteht vor ihr und hat eben das Schwerdt der Gewalt empfangen; Minerva ſcheinet ihn der Thronenden vorzuſtellen. Er führt die Victoria an ſeiner Hand; Sie und Mars, welcher hinter ihr und dem Conſul ſteht, zeigen auf das in der Ebene verbreitete Heer. Fama ſchwebend macht die Erhebung des Helden kund. Alles dies geht im Bilde links vor. Auf der Seite zur Rechten hat der Maler ſehr verſtändig, als nöthiges Gegengewicht in der Compoſi-

tion, eine reitende Schaar Kampf= und Sie=
gesgenoſſen Bonaparte's angebracht.

No. 22. 23. 24. 25. Schlacht von Ma=
rengo. Ein ſo ſehr langer und ſchmaler Raum
als dieſe vier Blätter an einander gereiht aus=
machen, entſchuldigt den Maler ſchon hinrei=
chend darüber, wenn ſich nicht alles auf einen
Blick faſſen läßt, die verſchiedenen Theile des
Gemäldes einander nicht vollkommen das Ge=
gengewicht halten. Fangen wir an das Werk
von der Linken zu betrachten, ſo zeigen ſich
zuerſt in einiger Ferne Reſte des öſtreichiſchen
Heeres fliehend; ſodann in der Nähe unor=
dentlich einzeln fechtende Reiter, unter ihnen
an der Erde viele todt liegende Menſchen und
Pferde, dahinter ein gemiſchter Haufe Krie=
ger eben angegriffen von wohlgeordneter fran=
zöſiſcher Infanterie. Der Conſul und Feld=
herr reitet ruhig und mit edler Haltung über
das Schlachtfeld, begleitet von ſeinen Gui=
den; eine ſchwebende Siegesgöttin ſetzt ihm
den Kranz auf, aber entgegen wird ihm die

traurige Botſchaft gebracht, Deſſaix ſey gefallen, welchen man auch weiterhin, von Dienern, Freunden und Kriegern umgeben, todt liegen ſieht. Das Bild zur Rechten weiter fortſetzend, hat der Maler noch auf dem nächſtfolgenden Blatt No. 26. einen Genius angebracht, der auf Waffen ſteht, Palmenzweig und Lorbeerkrone nebſt einem Schild haltend, worauf er das Wort RESTITVIT ſchreibt. Ein Flußgott, wahrſcheinlich den Po bedeutend, liegt an ſeiner Urne und ſieht mit Verwunderung zu. Im Grunde zeigen ſich Gebäude, zwiſchen denſelben auf einer Säule die Freyheits-Mütze errichtet und am Fuß der Säule ziehen Schaaren von Kriegsvolk. Es iſt nöthig zu bemerken, daß dieſe Allegorieen, Genius, Flußgott ꝛc. ſich auf die Capitulation des öſtreichiſchen Heeres und Bedingung der Uebergabe von zwölf Feſtungen beziehen.

Das Blatt No. 27. macht für ſich allein ein Bild aus; links ſitzen die Parzen und

ſpinnen, dann in niſchenförmiger Vertiefung ein Alter, wahrſcheinlich der Zeitgott, mit weitem ihn faſt verhüllenden Mantel beklei- det; den Fuß auf eine Kugel geſetzt, umfaßt er mit der Gebärde ſorgfältiger Bewahrung eine Urne und hält in der Hand die Scheere, welche er der nächſten Parze entwandt zu ha- ben ſcheinet. Neben dem Alten befindet ſich in einer andern Niſche ein brennender Altar mit der Inſchrift: VICTORIAE SACRVM und über demſelben eine Tafel worauf die Worte ſtehen: VOTA PVBLICA. Alles die- ſes ſoll ſich auf die Begebenheit von der Höl- lenmaſchine und wie Bonaparte damals der Gefahr glücklich entging, beziehen. Wohler- ſonnen iſt nun freylich die Allegorie nicht, in- zwiſchen hat das Ganze ein gefälliges Aeußere; auch muß zugegeben werden, daß es für den Künſtler ſehr ſchwer war dieſe Aufgabe durch allegoriſche Bilder hinlänglich deutlich zu machen.

No. 28. und 29. Bonaparte wird König

von Italien. In prächtig verziertem Raum ſteht in der Mitte der reichgeſchmückte Thron; links an demſelben auf hohem Fußgeſtelle eine ſitzende Statue der Freyheit; rechts eben ſo eine ſitzende weibliche Geſtalt, welche in der Hand etwas Triangelähnliches hält, wahrſcheinlich den Buchſtaben A, wodurch Ausonia bedeutet werden ſoll. Gallia, an dem Hahn auf ihrem Helm kenntlich, führt den Helden an der Hand zum Thron; weiter ſtehen rechts und links zahlreiche Gruppen von Figuren verſchiedenen Geſchlechts, Standes und Alters; hier am Ende des Bildes ſiehet man die Minerva, vor welcher die Laſter und ſcheußliche Ungeheuer fliehen; am andern Ende ſchreitet Apollo heran, begleitet von den Grazien und Genien der Künſte.

No. 30. Mit dem Königsmantel bekleidet ſteht Bonaparte vor dem Altar im Dom zu Mayland und ſetzt ſich ſelbſt die Krone auf; andere Reichs-Inſignien liegen auf dem Altar

und an einer Stufe deſſelben iſt das Wort CONSTITVIT zu leſen. An beyden Seiten des Altars ſind große Gruppen hoher Geiſtlichkeit, Reichsdignitarien und ſechs Frauen, wahrſcheinlich die zum Hauſe Bonaparte's gehörigen. Das Schiff der Kirche iſt mit Zuſchauern angefüllt und hinter denſelben erhebt ſich der Muſikchor. Gegen die Darſtellung im Allgemeinen, wie auch gegen die Anordnung der Theile läßt ſich wenig ſagen, vielmehr hat der Künſtler in den langen ſchmalen Raum ſich recht gut zu fügen gewußt. Beyläufig mag hier die Bemerkung Platz finden; daß das Selbſtaufſetzen der Krone im Gemälde keine gute Wirkung weder thut, noch thun kann. Vernehmen wir mit dem Ohr: Einer habe ſich die Krone ſelbſt aufgeſetzt, ſo erregt ſolches den Begriff von ſelbſtſtändiger gewaltiger Kraft und Macht; wird aber das Selbſtaufſetzen uns gemalt vor Augen gebracht, ſo iſt und bleibt die Krone doch immer nur eine Art von Hut und das Aufſetzen ein Dienſt,

den der, welcher ſolches verrichtet, ſich ſelber leiſtet.

Die Blätter No. 31. und 32. enthalten nach Art der angezeigten No. 13. und 14. jedes drey Medaglions mit allegoriſchen Bildern, dazwiſchen Victorien und in den entſtehenden Winkeln Waffen.

Noch bleibt uns übrig des Malers Eigenthümlichkeit, ſein Kunſtvermögen, und in wie ferne er der übernommenen Aufgabe ſich glücklich entledigt, zu betrachten; endlich auch der Kunſt der Kupferſtecher mit wenigem zu gedenken.

Appiani beſaß, wie ſich aus dieſer ſeiner weitläuftigen Arbeit ergibt, reiche Erfindungsgabe; ſo haben z. B. die acht zwiſchen Medaglions ſtehenden Victorien, Blatt 13. 14. 31. und 32. alle gleiche Stellungen und ſind auch auf ähnliche Weiſe bekleidet, obwohl ſie ſich hinlänglich unterſcheiden und man keine eigentliche Wiederholung nachweiſen kann. Ein ſehr kräftiger wiſſenſchaftlicher Zeichner war Appiani nicht,

wie ſich theils aus dieſer Blätter-Folge, theils aus Zeichnungen von ſeiner eignen Hand ergiebt; doch weiß er ſich mit menſchlicher Geſtalt, wie auch mit Pferde-Figuren in den verſchiedenſten Anſichten, ja, wo es nöthig iſt, ſogar in ſchweren Verkürzungen hinreichend abzufinden. Ueber die Motive und wie er ſie zu nehmen pflegt, iſt oben ſchon gelegentlich einiges geſagt worden. Die Falten haben meiſt zierlichen leichten Wurf, die Gliederformen ſind nie unter den Gewändern verſteckt, zuweilen ſogar mehr angedeutet als eben erforderlich ſcheint. Dieſer Meiſter beſaß auch ein helles fröhliches Colorit, welche Kunſteigenſchaft aber hier nicht in Betracht kommt, weil die Gemälde um die es ſich handelt, nur mit einer Farbe gemalt ſind. Licht und Schatten wußte er ſich gut zu Nutze zu machen, die Maſſen ſind nirgends unterbrochen, alles zielt dahin, die Darſtellung deutlich, die einzelnen Theile vortretend und zurückweichend erſcheinen zu laſſen. Gewinn für die Bedeutung daraus zu ziehen,

oder frappante maleriſche Effecte ſcheint überall nicht beabſichtigt.

Betrachten wir jetzt die geſammten ſo eben beſchriebenen Bilder noch in ihrem Zuſammenhang als ein großes fortlaufendes Ganze, ſo iſt das Werk allerdings ehrenwerth und wir wüßten aus der neuern Zeit kein Kunſtproduct ähnlicher Art anzuführen, welches dieſem vorzuziehen wäre. Es war zu Ehren des Helden unternommen, ſollte ſeine Thaten darſtellen nur in ſo ferne ſich ſolche auf die von ihm geſtiftete Republik und nachheriges Königreich Italien beziehen, und dieſes iſt verſtändig, ohne Ueberfluß und Einmiſchung von Ungebührlichem, geſchehen. In der erſten Abtheilung, Blatt No. 1 — 12. möchte man ſich über etwas Kargheit beſchweren. Der Zug nach Aegypten, die Wiederkehr und Erhebung Bonapartes zum erſten Conſul der franzöſiſchen Republik, ſind freylich außeritaliäniſche Begebenheiten, ſtehen aber, ſo wie der Künſtler ſie uns vor Augen bringt, beſonders durch die geſchickte

Einſchiebung des Erſcheinens der traurenden Italia vor dem Helden, in Verbindung mit der ſo höchſt folgenreichen Schlacht bey Marengo, durch welche damals der italiäniſche Staat aufs neue gegründet ward. Iſt gleich das hierauf folgende Bild, Blatt No. 27. auf den Vorfall mit der Höllenmaſchine bezüglich, als Allegorie dunkel, ſo iſt es doch an ſich ſelbſt gefällig, verbindet die mit mythologiſchen Figuren endigende Darſtellung der Schlacht von Marengo mit dem halb allegoriſchen Bild, Blatt No. 28. und 29. der Inthroniſirung Bonaparte's; dieſes aber iſt an ſeinem Ort nun wieder ein ſchicklicher Uebergang zu dem völlig realen Kronaufſetzen im Dom zu Mayland, Bl. No. 30. Auch wird durch jenes allegoriſche Bild der Zeitraum von etwa fünf Jahren, zwiſchen der Schlacht von Marengo und Creation des Königreichs Italien ausgefüllt, oder beſſer geſagt für das Auge auf eine geſchickte Weiſe vermittelt.

Die vier Tafeln 13. 14. 31. und 32. dürf-

ten wohl zunächſt vom Raume, welchen der Künſtler mit ſeinen Gemälden ausfüllen ſollte, veranlaßt ſeyn; inzwiſchen ſind ſie paſſend erfunden, bringen theils die minder wichtigen Begebenheiten des franzöſiſch-italiäniſchen Kriegs in Erinnerung, theils berühren ſie jene äußern großen Ereigniſſe, welche auf eine Weile für ganz Europa entſcheidend waren und alſo auch auf Italien Einfluß hatten, wie die Schlachten von Auſterlitz, von Jena und von Friedland.

Vom Stich der ſämmtlichen Blätter genügt es zu ſagen: daß ſie ohne Ausnahme ſauber mit Fleiß und Sorgfalt radirt, von den beſſern und beſten Meiſtern der gegenwärtig ſo blühenden Mayländiſchen Kupferſtecherſchule gearbeitet ſind; es gereicht ferner zum Lobe des Werks, daß alle Blätter in wenig unterſchiedener Manier behandelt ſind und, wenn man ſie nicht genauer betrachtet, wie von einer Hand verfertigt, erſcheinen.

Meyer.

Ueber Goethe's Coloſſalbildniß in Marmor von David.

Der franzöſiſche Bildhauer Mr David, welcher zu Paris große öffentliche Werke ausgeführt und bey ſeiner Nation für den beſten oder wenigſtens einen der beſten jetzt lebenden Meiſter des Faches gilt, fand ſich im Sommer des Jahres 1829 aus eignem freyem Antrieb bei Goethe ein, um deſſen Bildniß zu verfertigen. Goethe entſprach dem Wunſch des ehrenwerthen Künſtlers und gewährte ihm hinreichende Sitzungen, wodurch denn ein mit vielem Fleiß behandeltes Modell des Kopfs zu Stande kam, das, woferne man ſich die paſſende ganze Figur dazu denken wollte, zu einem an Größe

dem farneſiſchen Hercules nicht nachſtehenden Werke Gelegenheit geben würde.

Nach Paris zurückgekommen, arbeite Mr David ſein Modell in weißem Marmor aus, dem Dichter zum würdigen Geſchenk. Seit dem 28. Aug. 1831 bewahrt die Großherzogliche Bibliothek zu Weimar dieſes Kunſtwerk und, dem kunſtliebenden Publicum nähern Bericht von deſſen Beſchaffenheit mitzutheilen, ſey unſere gegenwärtige Aufgabe.

Daß man im Beurtheilen der Werke bildender Kunſt ſorgfältig das Zeitalter aus welchem ſie herrühren und den damals herrſchenden Geſchmack beachten müſſe, ſteht als unbeſtreitbare Regel feſt, weil es außerdem nicht möglich ſeyn würde entgegenſtehenden Verdienſten, z. B. denen des Albrecht Dürer, oder des Martin Schön, Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen und doch auch die Arbeiten eines G. Douw, D. Teniers, G. Schalken und anderer ſolcher Meiſter gehörig zu würdigen; die naive Einfalt des Giotto in kunſtloſer Einklei-

dung dem eleganten Geſchmack der kühnen Behandlung des Guido Reni gegenüber. Hieraus folgt aber, daß der Beurtheilende, wie die Entſtehungszeit eines Werks, eben ſo die verſchiedenartigen Beſtrebungen der Künſtler und Schulen in Erwägung zu ziehen hat. Italiäniſche Kunſterzeugniſſe, meiſt religiöſen Inhalts, zeigen überhaupt mehr Ernſtes, edlere Geſtalten, ſchönere Gliederformen; ſie verleugnen ſelten den Einfluß der Antike. Die Niederländer, an die Natur ſich haltend, ſchildern mit Vorliebe Scenen des gemeinen Lebens; ſie ſuchen das Auge durch ſcheinbare Wahrheit zu reizen, durch Fleiß, große Nettigkeit in der Ausführung, gutes Colorit und den Zauber maleriſcher Effecte; nicht ſelten findet ſich wahrhaft Poetiſches unter ſolchem beſcheidenen Aeußern vorgetragen.

Wer nun die Vorzüge italiäniſcher Bilder richtig würdigen und gegen die hochſchätzenswerthen Leiſtungen der Niederländiſchen Maler ebenfalls Gerechtigkeit üben will, wird ſol-

ches nur dann zu thun vermögen, wenn er ſich dem verſchiedenen Geſchmack und den abweichenden Kunſtanſichten zu fügen weiß. Eben dieſes iſt auch in Beziehung auf franzöſiſche Werke nöthig; die nationale Eigenthümlichkeit der franzöſiſchen Meiſter, ihre von der unſerigen abweichende Weiſe die Natur anzuſchauen und daher entſtehende weſentliche Differenz in den Kunſtbegriffen, dürfen nicht unberückſichtigt bleiben. Gewiß iſt der franzöſiſche Kunſtgeſchmack im Allgemeinen nicht zu empfehlen, denn das Theatraliſche, was allen Productionen deſſelben anhängt, kann für offenbaren durchaus nicht zu rechtfertigenden Irrthum gelten. Andere aber irren ebenfalls und beeinträchtigen die Kunſt, wiewohl auf andere Weiſe. Daher wagen wir zu ſagen: Wer nicht mit den Eigenthümlichkeiten der Franzoſen, ihren Sitten und der aus denſelben hervorgehenden Denkart gründlich bekannt iſt, ſollte nur mit großer Vorſicht und beſonders mit Mäßigung über die von ihnen herrührenden

Kunſterzeugniſſe urtheilen, indem er ſonſt gegründeten Vorwürfen herber Strenge, wenn nicht gar der Unbill, ſich ausſetzt.

Dieſe und ähnliche Betrachtungen veranlaßte das obenerwähnte Coloſſal-Bildniß Goethe's von Mr David, worüber wir jetzt ausführlichere Nachricht geben.

Nicht leicht ſind über ein neues Kunſtproduct ſo ganz verſchiedene Meinungen geäußert worden, als wir über das zu vernehmen hatten, welches uns hier beſchäftigt. Einige, und zwar wackere geſcheute Leute, aber mit franzöſiſcher Geſchmacksbildung, prieſen daſſelbe ohne Maaß als ein unübertreffliches Meiſterſtück; andere hingegen, welche der Kunſt in Deutſchland und in Italien ſich befliſſen hatten, wollten die Arbeit durchaus nicht für eine ganz gelungene gelten laſſen. Wir an unſerm Ort glauben: die Lober ſo wie die Tadler ſeyen beyde in ihren Aeußerungen von der rechten Mittelſtraße abgewichen und man werde die ſo ganz verſchiedenen Urtheile ſich

aus jener oben zur Sprache gekommenen nationalen Geſchmacksrichtung erklären müſſen. Als zuverläſſig iſt anzunehmen, daß alle auf gewöhnlich deutſche Weiſe Gebildeten, ſich ſchwerlich ganz mit dem Werk des Mr David werden befreunden können. Wie ſolches jetzt, da die Localität freylich einen völlig zuſagenden Platz nicht darbieten kann, aufgeſtellt iſt, macht das Ganze, zumal in einiger Entfernung, nicht ſogleich günſtigen Eindruck; näher tretend wird aber der kundige Beſchauer allmählig beſſer befriedigt und fühlt bey genauer Unterſuchung des Details ſich gern zum Beyfall verpflichtet. Die Augen, ſo wie der Mund, ſind beſonders lobenswerth; jene, mit treueſter Sorgfalt der Natur nachgebildet, haben einen geiſtreichen ſinnigen Blick, erſcheinen jedoch in Verhältniß zu den übrigen Theilen, vornehmlich zur Naſe, etwas klein. Der Mund iſt, unſers Erachtens, vortrefflich gelungen, höchſt wahrhaft, von angenehmer Form; die Lippe ein wenig gehoben, wie

zum Sprechen, und dadurch gleichſam beſeelt. Das Milde, Weiche, wodurch der treffliche Künſtler den äußerlichen Character aller flei=ſchigen Theile auszudrücken wußte, bewährt ſeine überaus große Fertigkeit in Behandlung des Marmors. Auch die Ohren ſind mit löb=lichem Fleiß ausgeführt; ſie ſtehen indeſſen etwas weit zurück und dürften vielleicht ein wenig größer gehalten ſeyn. An den Haa=ren verdient der meiſterhaft geführte Meißel unſern vollen Beyfall, hingegen möchte man ihnen noch etwas gefälligern Lockenſchlag wün=ſchen; ſie ſehen faſt ein wenig zerzauſt aus, um=ſtarren das Haupt und bewirken zum Theil den vorhin ſchon erwähnten minder angenehmen Eindruck des Ganzen aus der Ferne; übrigens ſind ſie, was günſtig bemerkt und als wirkli=ches Verdienſt anzurechnen iſt, um die Stirne ſehr gut angeſetzt.

Sey uns nun vergönnt auch das geiſtreiche Urtheil eines franzöſiſchen Kunſtfreundes wört=lich hier anzuſchließen, um was wir oben über

die Verſchiedenheit der nationalen Geſchmacksrichtung äußerten, noch anſchaulicher darzulegen.

Le buste de Goethe par David est beau comme celui de Châteaubriand, de Lamartine, de Cooper, comme toute application de génie à génie, comme l'oeuvre d'un ciseau apte et puissant à la reproduction d'un de ces types créés tout exprès par la nature pour l'habitation d'une grande pensée.

De toutes les ressemblances tentées avec plus ou moins de bonheur, dans tous les âges de cette longue gloire, depuis sa jeunesse de vingt ans jusqu'au buste de Rauch, le dernier et le mieux entendu de tous, ce n'est pas une prévention de dire que celui de David est le meilleur, ou pour parler plus franchement encore, la seule réalisation de cette ressemblance idéale, qui n'est

pas la chose, mais qui est plus que la chose, la nature prise au-dedans et retournée au dehors, la manifestation extérieure d'une intelligence divine passée à l'état d'écorce humaine. Et il est peu d'occasions comme celle-ci, où l'exécution colossale ne semble que l'indication impuissante d'un effet réel. Un front immense, sur lequel se dresse, comme des nuages, une épaisse touffe de cheveux argentés, un regard de haut en bas creux et immobile, un regard de Jupiter olympien, un nez de proportion large et de style antique, dans la ligne du front; puis cette bouche singulière avec la lèvre inférieure un peu avancée, cette bouche, tout examen, interrogation et finesse, complétant le haut par le bas, le génie par la raison; sans autre piedestal que son cou musculeux, cette tète se penche comme voilée vers la terre: c'est l'heure où le génie couchant abaisse son régard vers ce monde qu'il éclaire encore d'un rayon

d'adieu. Telle est la description grossière du buste de Goethe par David. —

Immerhin mögen wir uns glücklich ſchätzen ein ſo würdiges, bleibendes Denkmal der enthuſiaſtiſchen Verehrung des genialen Ausländers für unſern Goethe zu beſitzen.

Meyer.

Aus Italien an Goethe.

I. Aus Villa Pliniana

mit einem Lorbeer-Blatt, 28. August 1829.

Am heiligen Quell von Lorbeern rings umrauscht,
Dem vor Jahrhunderten einst Plinius gelauscht,
Wo seine Muse göttergleiche Stunden
Fern von der Welt im stillen Hain gefunden, —
An jenem See von Bergen rings umhegt,
Den heitrer Barken Ruderschlag bewegt,
An dessen Ufern, feenhaft geschmückt,
Den fernen Wandrer Bild an Bild entzückt,
Gedacht' ich Dein! — O laſs dieſs Blatt Dir sagen
Welch warmes Herz hier Deinem Fest geschlagen! —

Den Becher füllt' ich an der Quelle Rand
Und faſst' ihn tiefbewegt mit frommer Hand,
Zu Göttern flehend die im Stillen walten,
Dein theures Haupt uns segnend zu erhalten!
Da — wie von sanftem Geisterhauch bewegt —
Wird das Gezweig des Lorbeers rings erregt;
Es schwebt ein heilig Blatt mir in die Hand,
Erhörten Flehens heitres Unterpfand!

Friedrich von Müller.

II. Aus Pompeji.

Mit einem Fläschchen lacrimae Christi. Oktober 1829.

Wie sie doch schaufeln und wühlen in Gräbern und
in Katakomben,
Siehe! welch glücklichen Fund haben sie heute
gethan!
Aber schon streiten sie sich, die Hochgelahrten,
doch endlich
Ward für ein Thränengefäſs was sie gefunden
erkannt.
Wie? auch Thränen die gab es in diesem glück-
lichen Lande?
Ja! und der Thränen fürwahr, giebt es auch
heut noch allhier.

Scheuert und spült mir das Glas! mit Thränen wollen wir's füllen
Die auf dem Heerd des Vesuvs glühend die Traube geweint.
Aber dem Todten nicht gilt, was wir hier sammeln in Liebe,
Ihm, dem Lebenden gilt's, der uns in's Leben geführt.
Hast du uns Thränen in's Auge gelockt und Lust in die Seele,
Sey nun die Thräne der Lust, Dir, dem Beglückten, geweiht!

F. Förster.

Epochen geſelliger Bildung.

(Niedergeſchrieben bey Eröffnung des Weimariſchen Leſe-Muſeums durch höchſte Begünſtigung, 25. April 1831.).

I.

In einer mehr oder weniger rohen Maſſe entſtehen enge Kreiſe; die Verhältniſſe ſind die intimſten, man vertraut nur dem Freunde, man ſingt nur der Geliebten, alles hat ein häusliches Familienanſehn. Die Zirkel ſchließen ſich ab nach außen und müſſen es thun, weil ſie in dem rohen Elemente ihre Exiſtenz zu ſichern haben. Sie halten daher auch mit Vorliebe auf die Mutterſprache, man nennte mit Recht dieſe Epoche

die Idylliſche.

II.

Die engen Kreiſe vermehren ſich und deh-

nen ſich zugleich weiter aus, die innere Zirkulation wird lebhafter, den fremden Sprachen verweigert man die Einwirkung nicht, die Kreiſe bleiben abgeſondert, aber nähern ſich und laſſen einander gewähren. Ich würde dieſe Epoche nennen die

Sociale oder Civiſche.

III.

Endlich vervielfältigen ſich die Kreiſe und ziehen ſich von innen immer mehr heraus, dergeſtalt, daß ſie ſich berühren und ein Verſchmelzen vorbereiten. Sie begreifen, daß ihre Wünſche, ihre Abſichten dieſelben ſind, aber ſie können die Scheidegränzen nicht auflöſen.

Nennen wir dieſe Epoche einſtweilen:

die Allgemeinere.

IV.

Daß ſie aber univerſell werde dazu gehört Glück und Gunſt, deren wir uns ge-

genwärtig rühmen können. Denn da wir jene Epochen, ſeit vielen Jahren, treulich durchgefördert; ſo gehört ein höherer Einfluß dazu das zu bewirken was wir heute erleben: Die Vereinigung aller gebildeten Kreiſe die ſich ſonſt nur berührten, die Anerkennung Eines Zwecks, die Ueberzeugung wie nothwendig es ſey ſich von den Zuſtänden des augenblicklichen Weltlaufs, im realen und idealen Sinne, zu unterrichten. Alle fremde Literaturen ſetzen ſich mit der einheimiſchen ins Gleiche und wir bleiben im Weltumlaufe nicht zurück. Dieſe Darſtellung möchte wohl den herzlichſten Dank und die redlichſte Panegyrik den hohen Begünſtigenden ausſprechen.

J. W. Goethe.

Le Livre des Cent-et-un.

Tom. I. Paris. Ladvocat 1831.

Die Veranlaſſung dieſes Werkes iſt, wie ſein Gehalt, jeder Aufmerkſamkeit werth. Der eben genannte wohldenkende Buchhändler, durchaus ein rechtlicher Mann, fördert ſeit geraumer Zeit manches aufſtrebende Talent, deren einige nunmehr zu Ruf und Ruhm gelangt ſind. Durch Unglücksfälle wird er in den Zuſtand verſetzt, wo er augenblicklich unterzugehen befürchten muß, und nun vereinigen ſich dankbar, für ſich, für andere, für das Ganze, eine bedeutende Anzahl vorzüglicher Schriftſteller, durch ein folgereiches Werk ihn aufrecht zu erhalten.

Dieſem Werke gedachte man zuerſt einen andern Titel zu geben; es ward angekündigt als: Le Diable boiteux à Paris, und ſollte, wie es jetzt durchgeführt wird, eine Sittenſchilderung der pariſer Zuſtände, Eigenheiten, Verborgenheiten und Oeffentlichkeiten enthalten. Bey näherem Ueberſchauen und Würdern des ſich anhäufenden Gehaltes, fand man jedoch, daß man ſich Unrecht thue an ein früheres Werk zu erinnern, welches zu einer Zeit, die der gegenwärtigen an Intereſſe nicht gleichkomme, erſchienen ſey, ſoviel Verdienſtliches auch ſolches enthalten möge. Hiervon giebt uns der Verleger in der Vorrede auf eine höchſt einfache Weiſe, ein Mitarbeiter in dem erſten Aufſatze höchſt geiſtreiche Kenntniß.

I.

Asmodée

macht anſchaulich den Unterſchied von jenem Dachabdecker, und von gegenwärtiger Behandlung eines höchſtreichhaltigen Stoffes. Asmo-

dée iſt hier der durch alle Jahrhunderte ſich durchziehende Geiſt ſcharfer Beobachtung, lieblos oder theilnehmend, vom Ariſtophanes herein durch alle Zeiten ſeine Maske nach den Forderungen der jedesmaligen Völker und Individualitäten, die ſich allein verhüllen, abändernd und einrichtend.

In dem jetzigen Paris wäre wenig geleiſtet, wenn man nur die Dächer abheben und in die obern Schlafkammern hineinblicken wollte. Unſern Mitarbeitern ſind die Feſtſäle der Großen zugänglich wie die Jammergewölbe der Gefängniſſe. Der zurückgezogenſte Miethmann iſt ihnen ſo werth als der begünſtigte Dichter, der in einem erleuchteten Saal vor einer glänzenden Geſellſchaft ſelbſt in ſeinem höchſten Glanze zu erſcheinen gedenkt. Sie führen uns an Orte die wir kennen, über deren ausführlichere Kenntniß wir uns nun erfreuen. Sie laſſen uns gealterte Perſonen ſehen, die wir vor ſoviel Jahren in glänzender wirkſamer Jugend gekannt. Die mannigfal

tigſten Denkweiſen und Gefühlarten mittheilend gewinnen ſie uns für Intereſſen welche nicht die unſrigen ſind.

Hieraus geht hervor, daß, je genauer man mit den franzöſiſchen und beſonders mit den pariſer Angelegenheiten bekannt iſt, man deſto größeren Antheil an dieſem Werke nehmen wird. Deutſche Leſer werden manches zurückweiſen, obenhin behandeln und ſich für die bedeutenden, allgemein wichtigen, in die höchſten Bewegungen des Tags eingreifenden Aufſätze erklären und dadurch für manches andere, welches ihnen nur Langeweile gemacht, ſich entſchädigt halten.

Ganz weislich ſind die verſchiedenſten Beyträge, wie man Karten miſcht, durch einandergeſchoben; in jedem Sinne geziemt es uns aber die Verſchiedenheiten zu ſondern, jedes Einzelne zu ſchätzen und bey dem erſten Theil eine Ueberſicht über die neun folgenden vorzubereiten. Nur Weniges daher aus den 18 Ar-

tikeln aus denen der erſte Band zuſammengeſtellt iſt.

II.

Une Maison du Marais.

Das kümmerlichſte Daſeyn, meiſt älterer, anſtändiger, zurückgezogener Perſonen, ganz nah am Jammer und doch eine Art von Welt, eine gewiſſe geregelte Genügſamkeit, bey grilligem Weſen der Einzelnen; ein Beharren am alten, häuslich Herkömmlichen; bey dringenden Vorfällen Nachgiebigkeit oder Ausweichen; z. B. die Hauswirthin überwirft ſich mit der Milchlieferantin; das Mißverhältniß iſt nicht herzuſtellen, ſie darf nicht mehr herein. Ein alter penſionirter Canzleyverwandter, der von der alten Milchfrau nicht laſſen will, geht alle Morgen für ſich und ſeine betagte Stocknachbarin, die Milch zum Kaffee die Straße entlang in ziemlicher Entfernung bey der herkömmlichen Milchfrau perſönlich zu holen.

III.

Le Bourgeois de Paris.

Hier ſchöpft man ſchon freyeren Athem. Ein rechtlicher tüchtiger Mann füllt ein behägliches honettes Daſeyn vollkommen aus, indem er ſich in täglicher gewohnter Beſchränkung froh findet, ja ſogar unter fordernden Umſtänden ſich nicht unſchicklich erhebt und benimmt.

IV.

Une Fête aux Environs de Paris.

Auch ein pariſer Bürger, weniger ſolid als der vorige, nöthigt Frau, Freunde und Familie in ein fremdes ländliches Element. Aus völliger Unkenntniß auswärtiger Zuſtände kommt er in mancherley Verlegenheiten, nichts aber macht ihn irre; planlos, übereilt, eigenſinnig, wird alles mißlich und ungenießbar

vor ihm her, aber es kümmert ihn nicht wenn gehoffte Freuden verfehlt werden. Von drohenden Gefahren hat er keinen Begriff, daher geht er kühn drauf los, compromittirt ſeine Geſellſchaft aufs Schlimmſte; aber ſogar zuletzt tüchtig durchgeprügelt bleibt er immer der behagliche Bürger.

V.

La Conciergerie.

Wir kehren in die engſte Stadt zurück. Ein Jüngling von ſechszehn Jahren wird zufällig in einem Hauſe ergriffen, wo die Polizey eine Verſchwörung ahnet. Höchſt merkwürdig iſt es, wie auf dem Eingeführten ſogleich die eigenthümlichen Charactere der obern, mittlern und untern Angeſtellten gewaltſam laſten. Gräulich iſt der Zuſtand; deſto erwünſchter ein Funke Menſchlichkeit, der wie ein Stern dieſe düſtern Gewölbe, wenn auch nur ſchwach und ſchwankend, erleuchtet.

VI.

La Morgue.

So werden die Gewölbe genannt, wo unter einem uralten Gebäude die unerkannten im Waſſer oder ſonſt gefundenen Todten zur Schau niedergelegt werden. Wie oft hat uns die Beſchreibung und Erzählung von dieſer traurigen Stätte getrübt und geängſtigt; hier aber werden wir auf das Anmuthigſte wieder ins Leben geführt. Zwey zu dieſer Anſtalt verpflichtete Männer, leben unter demſelben Dache über dieſen ſich täglich erneuernden Gräuelſcenen; wir werden in ihre Familien eingeführt und finden recht hübſche, wohleingerichtete anſtändige Leute; beſcheidene aber wohlgearbeitete Mobilien, Ordnung und Zucht, ein Piano und bey dem einen Bewohner vier hübſche wohlerzogene heitere Töchter. Haben die mit Tagesfarben gemalten Zimmer uns erheitert, ſo begegnen wir unten gleich wieder dem größten Jammer. Eine Amme, auf der

Poſt fahrend, ſchläft ein und läßt das ihr anvertraute Kind, das ſie aufs Land bringen will, von ihrem Schooße unter die Füße der Mitreiſenden ſchlüpfen und zieht es todt hervor. Das Betragen, ſo wie die Worte dieſer Frau ſind trefflich mitgetheilt, ihre Verzweiflung ſcheint ſich zu mildern indem ſie ſich entfernt, allein ſie wird Abends todt neben das Kind gelegt.

VII.

Le Jardin des Plantes.

Gedicht von zwey verbündeten Poeten, einen freundlichen Beſuch an dieſem dem Leben und der Wiſſenſchaft gewidmeten Orte gar wohl ausſprechend.

VIII.

Le Palais Royal

mag als Gegenſatz, gegen jenen Naturfrieden hier ſeine Wirkung thun; zu Tauſenden und Abertauſenden iſt dieſes einzige Gebäude

durchwandert, beſprochen und beſchrieben worden, und immer bleibt doch dieſe gegenwärtige Darſtellung für den Kenner früherer Zuſtände höchſt intereſſant. Er findet ſich befriedigt zu erfahren, wie es in dieſen Ausdehnungen gegenwärtig ausſieht, in dem Augenblicke als der Beſitzer dieſe königlichen Räume verläßt um in königlicheren ſeine Reſidenz aufzuſchlagen.

IX.

Une Maison de la Rue de l'Ecole de Médecine.

Aus jenem Getümmel werden wir in eine unbedeutende Wohnung, worauf die größten Erinnerungen haften, geführt. Wenn auch nicht oft, ſo geſchieht es doch zuweilen, daß junge, edle, lebhafte Männer, die, wenn man ſo ſagen darf, für eine glühende Neigung im Augenblick keinen Gegenſtand finden, ſich zurück auf die Weltgeſchichte, auf Biographien, Romane werfen, und ſich dort, ihre Leiden-

ſchaft nährend, dergeſtalt verweilen, daß, da die Entſchwundene nicht mehr zu ergreifen iſt, ſie ſich aufs emſigſte nach der Localität wo ſie gelebt, gewirkt, gehandelt, umthun, nach einer ſo heilig gehaltenen Stelle wallfahrten und, wenn ſie es vermöchten, gern über das engſte Gemäuer einen Tempel der Verehrung aufrichteten.

Hier ſehen wir einen trefflichen jungen Mann, der ſich der Erinnerung an Charlotte Corday hingiebt, Marats Wohnung aufſucht, ſie zuletzt auswittert, die düſtere Treppe hinauf den Schritten der Heroine folgt, dann das enge Vorzimmer wo ſie gewartet hat betritt und nicht ruht, bis ihm das Cabinet eröffnet wird, wo die Bade-Wanne geſtanden und wo der Todesſtreich gelingt. Weniges, verſichert man ihm, ſey ſeit jener Zeit verändert; wo denn auf- und abſteigende Geiſter jener verbündeten Tyrannen ihn umdrängen und ihm beym Scheiden die ohnehin ſchmale Treppe verengen.

Durch dieſe Localität, ſo wie durch manche andere triviale Umſtände, wird jene That wirklich größer und gräßlicher in unſerer Einbildungskraft unſerem Gefühl wieder hervorgerufen.

X.

Le Bibliomane.

Wir gelangen in einen etwas mehr heiteren aber doch am Ende bänglichen Zuſtand. Das Seltene und oft Einzige alter Ausgaben ſteigert ſich dergeſtalt in einem Liebhaber ſolcher Curioſitäten, daß es zuletzt in Wahnſinn übergeht und er über eine verſäumte Auction in völlige Verirrung verfällt, von welcher ihn nur der Tod befreyt. Es iſt nicht zu läugnen, daß dergleichen Liebhabereyen, wenn ſie nicht die Organe eines höhern Intereſſes ſind, immer in eine Art von Verrücktheit ausarten. Einem unſerer ehrwürdigen alten Bekannten machte man die Bemerkung, daß er

ein Buch, das er in einer vorſeyenden Auction im Catalog angeſtrichen, ſchon dreymal beſitze: „Ein gutes Buch kann man nicht zu oft haben," verſetzte er, und es ward zum vierten Mal angeſchafft.

Bey Kupferſtichen, beſonders eigenhändigen Radirungen der Meiſter, kommt genau beſehen etwas ähnliches vor. Doch liegt die Entſchuldigung hier näher, weil zwiſchen Exemplaren meiſt ein großer Unterſchied ſtatt findet.

XI.

Les Bibliothèques publiques.

Es iſt höchſt wichtig in ſolche Zuſtände hineinzuſehen. Die Bücher werden maſſenweiſe verborgt, die Rückgabe nicht betrieben. Möge doch jeder Bibliothekar ſeine Hand ans Herz legen und ſich freuen wenn es in ſeinen Schatzkammern anders ausſieht.

XII.

Une première représentation.

Das Herannahen des unſeligen Geſchickes eines Stücks, welches zuletzt ausgepfiffen wird, iſt recht heiter und ausführlich vorgetragen.

Man kann dieſen und andere Aufſätze, deren Gegenſtand uns ſchon früher bekannt war, doch immer als Muſterbilder anſehen, die ſolche Gegenſtände in ihrer allgemeinen Characteriſtik darſtellen. Höchſt intereſſant aber iſt

XIII.

Les Soirées d'Artistes.

Man ſieht in ein geſelliges lebhaftes Kunſtleben hinein, wo ſich talentvolle junge Männer auf geiſtreiche Weiſe geſellig unterhalten. Auch hier läßt ſich das anarchiſche Prinzip einigermaßen bemerken; jeder ſcheint als Künſtler nach ſeiner eignen Weiſe zu verfahren, eine heitere Geſelligkeit verbindet ſie, von keinem Meiſter iſt die Rede von dem man etwas zu

lernen dächte, auf deſſen Urtheil ſich irgend ein Unternehmen bezöge. David iſt längſt abweſend und todt, und das Talent des Baron Gérard ſcheint außer dieſem Kreiſe zu liegen. So angenehm aber es auch ſeyn muß, viele Namen vorzüglich anerkannter Talente, begleitet von einiger Characteriſtik, kennen zu lernen, ſo hat doch

XIV.

Abbaye au Bois

ein allgemeineres Intereſſe. Wer erwartete in dieſen ehmals verſumpften und düſteren Kloſterräumen, welche zwar immer vorzügliche Menſchen beherbergten, gegenwärtig mehr als Einen literariſchen Salon eröffnet zu ſehen. Mehr oder weniger bejahrte Frauen, durch den Wechſel der Zuſtände ihrer früheren glänzenden Wirkſamkeit beraubt, wohnen dort zur Miethe, in anſtändigen Zimmern. Madame Recamier verſammelt noch immer achtenswerthe, ſie hochachtende Perſonen.

Nun aber aus dieſem von allem Geräuſch entfernten ſtillen Bleiben werden wir

XV.

Zu einem Feſte im Palais Royal

aufgerufen. Hier wird Carl X. zum letzten Mal von ſeinen Verwandten gefeyert, vom Volke mit einem Lebehoch begrüßt. Der König von Neapel bewundert ſelbſt das Feſt, womit man ſeine Gegenwart honorirt; aber eine Ahnung ſchwebt durch die erleuchteten Prachtgemächer, und man erlaubt ſich zu geſtehen, daß man auf einem Vulkan jubele.

Dieſer, wir dürfen es wohl geſtehen, welthiſtoriſche Aufſatz, überleuchtet die übrigen; das von ihm ausgehende mächtige Licht verblendet die Leſer dergeſtalt, daß ſie den übrigen vorgemeldeten Aufſätzen nicht Gerechtigkeit, kaum eine billige Aufmerkſamkeit ſchenken mögen. Dieß iſt aber nicht unſer Fall, wie man bisher geſehen hat, und wir gedenken daher noch mit Freundlichkeit

XVI.

Eines Liedes von Béranger an Chateaubriand.

XVII.

Einer Antwort dieſes Letztern und

XVIII.

L'ingratitude politique.

Dieſe drey letzten Beyträge haben einigermaßen das Gepräge einer individuellen Politik; wie es denn auch in der Folge nicht anders ſeyn kann, daß zwiſchen den Hundert und Einem ſich differente Geſinnungen hervorthun. Genug, daß, indem ſie gegeneinander überſtehen, ſie ſich nicht aus dieſer Geſellſchaft vertreiben und ausſchließen.

Wenn uns nun der erſte Theil ſchon zu ſo manchen Betrachtungen Gelegenheit gegeben, was werden uns nicht die nächſt zu erwartenden neun übrigen Bände zu ſchaffen machen.

Goethe.

Für junge Dichter.

Nur allzu oft werden mir von jungen Männern deutſche Gedichte zugeſendet mit dem Wunſch: ich möge ſie nicht allein beurtheilen, ſondern auch über den eigentlichen dichteriſchen Beruf des Verfaſſers meine Gedanken eröffnen. Wie ſehr ich aber dieſes Zutrauen anzuerkennen habe, ſo bleibt es doch im einzelnen Falle unmöglich das Gehörige ſchriftlich zu erwiedern, welches mündlich auszuſprechen ſchon ſchwierig genug ſeyn würde. Im Allgemeinen jedoch kommen dieſe Sendungen bis auf einen gewiſſen Grad überein, ſo daß ich mich entſchließen mag für die Zukunft einiges hier anzudeuten.

Die deutſche Sprache iſt auf einen ſo ho-
hen Grad der Ausbildung gelangt, daß einem
jeden gegeben iſt, ſowohl in Proſa, als in
Rhythmen und Reimen, ſich dem Gegenſtande
wie der Empfindung gemäß, nach ſeinem Ver-
mögen glücklich auszudrücken. Hieraus erfolgt
nun, daß ein jeder, welcher durch Hören und
Leſen ſich auf einen ſolchen Grad gebildet hat
daß er ſich ſelbſt einigermaßen deutlich wird,
ſich alſobald gedrängt fühlt ſeine Gedanken
und Urtheile, ſein Erkennen und Fühlen, mit
einer gewiſſen Leichtigkeit mitzutheilen.

Schwer, vielleicht unmöglich, wird es aber
dem Jüngeren einzuſehen, daß hiedurch, im
höhern Sinne, noch wenig gethan iſt. Be-
trachtet man ſolche Erzeugniſſe genau, ſo wird
alles was im Innern vorgeht, alles was ſich
auf die Perſon ſelbſt bezieht, mehr oder weni-
ger gelungen ſeyn, und manches auf einen ſo
hohen Grad, daß es ſo tief als klar, ſo ſicher
als anmuthig ausgeſprochen erſcheint. Alles
Allgemeine, das höchſte Weſen wie das Va-

terland, die gränzenloſe Natur, ſo wie ihre einzelnen unſchätzbaren Erſcheinungen überraſchen uns in einzelnen Gedichten junger Männer, woran wir den ſittlichen Werth nicht verkennen dürfen, und die Ausführung lobenswürdig finden müſſen.

Hierin liegt aber gerade das Bedenkliche: denn viele, die auf demſelben Wege gehn, werden ſich zuſammen geſellen und eine freudige Wanderung zuſammen antreten, ohne ſich zu prüfen, ob nicht ihr Ziel allzufern im Blauen liege.

Denn leider hat ein wohlwollender Beobachter gar bald zu bemerken, daß ein inneres jugendliches Behagen auf einmal abnimmt, daß Trauer über verſchwundene Freuden, Schmachten nach dem Verlornen, Sehnſucht nach dem Ungekannten, Unerreichbaren, Mißmuth, Invectiven gegen Hinderniſſe jeder Art, Kampf gegen Mißgunſt, Neid und Verfolgung die klare Quelle trübt, und ſo ſehen wir die

heitere Geſellſchaft ſich vereinzeln und ſich zer⸗ſtreuen in miſanthropiſche Eremiten.

Wie ſchwer iſt es daher, dem Talente je⸗der Art und jedes Grades begreiflich zu ma⸗chen: daß die Muſe das Leben zwar gern begleitet, aber es keineswegs zu leiten verſteht.

Wenn wir beym Eintritt in das thätige und kräftige, mitunter unerfreuliche Leben, wo wir uns alle, wie wir ſind, als abhängig von einem großen Ganzen empfinden müſſen, alle früheren Träume, Wünſche, Hoffnungen und die Behaglichkeiten früherer Mährchen zurück⸗fordern, da entfernt ſich die Muſe und ſucht die Geſellſchaft des heiter Entſagenden, ſich leicht Wiederherſtellenden auf, der jeder Jah⸗reszeit etwas abzugewinnen weiß, der Eisbahn wie dem Roſengarten die gehörige Zeit gönnt, ſeine eignen Leiden beſchwichtigt und um ſich her recht emſig forſcht, wo er irgend ein frem⸗des Leiden zu lindern, Freude zu fördern Ge⸗legenheit finde.

Keine Jahre trennen ihn ſodann von den holden Göttinnen, die, wenn ſie ſich der befangenen Unſchuld erfreuen, auch der umſichtigen Klugheit gerne zur Seite ſtehen; dort das hoffnungsvolle Werden im Keime begünſtigen, hier eines Vollendeten in ſeiner ganzen Entwickelung ſich freuen. Und ſo ſey mir erlaubt dieſe Herzensergießung mit einem Reimwort zu ſchließen:

Jüngling merke dir, in Zeiten
Wo ſich Geiſt und Sinn erhöht:
Daß die Muſe zu begleiten,
Doch zu leiten nicht verſteht.

Goethe.

Ueber Objectives und Subjectives in der Kunſt.

I.

An Goethe.

Wetzlar, 12. September 1831.

Verehrteſter, theuerſter Freund!

Dieſe letzten Augenblicke des hieſigen Aufenthalts bringen ſo viel Wehmüthiges über mich, daß ich äußerer Mittel bedarf, um einen heitern Abſchied nehmen zu können. So wende ich mich denn zunächſt an Sie mit dem innigſten Danke für die Liebe, die Sie auch hier mich im Stillen haben mitempfinden laſſen. Ihr Geiſt war es, der mich auf allen

dieſen Höhen, in allen Thälern, in Gärten, auf Wieſen und Weiden beglückte: ich war nirgend ohne Sie.

Möchte doch ein Landſchafter von Talent dieſer anmuthigſten Gegend ſeine Studien widmen! Käme ihm dann, wie mir, bey jedem Tritte Ihr jugendlicher Geiſt entgegen, ſo würde ihm die Bedeutung aller der unendlich ſchätzbaren Einzelnheiten im rechten Momente inne werden, an denen die Menſchen ſtumm vorübergehen.

Hiebey fällt mir ſehr gelegen Ihr Brief an Schiller No. 349. *) wieder bey, auf welchen dieſer Treffliche in No. 359. **) Ihnen nicht genug that und über den ich, wie über Vieles, Ihnen ſchon vor Jahren Antwort ſchuldig geblieben. Da ich mich dieſes Falles, der mir damals zu eigener Entwickelung eines

*) Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe. 3. Band, S. 202 u. f.

**) S. 205 u. f.

der Hauptbegriffe verhalf, durch welche Sie unſre Zeit auf eine erhöhete Bildungsſtufe gehoben haben, nunmehr klar erinnere, ſo erlauben Sie, daß ich mich darüber ausſpreche.

Sie hatten bey jenem Aufenthalte zu Frankfurt, der Sie innerlich ſo tief erregte, zum erſten Male mit Bewußtſeyn das Bedeutende als ein Objectives erkannt, eine Wahrnehmung, die, als bewußte, vielleicht ſeit Anbeginn der griechiſchen Kunſtepoche nicht wieder gemacht worden war, unbewußt aber von jeher aller Kunſt zu Grunde lag. Sie ſchrieben ſolche einer Art von Sentimentalität zu, und dieß ſcheint Schiller irre geführt zu haben, indem er Ihren Begriff des Objectiv-Bedeutenden oder Symboliſchen nicht zu faſſen wußte, ſondern alles Bedeutende lediglich in die Empfindung des Subjects ſetzte. Gewiß würde Schiller ſpäterhin die Schwäche ſeines Räſonnements erkannt haben, und in den folgenden Briefen ſcheint er, von der Sache ergriffen, verſucht zu haben, Ihren Spuren

nachzukommen; aber es gelang ihm damals nicht. Durch Ihre Propyläen muß er aber unfehlbar damit aufs Reine gekommen ſeyn. Wie wäre das Bedeutende zur Anſchauung zu bringen, wenn es nur vom anſchauenden Subjecte abhinge? Wie wäre Kunſt überhaupt alsdann möglich? Und eben ſo wenig kann das Bedeutende, wie Schiller meint, überall vorhanden ſeyn, wo das Subject es zu empfinden in der Stimmung iſt; es iſt vielmehr nur da vorhanden, wo es an ſeiner Stelle iſt, oder wo ſeine Stellung es bedeutend macht. Dieſe Stellung, in der das Bedeutende allein als bedeutend erſcheint, ſey ſie in der Zeit, das heißt in der Succeſſion, wie in den Fällen, die Ihr Frankfurter Brief bezeichnet und wie in der Poeſie es überhaupt nur möglich iſt, oder im Raume, wie in der bildenden Kunſt, gegeben, ſo iſt es eben des Poeten, des Künſtlers glücklicher Beruf, ſie zu finden, zu erkennen, und zur Kunſtdarſtellung anzuwenden. Kein Wort, keine Linie,

keine Figur, können Poet und Künſtler anders als in dieſem mehr oder weniger bewußten Sinne hinſtellen; nichts gilt, nichts wirkt in der Kunſt, wobey nicht zunächſt die Bedeutung intendirt würde. Alle Realitäten als ſolche liegen außer der Kunſt; daher auch das Characteriſtiſche nicht, wie Hirt noch letzthin that, mit dem Bedeutenden verwechſelt werden kann, da es an ſich lediglich real iſt und erſt durch die ihm angewieſene Stellung bedeutend wird.

Um gegen Schiller gerecht zu ſeyn, ſagen wir jedoch, daß allerdings das Subject durch ſeine Behandlung das gleichgültigſte Object zur Bedeutung zu erheben vermag; dieß geſchieht aber eben durch beſtimmte Anweiſung der Stelle in Zeit oder Raum, in der es bedeutend erſcheint, und die in der natürlichen Erſcheinung nicht ſtatt fand, oder nicht klar wurde.

Es giebt aber Potenzen oder Steigerungen des Bedeutenden; die Benennung des Symboliſchen möchten wir vorzugsweiſe der höch-

ſten Potenz deſſelben vorbehalten. Hierüber wäre vieles zu ſagen; Schiller aber, ſo trefflich er in dem Briefe No. 360. über die Mißgriffe unſerer realiſtiſchen, idealiſtiſchen und phantaſtiſchen Künſtler und Poeten ſpricht, ſo richtig er findet, daß die Schwierigkeit darin liegt, einen realen Gegenſtand zum Kunſtgegenſtande zu erheben, ſcheint damals den in Ihrem Briefe angedeuteten eigentlichen Weg dazu nicht gewahr worden zu ſeyn. Ihre Reiſe in der Schweiz verhinderte Sie, ihm darüber zu antworten; und ſo mußte dieſes wichtigſte aller Themata für dasmal auf ſich beruhen bleiben.

Kehre ich nun zu meiner hieſigen Gegend zurück, die mich ſeit ſechs Jahren beglückt hat, ſo leiſtet ſie reichlich und überreichlich alles, um mit wenigem Davon= und Dazuthun eine Reihe der bedeutendſten Landſchaften, von der idylliſchen bis zur heroiſchen zu componiren. Caſpar Pouſſin hat wohl kaum irgendwo bequemer gelegene Studien zu machen gefunden;

und welche Wirkung eine ſo auf Stegen und Wegen anſprechende Localität auf den poetiſchen Geiſt übt, erſehen wir ja mit innigſtem Genuſſe aus Ihrem Werther.

Und ſo nehme ich denn in ſchmerzlich getrübten Tagen mit herzlichſter Dankbarkeit von dieſer wundervollen Natur Abſchied, und weiß es, daß ich dieſen Dank zunächſt Ihnen ſchuldig bin. Aus der ſtillen Beſchränkung dieſes Orts trete ich bald in die große Welt der Rheingegenden, und ſo ſoll auch mein Fleiß nicht ferner einſam auf ſeinen eignen Zweck beſchränkt bleiben.

Klagen muß ich Ihnen aber doch, weil ich ſo oft daran erinnert werde, wie ſehr wir entbehren, ſeit Sie Ihre lieben Hefte über Kunſt und Alterthum nicht mehr fortſetzen. Iſt die Welt ſo ganz in den Jammer der thörichtſten Selbſtvernichtung verſunken, daß ſie dieſe koſtbaren Anregungen nicht mehr zu ſchätzen weiß? Die politiſche Krankheit unſerer Zeit wird ſie, fürchte ich, ihrer edelſten Kräfte berauben;

aber es iſt ſo vergebens, an die Rettung des Ganzen zu denken, daß der Einzelne mit größ=ter Beſonnenheit kaum ſich ſelbſt zu retten hof=fen darf.

Vor einigen Tagen, um 1 Uhr Mittags ſah ich von einer ſteilen Höhe herab, bey mil=dem Regen mit Sonnenſchein, einen Regen=bogen auf der tief unter mir liegenden Fläche des Thales, welcher beinahe einen vollſtändi=gen Kreis beſchrieb.

Laſſen Sie uns bald froh vernehmen, wie Ihr ſich ſtets erneuernder Genius uns zu be=glücken nie ermüdet.

Ewig

Ihr

treu ergebener

Schulz.

Antwort.

II.

An Herrn G. O. R. R. Schulz, zu Bonn.

Weimar, 18. Septbr. 1831.

Auf Ihr ſo werthes, treubedeutendes Schreiben alſobald einiges zu erwiedern, fange ich, verehrter Freund, folgendermaßen an.

Auf dem freyen Platze meinem Hauſe gegenüber ſteht ein großes anſtändiges Waſſerbecken, welches von einer ſtark fließenden Röhre hinreichend genährt wird. Dahin kommen, beſonders Morgens und Abends, Frauen, Töchter, Mägde, Geſellen, Kinder, das nothwendige Ingredienz ihres Daſeyns abzuholen.

Hier iſt das Geſchäft einfach und doch mannigfaltig: aus dem Becken wird geſchöpft, in Butten gegoſſen, zum Reinigkeitsgebrauche auf dem Rücken fortgetragen. Zum Trinken werden Krüge unter die Röhre geſtellt, zu Koch= und feinerem Bedürfniß Eimer untergeſchoben. Dabey iſt nun die Haltung der Handelnden und Abwartenden nie dieſelbe; die Mannigfaltigkeit der Gebärden iſt unendlich, die Stellung derjenigen die im Beſitz des Empfangens iſt, ſowohl als die der andern die auf den Augenblick paßt, bis die Reihe an ſie kommen ſoll, zeigt keine Spur von Ungeduld, alles geht im Takt und doch iſt ein feiner Unterſchied zwiſchen Einer und der Andern zu bemerken. Salat an Ort und Stelle zu waſchen iſt jetzt ſtreng polizeilich verboten. Schade! das gab recht artige häusliche Stellungen, und doch bleibt noch genug übrig, von der früh ankommenden Einſamen, bis zum Gedränge der höhern Tagesſtunden, bis zuletzt die ganze Anſtalt wieder verlaſſen daſteht, und

doch endlich noch ein Knabe auf den Rand des Beckens bis zu dem Pfeiler hinaufſteigt um ſich, über die Röhre gebückt, unmittelbar aus derſelben zu erquicken.

Hier wäre nun Gelegenheit, wo der bildende Künſtler beweiſen könnte, was er zu ſehen, zu faſſen, zu wählen und nachzubilden im Stande ſey. Eine nothwendige unerläßliche Handlung der Menſchheit in allen ihren Momenten zu ſtudiren, wo jeder bedeutend iſt, aber auch manchmal ganz pertinent, ſchön, grazios und vom beſten Sinn und Styl ſeyn kann. Und ſo hätten wir einen Fall für tauſend, woraus evident iſt, daß ohne unmittelbare Vereinigung von Object und Subject kein lebendiges Kunſtwerk zu Stande kommen kann.

Ich danke der kritiſchen und idealiſtiſchen Philoſophie, daß ſie mich auf mich ſelbſt aufmerkſam gemacht hat: das iſt ein ungeheurer Gewinn; ſie kommt aber nie zum Object, dieſes müſſen wir ſo gut wie der gemeine Menſchenverſtand zugeben, um an dem unwandel-

baren Verhältniß zu ihm die Freude des Lebens zu genießen.

Vorſtehendes eiligſt Verfaßte möge den verehrten Freund bey glücklicher Ankunft in Bonn begrüßen und ihn veranlaſſen, von Zeit zu Zeit von ſeinem theuern Befinden und ſeinen würdigen Gedanken Meldung zu thun. Denn ſelbſt auf jenen erſten Brief, der mich zu dem Gegenwärtigen veranlaßte, habe noch manches zu erwiedern und würde ſehr erfreut ſeyn, Verſchiedenes mir am Herzen Liegende im Vertrauen mittheilen zu können, da man mit der Menge und Maſſe des Tags ſich nicht gern weiter befaſſen möchte.

Und ſomit Glück zum Eintritt, in Hoffnung freudiger Folge, ſtetige Behandlung und Mittheilung längſt begonnener würdiger, wichtiger Unternehmungen, und alſo für das Nächſte und Künftige das Beſte.

Weimar, 18. Sept. 1831.

Goethe.

„Im Sinne der Wanderer."

Als vor beynahe dreyßig Jahren, im Gedränge ſo vieler Urtheile, Betrachtungen, Studien und Deutungen, zu welchen Wilhelm Meiſters Lehrjahre damals in der deutſchen gebildeten Welt den unerſchöpflichen Stoff boten, auch zuerſt der Spruch verlautete: Das ganze Buch ſey gleichſam eine Frucht, reich und ſchön um den Kern herumgewachſen, der in ihm durch zwey Textſtellen gebildet werde, von denen die eine bedeutungsvoll ausdrückt, wie die Erde in der alten Welt überall ſchon in Beſitz genommen ſey, und die andre ſchmerzlich beklagt, daß dem Menſchen nicht allein ſo manches Unmögliche, ſondern auch ſo manches Mögliche verſagt worden; — als dieſer Spruch

zuerſt vernommen wurde, konnte er faſt nur befremden: denn der leichte Sinn der meiſten Leſer wird im Genuſſe des Einzelnen durch jede Hindeutung auf ein inneres Ganze faſt immer unangenehm geſtört, und ſelbſt der tiefere ſcheut gar oft vor dem Gedanken zurück, der ihm als ungewohnte Geſtalt und auf noch unbetretenem Pfad erſcheint. So wurde denn jene Aeußerung, obwohl von einer Seite her kommend, der man ſonſt gern urſprüngliche und lichte Wahrheit, einfaches und gradedurchgehendes Erſchauen anzuerkennen gewohnt war, von den Meiſten als ein ſeltſames, nicht zu verſtehendes Paradoxon mit bloßem Verwundern angehört, oder als ein willkürlicher, nicht begründbarer Einfall mit Kopfſchütteln beſeitigt.

Doch hätte ſchon damals ein weiteres Entfalten der hier zum Grunde liegenden Gedankenverbindung ſehr gut geſchehen und der Eingang zu allgemeinerem Verſtändniſſe ſich leicht eröffnen laſſen, wenn jemand des Sinnes geweſen wäre, auf den Gehalt jenes Werkes eben

ſo kritiſch Augenmerk und Fleiß zu richten, als bis dahin vorzugsweiſe nur dem Stoffe und der Geſtalt deſſelben zu Theil geworden war. In dem Buche ſelbſt lagen noch Elemente und Beziehungen genug aufzufinden und zu vereinigen, welche jenen Gedanken tragen und heben mußten, und die beiden Textſtellen konnten in mehr oder minder verhüllten Variationen dem leiſen Aufmerken noch oft vernehmbar durchklingen. Weſſen Sinn auf inneren Zuſammenhang und tiefere Bedeutung gerichtet war, mußte wohl dunkel fühlen, daß es mit den merkwürdigen Bekenntniſſen und Ausbrüchen, welchen die Alte bey Erzählung von Marianens Tod über deren und ihre eignen Verhältniſſe ſich überläßt, und worin der Zuſtand der Proletarien, der Verwahrloſten und Bedrückten in erſchütternder Nacktheit gezeigt wird, noch etwas ganz anderes auf ſich hat, als durch ein groteskes Nachtſtück die dichteriſche Wirkung wechſelvoll zu erhöhen.

Auffallend und bedeutend mußte es auch

erſcheinen, als unvermuthet nachgewieſen wurde, was einer neuen Entdeckung gleichkam, daß jene beyden Texte, auf welche ein ſo großer Werth gelegt werden ſollte, von Goethe'n ſelbſt im Stillen ſchon mit einem beſondern Nachdruck verſehen waren, indem er ſolche bey andrem Anlaſſe wiederholt und beyde an verſchiedenem Orte nochmals der Betrachtung ausgeſtellt hatte, den einen nämlich in den Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten, und den andern in den Beylagen zu Cellini's Lebensbeſchreibung. Vieler nicht ſo unmittelbaren Hindeutungen oder Anklänge zu geſchweigen, die ſich in ſeinen Schriften auch ſonſt für dieſes Thema zahlreich finden ließen.

Eine ſtarke Sammlung würde es geben, wollte man alles vereinigen, was über Wilhelm Meiſters Lehrjahre, ſeit der erſten Erſcheinung dieſes Romans, geſchrieben und vorgetragen, mit einſichtiger Würdigung gedacht und belehrend ausgeſprochen, oder auch mit unzulänglichem Vermögen gefabelt und ver-

nünſtelt worden. Der Dichter hat alles dieſes, den Tadel wie das Lob, den guten wie den böſen Willen, ſchweigend vorübergehen laſſen, und ſich niemals über ein Urtheil, wiefern er ihm beyſtimme oder nicht, erklärt. Die richtige Deutung und das hellere Verſtändniß ſeines Werkes bereitete er auf die ſicherſte und bündigſte Weiſe durch deſſen Fortſetzung, die denn auch endlich, nach mehr als zwanzigjährigem Zwiſchenraume, als Wilhelm Meiſters Wanderjahre an das Licht trat.

Hier fand ſich unvermuthet, zum Wunder und Staunen derer, welche jener Textſtellen eingedenk waren, die eine derſelben, die Betrachtung über den ſchon genommenen Beſitz alles Bodens, in neuer Wendung wiederholt, und die Beſtätigung, welche dadurch für die Wichtigkeit jener Stelle ausgedrückt wurde, mußte um ſo größer ſeyn, als Goethe'n nicht unbekannt geblieben war, zu welchem Werthe man ſie hatte erheben wollen. Als nach abermaligem Verlauf einer Reihe von Jahren das

ganze Werk in veränderter und vollerer Geſtalt nochmals erſchien, kam jene Wiederholung darin ſogar doppelt vor.

Mehr aber, als dieſes buchſtäbliche Zeugniß, ſprach nunmehr der geſammte Gang und Inhalt des Werkes, wie ſolche jedem Auge ſichtbar werden konnten, für das Daſeyn eines tief eingreifenden, aus dem Zuſtande der Welt geſchöpften und in das Leben zurückwirkenden Gedankens, wie er in jenen Textworten allerdings nach beyden Hauptſeiten, nach der materialen und nach der idealen hin, ausgedrückt worden.

Und auch auf die Lehrjahre fiel jetzt eine ganz neue Beleuchtung zurück; ein bisher wenig vortretender, ein oft ganz überſehener Inhalt erſchien inmitten der zarten Herzens- und Geiſtesangelegenheiten wirkſam, und zeigte ſich in unmittelbarer ſtrenger Beziehung mit den deutlicher herausgearbeiteten derartigen Beſtandtheilen der Wanderjahre. Wir haben dieß ſchon vor längerer Zeit ausgeſprochen und

die Meinung aufgeſtellt: die zwey letzten Bücher der Lehrjahre ſonderten ſich bereits merklich von den früheren ab, und reiheten ſich faſt ſchon den Wanderjahren zu.

Bevor wir nun weiter ſchreiten, laſſen wir einige allgemeine Betrachtungen, die ſich aufdrängen, hier vorangehen, da ſie unſern Weg auf dieſe Art nur erleichtern.

Was man von Shakſpeare geſagt hat, daß er auf den Scheidewegen und Uebergängen zweyer Zeitalter ſtehe, gilt im Grunde von jedem Dichter, dem dieſer Name im großen Sinne des Wortes zukommt, und dieſe Stellung gehört recht eigentlich zu den Bedingungen, welche ſein Erſcheinen tragen, ſeiner Ausbildung und Wirkſamkeit die Mittel darbieten, und ihm die reife widerſtrebende Welt, ſo wie die unreife harrende, gleichſam als die Stoffe ſeiner Kunſt in die Hände liefern.

Goethe's Leben und Dichten gehört ohne Frage einem der Zeitabſchnitte an, die im Gegenſatze des Erbauens und Vereinens mit Recht

vom Zerfallen und Zerſetzen den Namen erhal=
ten können, und die letzte Hälfte des achtzehn=
ten nebſt dem Anfange des neunzehnten Jahr=
hunderts ſind unſtreitig als ein Gipfel ſolcher
weither vorbereiteten Epoche anzuſehen. Man
glaubte die Reformation des ſechszehnten Jahr=
hunderts längſt abgeſchloſſen, ihrem Weiter=
wirken feſte Schranken geſtellt, als dieſes grade
mit Rieſenſchritten ſich fort und fort ausbrei=
tete. Daſſelbe hatte den kirchlichen Boden,
den es der früher allgemeinen Kirche glücklich
abgekämpft, nur verlaſſen, um ſich mit voller
Kraft in alle weltlichen Gebiete zu ergießen,
und dort gleicherweiſe aufzuräumen. Von dem
in jener Bewegung empfangenen Anſtoße laſ=
ſen ſich in ſtrenger Folge alle fernere Bewegun=
gen ableiten, welche die Mitte des europäi=
ſchen Lebens ſeitdem ergriffen und gegen Ende
des vorigen Jahrhunderts in einen allgemeinen
Kampf gedrängt haben, der noch keineswegs
geſchlichtet iſt, ſondern ſeinen Zwieſpalt nur
ſtets in höhere Grundſätze und Intereſſen über=

leitet. Es darf uns nicht irren, daß der Gegenſatz zweyer Zeitalter, eines weichenden und eines andringenden, ſelber zu einer hohen Bildung gedient hat, indem der Geiſt der Wiſſenſchaft und der Dichtung ſich des Kampfes bemeiſterte und über ihn erhob; das wirkliche Leben mußte darum nicht weniger die tiefſten Leiden überſtehen, mußte von Sturm hart ergriffen und vielfältig zerſchellt werden.

Das Bild dieſes Lebens konnte deßhalb nur um ſo reicher ausfallen, die Poeſie vor allem erfüllte den Auftrag, daſſelbe zu erfaſſen und in ihren ewigen Geſtalten veredelt aufzubewahren, ſo redlich als glänzend.

Goethe's ganze Dichtung iſt faſt nur das Bild der Zerrüttungen einer mit ſich ſelber in Zwieſpalt gerathenen Welt, und wenn er einerſeits die Geſtaltungen dieſes Zwieſpalts durch den Zauber und die Anmuth ſeines künſtleriſchen Genius mildert, jedes Vorhandene durch die ihm inwohnende Wahrheit in ſeiner Berechtigung zum Daſeyn darſtellt und ſomit

gleichſam verſöhnt und harmoniſirt, ſo wird ihm andrerſeits nicht erlaſſen, kraſt eben derſelben Kunſt und Wahrheit auch manchen noch im Verborgenen ruhenden Widerſtreit aus dem geheimen Dunkel hervorzuziehen und grell und ſcharf an das Tageslicht zu bringen. In dieſer Stellung und Aufgabe des Dichters liegt vollſtändig der Schlüſſel zu allen verkehrten Anforderungen und Vorwürfen, welche ein beſchränkter und von allem Unverſtandenen beunruhigter Sinn von jeher dem Dichter in Betreff der Sittlichkeit machen will, die doch ſeinen Werken im höchſten Grade inwohnt, auch wo er ſie für blöde Augen zu verletzen ſcheint.

Denn grade die Zerrüttung und Auflöſung der alten Lebensformen, welche längſt krank und ſchadhaft das friſche Leben an ihren Tod feſſeln möchten, und dieſes neue Werdende, welches noch keine Sanction hat, die unerkennbar gewordene Verwicklung der ewigen Legitimität mit deren zeitlicher Uſurpation, grade dieß iſt ja der Stoff, den die Poeſie einer ſol-

chen Epoche aufnehmen und verarbeiten muß, wenn ſie ſelber nicht auf das Leben verzichten will. Die Maſſe der Zeitgenoſſen vermag daher den Dichter wohl zu bewundern aber nicht vollſtändig zu verſtehen; ſie wird ſeine Berichte wie ſeine Intentionen tadeln, doch eine ſpätere Zeit ſtellt unfehlbar auch in dieſer Hinſicht die Gerechtigkeit her, und erkennt an, wie in allen Wagniſſen des Herzens und Freveln des Geiſtes der Künſtler unſchuldig und fromm, in aller Sinnlichkeit keuſch und rein bleibt, gleich dem geiſtlichen Lehrer, der ohne Scheu jedem Uebertritt und Irrthum nachgehet, ihre Namen und Eigenſchaften nennt, und ſelbſt in die Abgründe der Nacht ſich verſenkt, um mit dem ihnen entriſſenen Leben bereichert zu dem Lichte wieder aufzutauchen. Nicht anders thut der Dichter, inſofern er es wahrhaft iſt; er kann nur aufhören ſittlich zu ſeyn, wo er aufhört Dichter zu ſeyn.

Frühzeitig empfand Goethe die Verwickelungen einer in ſich ſelbſt uneinigen Welt, in

deren Mitte ſein eignes Leben erwacht war und emporſtieg. Die erſten Werke ſeines Genius, Werther, Götz, Fauſt, Stella, enthalten den Drang eines innern Lebens, das mit den ihm von der äußern Welt angebotenen Formen unruhig kämpft, ſie nicht mehr erfüllen noch von ihnen umfaßt werden kann, und doch der neuen Formen noch durchaus entbehrt, in welchen es ſich frey entfalten und befriedigen dürfte. Dieſer Kampf ein unaufhörlich wiederkehrendes Grundthema, ſetzt ſich durch alle folgenden Goethe'ſchen Werke in den mannigfachſten und höchſten Geſtalten fort; Egmont, Taſſo, Herrmann und Dorothea, die natürliche Tochter, ja ſogar Iphigenia — durch dasjenige, was in dieſem ſchönen Aufruf antiker Welt doch als geheimer Lebensathem der Gegenwart weht und wirkt — die Wahlverwandtſchaften, und beſonders Wilhelm Meiſter, ſind in ſolchem Betracht nur engverbundene Glieder einer und derſelben Reihe.

Daß der Menſch unſers Zeitalters nicht in

ein naturfreyes Leben, ſondern in eine künſt=liche Welt hineingeboren wird, die überall von Schranken durchſchnitten und abgetheilt, zum voraus längſt in Beſitz genommen und durch Anhäufung todter Stoffe beengt, den Ansprü=chen der Entwickelung und des Berufs taub oder gar feindlich iſt, daß das neueintretende Daſeyn ohne Boden in künſtlich ſchwebende, vielfach verworrene Gewebe abgeſetzt wird, worin deſſen beſter Theil nur allzu oft unter=geht oder traurig dahinſiecht, dieſe Einſicht war ſchon dem Verfaſſer des Werther eigen. Hier aber ſtehet die Verzweiflung noch ohne andern Ausweg, als den die gewaltſame Selbſtzerſtö=rung ihr bietet. In ſpätern Werken geſellt ſich ihr ſchon eine Beygabe von Troſt und Heil. In Fauſt und Wilhelm Meiſter arbei=tet ſich dieſe Richtung vollſtändig zu Tage. Dort wird im Geiſtigen der Sieg bis zur Rückführung und Verſöhnung des zuerſt Ab=trünnigen geſteigert; hier werden dem Irdi=ſchen neue Formeln eines nach innen und nach

außen gleichmäßig befriedigten Daſeyns angedeutet.

Der Dichter, in deſſen mittlere Lebenshöhe das ungeheure Ereigniß der franzöſiſchen Revolution fällt, die mit ihm in gleichem Stoffe, jedoch mit den gewaltſamſten und furchtbarſten Werkzeugen, arbeitet und wühlt, nimmt im ſteten Gegenſatze derſelben nur die Bildung, die Einſicht und das Wohlwollen in Anſpruch, um die große Aufgabe zu löſen, welche der Welt vorliegt, und wenn er Waffen führt, ſo iſt es nur gegen die revolutionairen Gewalten ſelbſt, die ihm unter jeder Form verhaßt ſind, weil ſie die eigne Sache nur zerſtörend fördern. Aber das Fortſchreiten in lebendiger Entwickelung, die Veredlung und Erhebung alles deſſen, was beſteht, die Reinigung und Harmoniſirung der Welt beſeelen ſeinen Eifer unausgeſetzt, und das Vorwärtsſchauen in eine reiche Zukunft trennt ihn für immer von den Wahnvollen, welche einer verſchwindenden Vergangenheit als einem wiederzugewinnenden Heile

nachſtarren. Die Lichtſtrahlen, welche ſchon in den Lehrjahren auf den Unterſchied der Stände, auf die Verhältniſſe des Grundbeſitzes und auf die Uebereinſtimmung der Fähigkeiten und Berufswahlen hingeworfen ſind, haben ſelten gehörige Beachtung, oft völlige Mißdeutung erfahren. Der Dichter will nicht das Veraltete dem Gange der Natur zum Trotz feſthalten, nicht die Foderungen eines neuen Aufſtrebens abweiſen, aber er will das Vorhandene ergreifen, das Neue ihm ſicher verknüpfen und beydes auf ſein wahres Ziel richten. Er ſchätzt und preiſt das Dauernde, und gönnt ihm jede Ausdehnung, nur weiß er daſſelbe auch im Wechſel zu finden, und erkennt als das eigentliche Element der Menſchheit das Bewegliche, worin ihre höchſten Güter ſchweben, wie das ganze Weltſyſtem ja ſelber nur auf ununterbrochenes allgemeines Umſchwingen und Kreiſen gegründet iſt.

In den Wanderjahren wird dies klar ausgeſprochen, und überhaupt ein umfaſſendes

Gebild neuer Lebensordnungen in feſten, doch nicht ängſtlichen Umriſſen mit dichteriſcher Freyheit aufgezeigt. Hier liegen fruchtbare Keime für eine Zukunft ausgeſtreut, welche den Dichter, nach Maaßgabe daß jene aufgehen, noch weithinaus eben ſo für den ihrigen halten wird, als er uns durch die ſchön entfalteten Blüthen der Gegenwart angehört. Die eindringliche und erläuternde Ueberſicht welche Hotho in den Berliner Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik *) von dem Inhalt und der Geſtalt dieſes Werkes ſo glücklich gegeben hat, überhebt uns des Verſuchs einer neuen Analyſe, da wir auf jene als auf eine durchaus gelungene und genügende zurückweiſen können.

Wir wollen nur erinnern, wie das Buch nun nicht mehr als ein Spiel heiterer Willkühr die Einbildungskraft zu vergnügen daſteht, ſondern den ganzen Ernſt und die volle Schwere

---

*) Jahrgang 1829. No. 108 — 112.

der Wirklichkeit in ſeine Dichtung hinübergezogen hat, ein im größten Sinne didaktiſches Werk geworden iſt. Die Nothwendigkeiten des irdiſchen Lebens nehmen darin ihren Rang neben den höchſten Vergeiſtigungen; in geläuterter Frömmigkeit wirkt das Chriſtenthum; die Erziehung breitet ihre Anſtalten auf eignem Boden mächtig und allumfaſſend aus; die Bildung zur Kunſt, reich ausgeſtattet im Beſondern, wird allgemeine Gabe; das Gewerbliche, aus zerſtörendem Wetteifer in weiſe Ordnung geleitet, rückt ohne Scheu zu Seiten der Kunſt heran, ſeiner Berechtigung und Ehre neben dieſer gewiß; Beruf und Fähigkeit beſtimmen und adeln jede Verrichtung; in richtigen Ehebündniſſen, hier vorzugsweiſe die ungleichen Stände zuſammenfügend, ſchwindet das Mißverhältniß der Frauen, deren Erſcheinung ſogar zum freyen, prieſterlichen Segenswirken geſteigert iſt; eine neue Würdigung der Dinge und Thätigkeiten, eine neue Wahl und Austheilung der Lebenslooſe, ein

neuer Sinn des Schönen und Guten, eröffnen, vermittelſt einer großen, über den Erdboden hin ſich verbreitenden, nach allen Richtungen edel thätigen, die höchſten Gegenſtände und die geringſten beachtenden, Noth und Schlechtigkeit überall tilgenden, frey beweglichen und dabei hierarchiſch geordneten Aſſociation, die reiche Ausſicht einer in Arbeit und Bildung fortſchreitenden Menſchheit, deren höchſten Ausdruck wir zuletzt allerdings wieder auf die zwiefache Textformel zurückführen mögen: Im Irdiſchen für jedes ihrer Mitglieder einen richtigen Antheil am Beſitz und Genuſſe der vorhandenen Güter zu gewähren, im Geiſtes- und Gemüthsleben aber, bey ſo vielem Unmöglichen, welches ewig verſagt bleiben muß, das verſagte Mögliche aus den zerbrechbaren Feſſeln zu befreyen.

Wir gedenken ſchließlich auch der wunderbaren Erſcheinung, daß mit dieſen Bildern gleichzeitig, doch völlig unabhängig von ihnen und einander gegenſeitig völlig unbekannt, aus

ganz andern Kräften und Regionen, unter demſelben Nachthimmel der Weltereigniſſe fortſchreitend und verhüllt, nachbarliche Gedankenreihen verwandten Geiſtes aufſtiegen, als Lehre ſich geſtalteten, und ſogar den Verſuch wagten, in ausübender Verwirklichung die Welt unmittelbar anzuſprechen.

Hier aber halten wir inne. Für Betrachtungen aller Art erweitert ſich der Raum unabſehbar; die Urtheile und Einſichten jedoch, welche hier zu gewinnen ſind, werden nur demjenigen fruchtbar ſeyn, welcher dieſen Raum mit eignen Schritten zu durchmeſſen keine Mühe ſcheut.

K. A. Varnhagen
von Enſe.

Ueber die Feder-Zeichnungen von Töpfer.

Die periodiſchen Schriften über Literatur, Wiſſenſchaften und Künſte haben zum Zweck: den Standpunct ſolcher menſchlichen Beſtrebungen, beſonders in Rückſicht ihrer neueſten Fortſchritte in ihren Archiven zu verzeichnen und zugleich in die Ferne zu verbreiten.

Sie erfüllen ſolchen Zweck auf zwey verſchiedene Weiſen: einmal indem ſie Original-Stücke von größerer oder geringerer Bedeutung öffentlich machen, die bis jetzt nicht bekannt und von zu wenigem Umfang waren, um beſonders gedruckt zu werden; ſodann auch

durch Ankündigungen und Critiken der neueſten Productionen in allen denkbaren Gattungen.

Die Journale könnten noch eine dritte Aufgabe haben, die vielleicht ſchwerer aber nicht weniger wichtig zu erfüllen wäre. Dieſe würde ſeyn: die Aufmerkſamkeit des Leſers auf ein Verdienſt zu ziehen, das bisher im Dunkel verborgen blieb, ſey es aus Sorgloſigkeit, aus Beſcheidenheit, oder aus gänzlichem Mangel an Aufmunterung um durchzubrechen. Es iſt hier nicht der Ort von den Behutſamkeiten zu reden, mit denen man in ſolchen Fällen ſich umringen müßte, ſondern wir wollen heute unſere Meinung auf ein Beyſpiel ſtützen, das ihr als Commentar dienen wird. Es handelt ſich hier um einen Zeichner, um einen Künſtler und da möchten denn Ankündigungen, wie wir ſie im Sinne haben, ganz an der Stelle ſeyn. Denn die Künſtler reden über ſich nicht ſelber, und ehe andere daran denken über ihre Werke zu reden, welche Zögerung und welche verlorne Zeit! Dann ereignet es ſich nur zu

oft, daß ein verkanntes Genie in Muthloſigkeit verfällt und nichts mehr hervorbringt. Der Funke hat geleuchtet, aber es hat an Material gemangelt um ein Feuer zu werden; alles iſt in Nacht zurückgetreten.

Sey uns dießmal vergönnt, die Aufmerkſamkeit unſerer Leſer außerhalb Deutſchland zu führen und von einem Manne zu reden, der mit dem originellſten Talent die ſeltenſte Beſcheidenheit vereinigt. Sein Beruf legt ihm Pflichten auf die durchaus keinen Bezug zu einer Kunſt haben, mit der er ſich eigentlich nur zur Erholung beſchäftigt, obgleich ſie für ihn der Gegenſtand eines wahrhaften Cultus ſeyn mag. Jünger, verband er mit ihr alle ſeine Träume von Ruhm, aber wenn die gebieteriſche Nothwendigkeit ihm nicht erlaubt hat, ſie zu verwirklichen, ſo hängt es nur von ihm ab, ſich eine neue Bahn in der Literatur zu eröffnen, worin ſeine neueſten Leiſtungen eines Erfolges ſich zu erfreuen gehabt, der für das Glück der künftigen Bürge iſt.

Herr Rudolph Töpfer iſt der Sohn eines Landſchafts- und Genre-Malers, welcher der Genfer Schule, durch ein auch in der Fremde anerkanntes Verdienſt Ehre macht. Sein Talent, das in der Familie erblich ſcheint, war auch auf den Sohn übergegangen, der ſchon als Knabe ſeiner Feder eine doppelte Beſchäftigung gab, indem er ſeine Hefte mit dictirten Sätzen des Profeſſors und zugleich mit allerliebſten Skizzen füllte, zum größten Ergötzen ſeiner Schulkameraden die ſich ihrer mit Begierde bemächtigten.

Alles ſchien dem jungen Zeichner eine glänzende Laufbahn anzukündigen, der ſehr gern ſeine ganze Zeit den Arbeiten des Atelier hätte widmen mögen, wenn nicht ſein Vater die Nothwendigkeit erkannt hätte, mit der Führung des Pinſels eine gründliche und mannigfaltige geiſtige Ausbildung zu vereinigen.

Der junge Zeichner machte alſo einen vollſtändigen Studien-Curſus, von den unterſten Schulclaſſen bis zu den erſten der Academie,

indem er ſich durch ſeine Fortſchritte auszeichnete und überdieß ſeine Freyſtunden zu Privatſtudien anwendete, die ihn weit von ſeinem Lieblings-Ziel zu entfernen ſchienen.

Endlich kam der ſo ungeduldig erwartete Zeitpunct, wo der junge Mann, am Ende des Curſus ſeiner gelehrten Studien, ſich mit Feuer und ohne Hinderniß in die Laufbahn ſeiner Neigung hätte werfen können, aber ſchon erhob ſich ein neues, unerwartetes, unüberſteigliches Hinderniß: ſeine Augen waren geſchwächt und zu phyſiſchen Leiden geſellten ſich moraliſche, die oft noch ſchrecklicher ſind. Niemand vermag ſie zu beſchreiben, und nur diejenigen mögen ſie begreifen, die ähnliche empfunden haben.

Nach einigem Wechſel von Hoffnung und Muthloſigkeit wurde der junge Künſtler gezwungen einzuſehen, daß er auf die Malerey Verzicht leiſten und ſich eine unabhängige Zukunft durch andere Beſtrebungen in Zeiten ſichern müſſe.

Ueber die Kämpfe die ſich in ſeinem Herzen erhuben trug er einen vollkommenen Sieg davon, und indem er die ſoliden Kenntniſſe hervorzog die er im Laufe ſeiner academiſchen Studien erlangt hatte, vertauſchte er die glänzenden Farben der Palette gegen die ernſten Attribute des Unterrichts. Zuerſt Repetitor in einer Penſions-Anſtalt für junge Leute, darauf aſſociirt mit dem Chef dieſes Inſtituts, ſäumte er nicht die eigenen Flügel zu gebrauchen und ſich an die Spitze eines Unterrichts- und Erziehungshauſes zu erheben, das, nach Verlauf von zwey bis drey Jahren, ſich in der erſten Reihe von Inſtituten ſolcher Art einen günſtigen Namen gemacht hat. Seine zahlreichen Schüler, unter denen ſich viele Ausländer befinden, zeichnen ſich aus durch ſchnelle Fortſchritte, ſo wie durch friſches Ausſehn und Frohſinn, wozu ſehr viel die paſſende Lebensweiſe beytragen mag, die ſie führen. Man kann ſie als gemeinſame Kinder einer großen Familie betrachten, und da der Chef und ſeine

Gattin noch jung ſind, ſo herrſcht in den Vereinigungen der Abende die heiterſte Laune die nie ein langweiliges Stillſchweigen aufkommen läßt.

Aber wozu alle dieſe Details? wird man ſagen, da es ſich hier nicht darum handelt dem Publicum eine Penſions-Anſtalt zu empfehlen, die hinreichend bekannt iſt? Man wird ſehen wie es zum Verſtändniß deſſen nöthig war, was wir nun über unſern Freund weiter zu ſagen haben.

Es iſt eine allgemeine Wahrheit: Niemand vergißt den Gegenſtand ſeiner erſten Liebe; und ſo ließ ſich auch erwarten, daß Herr Töpfer in Stunden der Muſe und ſo viel ſeine Augen es ihm erlaubten, den Crayon wieder ergreifen würde. Allein um ſich dieſem Vergnügen in ganzer Fülle zu überlaſſen ſcheint er eines beſondern Anlaſſes nöthig zu haben. Alle Jahr in der ſchönen Zeit unternimmt er mit ſeinen Zöglingen Reiſen von größerem oder geringerem Umfang, in der Schweiz, Sa-

voyen, der Dauphiné und ſelbſt bis in die Lombardey. Nun werden nach der Zurückkunft die Abende zür Redaction des Reiſejournals angewendet, das ſchon an ſich angeführt zu werden verdiente, ſo ſehr funkelt es von Geiſt und Originalität. Aber was dieſen Tagebüchern einen ganz beſonderen Werth giebt, ſind die Zeichnungen, Portraite und Landſchaften, die ſie begleiten, bald mit der Feder, bald in Aquarell-Manier, immer mit außerordentlichem Talente ausgeführt, ſo daß ſie geeignet wären Herrn Töpfer den Ruf eines Landſchaftsmalers zu verſchaffen, wenn er ſie zum Gegenſtand einer Speculation und mehr bekannt machte. Doch es iſt nicht dieſe Art von Talent worauf wir die Aufmerkſamkeit unſerer Leſer lenken wollen.

Nach beendigten Tagesarbeiten werden die Abende mit heitern Beſchäftigungen hingebracht, die ſo originell wie neu ſind und an denen jeder Anweſende mehr oder weniger Theil nimmt. Herr Töpfer ergreift nämlich die

Feder und ſkizzirt mit großer Schnelligkeit die phantaſtiſche Geſchichte irgend eines Individuums wie ſeine Phantaſie es ihm eingiebt und das durch irgend eine Verkehrtheit oder durch irgend eine Neigung characteriſtiſch iſt, die zu ſeltſamen Abenteuern führen. Das eigentliche Thema iſt immer von großer Einfachheit; aber je einfacher es iſt, deſto freyer ergeht ſich die fruchtbare Einbildungskraft des Künſtlers, die durch das Lachen und die Bemerkungen der ihn umringenden jungen Leute noch mehr aufgeregt, eine deſto größere Verwickelung in den Begebenheiten herbeyführt. Jedes kleine Bild hängt von dem vorhergehenden ab und bereitet die nachfolgenden vor; eine bezeichnende und geiſtreiche Unterſchrift erleichtert das Verſtändniß des Gegenſtandes, und indem die handelnden Perſonen immer eine vollkommene Aehnlichkeit mit ſich ſelber bewahren, wie ungleich und ſeltſam auch die Lage ſey in der wir ſie in einer andern Scene finden und welche Verwandlung und Verklei-

dung man auch mit ihnen vorgenommen, ſo wird es uns, indem die Skizzen dieſer wunderlichen Hefte Blatt für Blatt unſerm Auge vorübergehen, als ſäßen wir vor einem wirklichen Schauſpiel, ungeachtet der phyſiſchen Unmöglichkeiten die ſich bey jedem Schritte vermehren.

Eins dieſer Hefte hat einen gewiſſen Doctor Feſtus zum Gegenſtande, der eine Reiſe unternimmt um die Welt zu ſehen; aber kaum hat er ſeinen Klepper beſtiegen als ein widriger Zufall den Reiter zu einer Haltung nöthigt ſeinen Weg in einer Poſitur fortzuſetzen, die ihm alle Beobachtung unmöglich macht. Dieß iſt nun das Vorſpiel zu einer unendlichen Reihe von Abenteuern, in welchen der Doctor immer entweder in einen Schlupfwinkel geſperrt oder doch ſo geſtellt wird, daß er nichts ſieht. An dieſes Grund-Thema knüpfen ſich nun andere Perſonen, die eine oft ſehr verwickelte aber doch immer ſehr verſtändliche Intrigue ſpinnen.

Was aber allen dieſen Bildern einen vorzüglichen Werth giebt, iſt, daß ſie alle eine ſcharfe und zugleich heitere Satyre auf die Verkehrtheiten des Tages und menſchlichen Schwächen darbieten. Verſchiedene Menſchen-Claſſen, Staatsmänner, Gelehrte und wie ſie heißen, gehen der Reihe nach an uns vorüber und man wird nie erinnert, daß ſie durch eine überlegte Abſicht des Künſtlers vorgeführt worden, ſondern man iſt immer verleitet zu glauben, daß die Abenteuer dieſer Perſonen die Darſtellung ſolcher Scenen ganz wie von ſelbſt veranlaßten. Alle dieſe Skizzen, die mit der größten Schnelligkeit entworfen, verrathen überall das ungewöhnliche Talent des Künſtlers, und wenn je er ſich entſchließen könnte dieſe Werke ſtechen zu laſſen oder ſelber zu radiren, ſo möchten wir ihm den glücklichſten Erfolg vorherſagen; denn er läßt ſämmtliche Carricaturen des Tages weit hinter ſich, in denen man ſtatt Geiſt und Genie nur Haß und böſen Willen findet.

In einer anderen Reihe von Bildern ſehen wir einen Herrn Cryptogame, mehr verliebt in eine ſchöne Pflanze als in eine gewiſſe Elvire die auf ihn ganz verſeſſen iſt. Die wiederholte Flucht des Gelehrten, die begierige Verfolgung ſeiner Schönen, das iſt das Thema. Die Scenen betreffend die daraus hervorgehen, ſo ſind ſie unzählig, und bieten um ſo mehr unerwartete Reſultate, als jede von ihnen durch ein einzelnes ſehr einfaches Factum herbeygeführt iſt, aus welchem der Künſtler eine Unzahl von Folgen gezogen hat, möglichen und unmöglichen, aber ſo mit einander verflochtenen, daß man gezwungen wird, ſie zu glauben und ihnen mit einem ſtets wachſenden Intereſſe und Vergnügen zu folgen.

Hier ein Beyſpiel: Elvire erreicht ihren Ungetreuen am Bord eines Schiffes. Nach mehreren komiſchen Scenen begiebt ſich Cryptogame auf des Schiffes Hintertheil und ſieht ins Meer hinaus in Gedanken über ſeine betrübte Lage. Elvire kommt wüthend an, der

erſchrockene Liebhaber thut einen Sprung ins Meer. In dem folgenden Bilde ſtürzt ſich auch Elvire hinein, darauf der Capitain, dann der Steuermann, hinter ihm die Matroſen, nach dieſem das Schlachtvieh, die Hühner, die Ratten, die Mäuſe. Cryptogame im Meer wird von einem Wallfiſch verſchlungen, ſo daß man nun, nach Scenen im Innern des Meeres, Scenen im Innern des Wallfiſches ſieht, und darauf Scenen im Innern der Schaluppe, die ſich ereignen nachdem der Wallfiſch ein kleines Fahrzeug verſchluckt hat. Die Ratten fahren fort ihrerſeits eine weſentliche Rolle zu ſpielen.

Elvire iſt indeß von türkiſchen Corſaren aufgefiſcht worden; auch Cryptogame iſt durch eines der komiſchſten Abenteuer befreyt, und da er ſich ſpäter mit Elvire auf demſelben Schiffe findet, läuft er um den Maſtbaum herum um ihr zu entgehen. Elvire läuft hinter ihm drein, der türkiſche Capitain hinter Elviren, die Corſaren hinter

dem Capitain, die Matroſen hinter dieſem, alle Meublen drehen ſich nach, der Lauf wird immer lebendiger, und die kreiſende Bewegung wird am Ende ſo ſtark, daß ſie ſich dem Schiffe mittheilt, das nun auch ſeinerſeits auf den Wellen im Wirbel herumgeht. Indeſſen ſind am Ufer die Gelehrten beſchäftigt, die Urſachen eines ſo ſeltſamen Phänomens zu entdecken und es erfolgt daraus eine Reihe neuer Begebenheiten, welche hier zu entwickeln zu weit führen würde.

Schreiten wir zu einem dritten handelnden Roman deſſelbigen Autors, denn man weiß dieſen Bilderreihen keinen anderen Namen zu geben; ſie ſind ſo wohl verflochten und entwickeln ſich ſo Schritt für Schritt aus einander, daß man Begebenheiten die man vor Augen ſieht, erzählen zu hören glaubt. In dieſer Sammlung, eine der letzten die der Künſtler gemacht hat, ſieht man ein Original von ziemlich niederer Herkunft und gemeiner Phyſionomie, das in der hohen Geſellſchaft

ſein Glück zu machen ſucht, vermöge eines ge=
wiſſen Anſehens, das dieſer Menſch ſich giebt
und einer beſtändigen Zufriedenheit mit ſich
ſelbſt, ſo lächerlich auch die Abenteuer ſind in
die er ſich durch ſeine Eitelkeit und Dummheit
verwickelt. So wie in den vorigen Heften bie=
ten auch hier die Scenen dieſelbe Kunſt der
Entwickelung, dieſelbe Mannigfaltigkeit, und
überdieß gewiſſe wiederkehrende Ruhepuncte,
die man ſehr paſſend mit dem Refrain der
Strophen eines Liedes verglichen hat. In die=
ſen Ruhepuncten ſieht man den Herrn Jabot,
nach irgend einer fatalen Begebenheit die je=
den Anderen aus der Faſſung bringen könnte,
ſich wieder in ſeine Poſition ſetzen, worin er
ſich gleich anfänglich geübt hat um ſich das
Anſehen eines Mannes von Stande und lie=
benswürdigen Beſiegers zu geben. Das Ueber=
maaß von Dummheit eines ſolchen Menſchen,
und die lächerlichen Blößen die er ſich jeden
Augenblick giebt, verhindern keineswegs einen
immerwährenden Triumph ſeines unverwüſtli=

chen Selbſtvertrauens. Er hat Glück bey den Schönen, wie er auch durch ſeine Zudringlichkeiten beſchwerlich iſt, und es gelingt ihm ſogar das Herz einer franzöſiſchen Marquiſe zu gewinnen, die ihm auch zuletzt ihre Hand nicht verweigert.

Mit dieſen Andeutungen ſey es genug. Möchte es uns gelingen, den geiſtreichen Verfaſſer dieſer Skizzen zu bewegen, ein größeres Publicum nach und nach daran Theil nehmen zu laſſen. Denn man ſieht in der That, daß wir hier nicht bloß eine Gabe des Künſtlers, ſondern auch des Poeten und heiteren Beobachters geſellſchaftlicher Verkehrtheiten zu erwarten haben. Er iſt der Rabelais unter den Malern, mit dem Vortheil, daß ſeine Satyre noch weniger die getadelte Eigenliebe verletzt und daß, indem ſie in unſere Einbildungskraft durch den Sinn des Auges geht, ſie ſich um ſo beſſer dem Gedächtniß einprägt.

Ein ſolcher Künſtler ſollte auch auf einen

ausgezeichneten Platz unter den Schriftſtellern Anſpruch machen können, und in der That hat auch ſeine, in eben erwähnten Skizzen ſo fruchtbare Feder verſchiedene kleine Werke geſchrieben, denen man nur einen Vorwurf machen kann, nämlich den, daß ſie zu kurz ſind. Der Styl darin iſt merkwürdig durch naive Wendungen die an den Pfarrer von Meudon erinnern, auch kann man ihn dem Styl von Courrier vergleichen, dem er zwar an Kraft nachſteht, ihn jedoch an Heiterkeit und Anmuth übertrifft. Dieſen kleinen Werken iſt durch eine Erzählung die Krone aufgeſetzt worden, die in der Bibliothèque Universelle (Januar-Stück 1832) erſchienen, und ein Talent in dieſer Gattung ankündigt, ähnlich dem von Lemaiſtre oder von Sterne. Dieſe Erzählung betitelt: La Bibliothèque de mon oncle, iſt bereits ins Deutſche überſetzt; aber da der Zweck dieſes Artikels zunächſt darauf geht: über den Künſtler, nicht aber über den Schriftſteller zu reden, ſo werden wir eine andere

Gelegenheit benutzen Herrn Töpfer auch in dieſer Hinſicht zu betrachten.

Den trefflichen Heften der Federzeichnungen jedoch, wovon wir ſo eben gehandelt und die ſeit lange der Genfer Geſellſchaft zu großer Freude gereichen, dürfte ein beſonderer Umſtand noch einen neuen Werth geben. Einer unſerer Freunde, im Jahre 1830 zu Genf anweſend, hatte Gelegenheit ſie zu betrachten, und, ergriffen von ihrem Verdienſt, äußerte er den lebhaften Wunſch ſie Goethen vorgelegt zu ſehen. Herr Töpfer glücklich in der Hoffnung dem unſterblichen Greis dadurch einige angenehme Augenblicke zu bereiten, ſandte ſogleich einige dieſer Hefte nach Weimar in unſere Hände und ließ andere im Anfang dieſes Jahres nachfolgen. Der Zweck wurde nicht bloß erreicht, ſondern die Anerkennung von Goethe beſtätigte auch das Lob der bloßen Liebhaber, indem ſie darauf das Siegel drückte.

Wir glauben daher unſern Artikel nicht beſſer ſchließen zu können, als wenn wir einige

Auszüge aus Briefen von Goethe mittheilen, worin er einige intereſſante Bemerkungen über die Arbeiten des Herrn Töpfer niedergelegt hat.

Hier iſt ſogleich was er bey Gelegenheit der erſten Sendung in einem Briefe vom 10. Januar 1830 ſchrieb:

„Die wunderlichen Büchlein kommen auch dankbar zurück. Die kleine Wallfahrt mit jungen Männern giebt Zeugniß, daß der Künſtler eigenthümliche Gegenwart mit Geiſt aufzufaſſen weiß. In den carrikirten Romanen ſind bewundernswürdig die mannigfaltigen Motive die er aus wenigen Figuren heraus zu locken weiß; er beſchämt den allertüchtigſten Combinationsverſtändigen, und es iſt ihm zu ſeinem angebornen, heitern, immer zur Hand bereiten Talente Glück zu wünſchen.“

Die zweyte Sendung wurde noch günſtiger beurtheilt wie man aus nachfolgenden Auszügen erſehen wird.

Den 3. Januar 1832 ſchrieb Goethe:

„Die drey mir überſendeten, durch Schrift

und Zeichnung merkwürdigen Bändchen, verdienen jedes ein beſonderes Lob, welches ich zunächſt gern aufzeichne und überſende.“

Den 28. deſſelbigen Monats fügte er in einem anderen Brief folgendes hinzu:

„Die hierbey mit vielem Dank zurückkommenden Büchlein haben den Weimariſchen Kunſtfreunden ſehr viel Vergnügen gemacht. Sie ſind ſich alle gleich in glücklich auffaſſendem Humor. Die Reiſe nach Chamounix bezeugt eine entſchiedene Herrſchaft über die Feder, ſo wie die nach Italien über den Pinſel. In den Staffagen läßt ſich, doch mit beſonderer Mäßigkeit, eine gewiſſe Neigung gegen die Carricatur bemerken, die ſich in dem kleinen barocken Roman, voll Muthwillen und Lebendigkeit hervorthut.“

„Man muß im höchſten Grade bewundern ein ſolch Geſpenſt, unter dem Namen des Herrn Jabot, in geeigneter Umgebung, in der Einbildungskraft des Zeichners, unter den mannigfaltigſten Geſtalten, ſich immer wieder

erzeugen und ſein unmögliches Individuum, als wenn es ein wirkliches wäre, durch eine geiſtreiche Feder auf das ſeltſamſte fixirt zu ſehen. Danken Sie dem vorzüglichen Manne und verſichern ihn daß jede Mittheilung dankbar und beyfällig werde aufgenommen ſeyn."

Endlich unterm 4. Februar wurden wir durch Goethe autoriſirt, dem Herrn Töpfer alles mitzutheilen, was wir über dieſen Gegenſtand ſowohl aus ſeinen Geſprächen als ſeiner Correſpondenz möchten geſammelt haben.

„Vermelden Sie, mein theuerſter Herr und Freund, mit den beſten Grüßen an Herrn T. das Wenige was ich zu Gunſten ſeiner ſchätzbaren Arbeiten ſagen konnte. Es hätte viel mehr ſeyn ſollen und können, aber auch in meiner ſtillen Einſamkeit wogt es von Stund zu Stunde ſo hin und wieder, daß ich mich ſelten in dem ruhigen Zuſtand einer behaglichen Beſchaulichkeit finde."

Herr Töpfer, über eine ſolche Anerkennung glücklich und dadurch aufgemuntert, hatte ſich

vorgeſetzt ſo köſtliche Verhältniſſe mit Sorgfalt zu erhalten, und um eine Probe ſeiner Dankbarkeit zu geben, hatte er alle Seiten eines Exemplars ſeiner vorhin erwähnten Novelle mit allerliebſten Vignetten geſchmückt. Unglücklicherweiſe aber verzögerte ſich die Arbeit dieſer Federzeichnungen, durch dunkle Wintertage, Berufsgeſchäfte und Augenſchwäche des Herrn Töpfer bis tief in den Februar, und als das koſtbare Geſchenk nach Weimar abging, hatte Goethe zu leben aufgehört.

Der Verfaſſer, der uns einige Exemplare ſeiner Novelle für hieſige Freunde zugeſchickt hatte, ermächtigt uns nun, den für Goethe beſtimmt geweſenen ſo höchſt geſchmackvoll verzierten Abdruck bey uns zu verwahren. Wir dagegen möchten ihn lebhaft erſuchen, eine zweyte Edition ſeiner Novelle mit dieſen Vignetten verziert herauszugeben und ſie den Manen desjenigen zu widmen, der ſie am beſten zu ſchätzen gewußt hätte.

Soret und Eckermann.

Einiges zur Geſchichte des Ueberſetzens.

Wir Deutſchen rühmen uns nicht nur einer größren Anzahl von Ueberſetzungen aus faſt allen Sprachen, ſondern auch der ganz beſondern Vorzüglichkeit mehrerer derſelben, in Vergleich mit andern Nationen.

Eine ſolche Erſcheinung — ihren Beſtand vorläufig zugegeben — erregt das Nachdenken über die obwaltenden Urſachen derſelben.

In der Beſchaffenheit unſerer Sprache allein kann wohl der Grund nicht liegen: denn ſie iſt weder im Bau (Wort- und Satzbildung) noch in andern Erforderniſſen (Gebrauch der Tropen, Vorrath eigentlicher Ausdrücke, ſoge-

nannter termes propres, oder termini technici) urſprünglich ſo ausgeſtattet, daß ſie hierin nicht andere, oft einſeitig mißachtete Sprachen über ſich erkennen müßte; auch nicht in den Kenntniſſen der Nation, obſchon dieſe an Univerſalität andern es leicht zuvorthun dürfte.

Es wird alſo wohl noch ein drittes Vermögen geben, deſſen Hinzutritt die vorhandenen Sprach- und Sachelemente erſt in Bewegung ſetzt, und zu jenem lebendig ergiebigen Reſultat begeiſtet. Vielleicht findet ſich daſſelbe in Character und Temperament der Nation.

Das Ueberſetzen, ſoll es kein nothdürftiges Dolmetſchen bleiben, ſondern nächſt dem Sinn auch den Character in Form und Farbe des Originals wiedergeben, erfordert nicht nur ein Wiſſen und Können, d. h. vollkommene Sprach- und Sachkunde mit techniſcher Gewandtheit; es verlangt auch moraliſch-äſthetiſche Eigenſchaften, die allem was Kunſt werden ſoll, als weſentliche Bedingniſſe zu Grunde liegen.

Unter welchen Benennungen, weitern oder engern, man dieſe auch ausſprechen will, immer werden es Tugenden ſeyn, die ſich am bezeichnendſten durch Gerechtigkeit und Treue, Anerkennung und Zuneigung, Achtung und Liebe als ſittliche Grundlagen des Menſchen beurkunden.

Eine ohne die andere wird zwar kaum gedenkbar ſeyn, weder Gerechtigkeit ohne Treue, noch Treue ohne Gerechtigkeit, am wenigſten aber wird die Treue ſich ausſchließen können, ohne daß dem Ganzen ein auffallender Abbruch dadurch geſchehe. Alle Kunſt wird eine Zeit lang empiriſch getrieben, ohne beſondere Regeln als die ſich jedesmal aus dem beſondern Falle von ſelbſt ergeben, und dieſes ſind anfangs mehr Behelfe als nothwendige Mittel und Löſungsarten der Aufgabe. So iſt es auch mit dem was man Ueberſetzen heißt, von einem Volke zum andern, von einer Zeit zur andern ergangen.

Eine kritiſche Geſchichte des Ueberſetzens

unter allen litterariſch auftretenden Völkern, mit vergleichender Beurtheilung der Probeſtücke, würde uns die Eintrittsepoche jenes nothwendigen Princips bemerkbarer machen, und ſie mit einer für die Entwickelung der Menſchheit zu höherer Sittlichkeit und eigentlichſter Humanität ſo denkwürdigen Begebenheit in überraſchende Verbindung bringen.

Bloß um dieſen uns Deutſche, als Ueberſetzer, beſonders intereſſirenden Gegenſtand wenigſtens von einer neuen Seite zur Sprache zu bringen, ſey es mir erlaubt, im Allgemeinen den hiſtoriſchen Weg, den die Unterſuchung zu nehmen hätte, nach gewiſſen Richtpuncten abzumarken; denn weitre Aus- und Durchführung durch das Einzelne würde nur allein von den vereinigten Kräften der ſprachkundigſten Litteratoren geleiſtet werden können; wie ſie denn auch mit andern ſprachlichen Unterſuchungen, namentlich mit der über Bereicherung der Sprache und Ausbildung des Styls, in mannigfaltiger Berührung ſteht.

Von den Orientalen der frühſten Zeit: Aegyptern, Chaldäern, Phöniziern, Hebräern wird jedoch dabey kaum oder wenig die Rede ſeyn können, aus Mangel an Nachrichten und Belegen. Wiſſen wir doch nicht einmal, ob ſie von Schriftwerken ſich untereinander etwas darbieten konnten und mochten, das aus einem Idiom in das andere überſetzt zu werden erheiſcht oder verdient hätte! Religion, Geſetzgebung, Geſchichte — der erſte und meiſte Inhalt aller Nationallitteratur — iſt anfangs ein Hausſchatz, von dem ſelten aus freyem Antriebe an Fremde mitgetheilt wird; er geräth faſt immer erſt durch Eroberung in andere fremde Hände, die ihn dann weniger benutzen als verzetteln. So viel iſt gewiß, daß vor allgemeinerer Verbreitung und Benutzung der Schreibkunſt an keine litterariſche Mittheilung zu denken war, und daß früher gebildete und in ihrer Bildung erſtarrte Völker, von einem ſpäter auftretenden nichts mehr annehmen können und mögen, es ſey denn daß ſie auf irgend

eine Weiſe wieder liquid werden, um — doch mehr im Einzelnen als im Ganzen — ſich Eines und das Andere von dem Neuen anzueignen. Was auch alsdann unter der Form einer Ueberſetzung erſcheint, wird mehr nach dem jedesmaligen Bedürfniß gemodelt ſeyn, als dahin trachten, die Integrität des Urbildes zu bewahren.

Die Hebräer, lange Zeit hindurch kein litterariſch gebildetes Volk, deſſen Schriftweſen ſich zuletzt nur auf eine kleine Nationalbibliothek beſchränkte, konnten ebenſo wenig als Ueberſetzer aus fremden Sprachen auftreten. Wie ſollten ſie bey ihrem Nationalſtolz ſich um die Litteratur der Völker die ſie verachteten und deren Religion und Sitten ihnen ein Gräuel war, im geringſten bekümmern oder gar damit befaſſen? Nur ihre eignen heiligen Schriften waren ſie genöthigt theils zu commentiren, theils in die verwandten Dialecte ſemitiſcher Sprachen ſowohl, als wegen ihrer im helleniſirten Aegypten lebenden Glaubensbrüder ins

Griechiſche zu übertragen. Da nun dieſe Uebertragungen gröſstentheils erhalten ſind; ſo würde eine documentirte Geſchichte des Ueberſetzens zunächſt mit den Schriften der Hebräer anzufangen haben; wobey der Vortheil eintritt, daſs, da zu gleicher Zeit die Originale vorliegen, eine mehr oder weniger vollkommene Vergleichung von Urſchrift und Nachbildung anzuſtellen möglich würde. Dieſe dürfte das Reſultat geben, daſs zuerſt buchſtäbliche Treue und Genauigkeit, in den Ueberſetzungen der Hebräer zum Vorſchein kommt; ein Character, der mit andern Eigenſchaften der Nation zuſammenhängend, ſich groſsentheils auch in der Ueberſetzung griechiſcher und römiſcher Schriften, welche von gelehrten Juden des Mittelalters verfertigt worden, rühmlichſt ausſprechen ſoll.

Nicht ſo günſtig würde das Urtheil über die Araber zur Zeit ihrer blühenden Epoche ausfallen. Zwar überſetzten ſie mehrere wiſſenſchaftliche Werke der Griechen und Römer;

allein nach dem Urtheil der größten Kenner ihrer Sprache und Litteratur ſoll es nichts unzuverläſſigeres und treuloſeres geben, als dieſe ihre, willkührlich erweiterten oder verkürzten, mit Fremdartigem vermiſchten, Bearbeitungen auswärtiger Litteratur-Werke.

Die früheren Griechen, d. h. in der Zeit ihrer genialen Productivität, überſetzten nicht. Was und von Wem hätten ſie auch überſetzen können und mögen, bey der geiſtigen Abſonderung in der die Völker des Alterthums lebten, und bey der ſo laut ausgeſprochenen Vorliebe der Griechen für das Eigene: wie denn der alles Fremde verachtende, und nur Eigenes bewundernde Egoismus allen Völkern in ihrer Kindheit angehörig, ſie noch öfter bis zur höchſten Stufe der Cultur begleitet, wovon ſogar in unſerer chriſtlich-humanen Zeit die gebildetſten Nationen — Franzoſen und Engländer — nicht abzuläugnenden Beweis geben. — Dagegen verſtanden ſie allerdings wohl Fremdes ſich ſo zu- als anzueignen, wußten es aber der-

geſtalt mit ihrer eigenthümlichen Vorſtellungs- und Empfindungsart zu verweben, daß es, wo nicht gerade als etwas ihnen urſprünglich Angehöriges erſchien, jedoch für einen ihrer Perſönlichkeit wohl angepaßten Schmuck, oder als verfeinertes Selbſtfabricat aus den rohen Stoffen der Fremde gelten konnte.

Selbſt in den Relationen, welche Herodot und Cteſias in ihren ethnographiſchen Werken von auswärtigen Völkern liefern, darf man nicht glauben, Urkunden und Schriftwerke derſelben überſetzt zu leſen: eigene Beobachtung, wenn es ſich traf, übrigens aus dem Bericht von Dolmetſchern nach griechiſcher Anſicht aufgefaßte und gemodelte Erzählung iſt wohl alles Auswärtige was in den Werken der genannten Schriftſteller uns entgegenkommt; und ſelbſt im beſten Fall, da es aus Mangel der Originale einer Controle ermangelt, für unſeren Zweck nicht in Anſpruch zu nehmen.

Aber auch zu der Zeit ihrer gelehrten Bildung, als nach Alexander dem Großen die ab-

nehmende poetiſche Productivität ſich meiſt auf Critik und Bibliographie reſignirte, wo der Orient ſeine Sagen, Mährchen, Philoſopheme, Chroniken und Annalen in ſchriftlicher Aufzeichnung den Bibliotheken zu Alexandrien und Pergamum zuſtrömte, war wohl weniger von Ueberſetzungen aus ſolchen dem ausgebildeten Sprachgenius und Geſchmack der Griechen nicht völlig zuſagenden Idiomen, als von Benutzung und Verarbeitung des darin enthaltenen Stoffes zu geſchichtlichen oder räſonnirenden Werken die Rede. Und ſo will es für unſern Zweck nicht viel bedeuten, wenn man von griechiſcher Ueberſetzung phöniziſcher und carthagiſcher Werke ſpricht, die in Bruchſtücken uns zugekommen, ſich weder vollſtändig beurtheilen noch mit den mangelnden Originalen vergleichen laſſen.

Selbſt unter der Herrſchaft der Römer, als griechiſche Staats- und Geſchäftsmänner ſich mit der römiſchen Geſchichte und Alterthumskunde auf gelehrte Weiſe vertraut mach-

ten, um ſie ihren Landsleuten aus den Quellen mitzutheilen, geſchah dieß weniger durch Ueberſetzung als durch Benutzung und Verarbeitung des nicht immer mit auslangender Sprachkenntniß gehandhabten hiſtoriſchen Stoffes. Denn von Uebertragen poetiſcher und rhetoriſcher Erzeugniſſe der Römer ins Griechiſche iſt, außer etwa in Schulübungen, nirgends eine Spur, und ſolches auf keine Weiſe auch nur wahrſcheinlich, da die Griechen ſich als Lehrer und Muſter der Römer anzuſehen ſo befugt als gewohnt waren.

Wenn denn gleichwohl aus ihrer ſpäteſten Zeit, unter den Byzantinern, ſich griechiſche Ueberſetzungen ſowohl aus dem Römiſchen, wie aus orientaliſchen Sprachen vorfinden, ſo werden dieſe doch weniger den Character der Urſchrift als vielmehr eine gewiſſe periphraſtiſche und metaphraſtiſche Manier behaupten, zu der ſich zuletzt eine vollkommen ausgebildete und abgeſchloſſene Sprache ſelbſt wider Willen bequemen muß, weil ihr ſowohl die Luſt als die

Fähigkeit abgeht, dem Original in ſeinen Eigenthümlichkeiten zu folgen.

Die Römer überſetzten zwar, und frühzeitig genug, poetiſche und rhetoriſche Werke der Griechen und betrachteten auch in ihren Rhetorenſchulen das Vertiren aus dem Griechiſchen als eine treffliche Vorübung zu Gewinnung eigener Gedanken und Redewendungen; allein, da dieſer Nation in allem was Sprache und Kunſt betrifft, die zweyte Rolle durch Natur und Schickſal zugetheilt war: ſo blieb ihr nach einem ſklaviſchen Anfang im Nachbilden ſogar griechiſcher Wortformen, welche dem Genius der römiſchen Sprache von Natur fremd auch durch ſpätere Beſtrebung nie recht zu eigen werden mochten, bloß das Rivaliſiren mit ihren griechiſchen Vorbildern durch Imitation und Accommodation, d. h. im Grunde das Aufſuchen eines Surrogats oder Aequivalents, oder die Kunſt Ein und daſſelbe auf andere Manier zu ſagen; worin ſie es denn nach dem Selbſtzeugniß ihrer Autoren aufs höchſte brach-

te, indem ſie alles wo nicht erfunden, doch verbeſſert und vervollkommnet zu haben ſich einbildete.

Ihre ſtyliſtiſche Ueberſetzungsmethode ging nun aber auch auf die Tochterſprachen des Lateiniſchen über und folgte ganz natürlich aus dem Character eines conciſen, im Reduciren auf Begriffe nicht im Nachbilden von Anſchauung ſich gefallenden, mit einem Wort eines die Abſtracta liebenden Sprachidioms. Ein ſolches iſt wohl geeignet den Sinn eines Originals in Reſultate zu concentriren, keineswegs aber, wie die epiſch-darſtellende Weiſe des Griechen, in ihrer maleriſchen Ausführlichkeit, der Vorzeichnung eines Urbildes zu folgen, und außer dem Contour auch noch Colorit und Ton deſſelben ſo genau als möglich wiederzugeben.

Dieſer Kennzug römiſcher Sprachweiſe und römiſchen Geiſtes zeigt ſich daher auch noch in den lateiniſchen Verſionen, welche ſeit dem Wiederaufleben der claſſiſchen Litteratur durch

Philologen aus allen europäiſchen Zungen, ſo von Werken der griechiſchen als moderner Sprachen gefertiget worden und noch werden.

Wenn nicht in allen, doch gewiß in den meiſten, erſcheint das Original nur auf den Ausdruck einer Paſilalie reducirt, keineswegs aber das Beſondere deſſelben noch weniger das Individuelle des Autors wiedergegeben. Keine Sprache der Welt dürfte daher wohl weniger zu Interlinear-Verſionen geeignet ſeyn, als eben die Lateiniſche, die gleichwohl, nach einem alten Herkommen, unter dem Schein ſeyn ſollender Gründlichkeit, auch bey den neueſten Ueberſetzungen aus dem Indiſchen zu Ungunſt und Verkümmerung des Originals angewendet wird, während eine Nachbildung in der Mutterſprache das populäre Verdienſt ſchneller und weiter verbreiteter Kenntniß des Vortrefflichen unter einem größern Publicum ſich erwerben würde.

Die Ueberſetzungen der Italiäner, Portugieſen, Spanier, Franzoſen und

ſelbſt der Engländer behaupten demnach, wie ſich erwarten läßt, den Character ihrer Stammſprache und die Grundſätze der römiſchen Vorbilder. Eine Annäherung an die wahren Grundſätze, durch Nachahmung der antiken Sylbenmaaße — ein Verſuch der in einer gewiſſen Periode von Italiänern, Franzoſen und Engländern beinahe gleichzeitig gemacht wurde — fand weder durchgehenden Beyfall noch dauernde Nachfolge; im Gegentheil ward ſie für die Engländer ſogar verpönt durch ein ausdrückliches Verdammungsurtheil Bacon's; und ſelbſt in neuerer Zeit wurde den Franzoſen ſchlechthin alles Ueberſetzen, als zur Einbuße des National-Geiſtes und Characters führend, verdächtig gemacht. Wenn dieſe Nationen denn gleichwohl mit Ueberſetzungen der Alten prangen, ſo ſind dieſe im beſten Falle, nur mit ohngefähren aus mehr oder minder treuem Gedächtniß gemachten Copien zu vergleichen. Man könnte ſie ſämmtlich characteriſiren als „Ueberſetzungen ohne Maaß.“

Denn da ſie weder in Satz- und Periodenbildung noch im Versbau die Dimenſionen und Proportionen des Originals beybehalten, ſo geben ſie wenig mehr als den Inhalt, die Summe des Gedankens; ſtatt ſeiner Form und Farbe aber nur ein Surrogat von eigenem Nationalgeſchmack oder Tournûre, ſo daß, bey aller hochgerühmten „claſſiſchen Education“ nur aus dem griechiſchen und lateiniſchen Idiom entlehnte Wörter und Floskeln alter Autoren, ſonſt aber nichts von antiker Sinnes-, Ausdrucks- und Wendungsart in den eigenen Werken der Nationalſprache zum Vorſchein kommt.

Iſt nun jenes Verfahren ſchon für die Proſa kaum, und nur allenfalls nach Umſtänden bey gewiſſen Zwecken, zuläſſig, ſo iſt es für alle gebundene Rede, als in einem verderblichen Grade ſie beeinträchtigend, völlig abzuweiſen. Die Poeſie, ſelbſt Maaß und in Maaßen ſich bewegend, kann ſie noch ihren Character und Ausdruck behalten, wenn ſie die

Tactart und das Tempo verändert? Dieſe Transpoſition vornehmen heißt den Character des Stücks verändern und iſt eben ſo ſeltſam als ein Adagio in ein Allegro, ein Largo in ein Preſtiſſimo zu verwandeln.

Daß man den Homer in Jamben überſetzen könne, auch wenn man nicht die Abſicht hat ihn zu traveſtiren, iſt allenfalls zu begreifen, aber ſich einzubilden ein Meiſterſtück von Ueberſetzung daran zu beſitzen, iſt eine Superſtition die zunächſt einer Reform des hergebrachten Litteraturweſens hoffentlich weichen wird.

Die Ueberſetzungsweiſe welche die Deutſchen im Mittelalter, ſowohl bey alten Proſanſchriftſtellern als bey benachbarten Modernen anwendeten, hatte anfangs, d. h. zur Zeit der Minne- und Meiſterſänger, denſelben ſo eben beſchriebenen wenn nicht noch viel freyeren Character, und würde ſich richtiger als Traveſtirung, oder auch als ſogenannte freye Bearbeitung bezeichnen laſſen. Ja die ganze deutſche Nationalpoeſie jener Zeit iſt, mit Aus-

nahme der lyriſchen, mehr oder weniger eine freye Nach= und Umgeſtaltung ausländiſcher Vorbilder, die ſelbſt wieder urſprünglich von lateiniſchen Verfaſſern aus dem Clerus herrühren. Erſt gegen das Ende des XV. Jahrhunderts, als dieſer Nationalgeſang wo nicht aufhörte doch ſchwächer ertönte, dagegen die Proſa mit ernſteren Studien, wie Arzneywiſſenſchaft und römiſche Rechtskunde, mehr in Gang kam, zeigt ſich das Beſtreben, geweckt und unterſtützt durch genauere grammatiſche Sprachkenntniß, auf ein eigentliches Wiedergeben des Originals auszugehen, und das letzte Viertel dieſes Jahrhunderts iſt ſo reich an deutſchen Ueberſetzungen aus dem Lateiniſchen und andern neueren Sprachen, daß ſogar gegen ſie als gefährliche Förderungsmittel der Volksaufklärung ſtrenge Verbote der Geiſtlichkeit ergingen. Wir erblicken darin die erſten Vorboten und Verkündiger des durch die Reformation und ihre Folgen hervorgerufenen oben bereits angedeuteten Princips.

Hatte nämlich die chriſtliche Religion, durch die göttliche Autorität ihrer heiligen Urkunden, nicht nur die höchſte Verehrung, ſondern auch die gewiſſenhafteſte Treue beym Uebertragen derſelben in andere Sprachidiome, nach dem Vorgange der Hebräer, allen ihren Bekennern zur unverbrüchlichſten Pflicht gemacht, ſo daß zuerſt in Bezug auf dieſe Schriftdenkmäler auch die ſprachverſchiedenſten Nationen die möglichſte Annäherung an den Urtypus zu beobachten ſich ſowohl aufgefordert als von ſelbſt entſchloſſen fühlten und noch fortwährend fühlen — eine Obliegenheit welche denn auch bey allen kirchlichen auf jene ſich ſtützenden Schriften folgerichtig in Anwendung kommen mußte —: ſo ſollte von nun an auch zugleich für die Schriftwerke des menſchlichen Geiſtes eine ähnliche angemeſſene Hochſchätzung und Gewiſſenhaftigkeit, bey Uebertragung derſelben in die Mutterſprache, gewonnen und durch die Deutſchen, die hierin zuerſt den Ton und die Menſur angaben, begründet werden,

und zwar in Gefolg und auf Anlaß jenes welthiſtoriſchen Ereigniſſes. Wie alſo vormals die getreuſte Verbreitung göttlicher Offenbarungen in alle Sprachen und Mundarten ſich von der denkwürdigen Epoche der Ausgießung des heiligen Geiſtes herdatirt; ſo darf man ohne blasphemiſche Anmaßung behaupten: von der Reformation und der in ihrem Gefolge werkthätig auftretenden Philologie und Philoſophie nahm auch die gründliche Erkenntniß eines herrlich in Kunſt und Wiſſen ſich offenbarenden Menſchen-Geiſtes den erſten Ausgang, um nächſt frohgläubiger Anerkennung ſeiner mannigfaltigen Werke auch treufleißige Nacheiferung in immer weiter und weiter wirkender Folge zu entwickeln.

Nachdem M. Luther für ſeine Zeit genial, meiſter- und muſtermäßig, für alle folgenden bewunderungswürdig, als Ueberſetzer, man kann ſagen zweyer Litteraturen, der altjüdiſchen und neuchriſtlichen aufgetreten; ſo war durch

ſeine Leiſtung auf einmal nicht nur ein regel-
gebendes Vorbild, ſondern auch ein höchſt er-
giebiges Sprachelement gewonnen, in welches
ſich auswärtige Idiome nicht nur ohne Verluſt
und Einbuße übertragen ließen, ſondern das
ſelbſt auch einer zunehmenden Entwickelung,
immer vollendeteren Ausbildung durch gemein-
ſame Bearbeitung fähig erſchien. Die unver-
meidlichen Nachwehen der Reformation, als
einer Wiedergeburt des Geiſtes, der durch äu-
ßere Hemmniſſe in ſich gedrängt in hypochon-
driſche und feindſelige Stimmung gegen ſich
ſelbſt zu gerathen ſchien, verzögerten zwar noch
eine Zeit lang die vollſtändige Anwendung des
gewonnenen Princips auf die Werke des claſ-
ſiſchen Alterthums, wie des Auslandes; för-
derten aber doch das gründliche Studium der
alten Sprachen und ſomit der Sprachwiſſen-
ſchaft überhaupt, und bereiteten demnach eine
zweyte Epoche vor, welche mit dem gelingen-
den Selbſtbetrieb der Poeſie und Redekunſt,
auch die Nachbildung fremder Kunſt-Erzeug-

niſſe in wechſelſeitigen Einfluß zu bringen und dadurch beydes zu ſteigern wußte.

Dieſe Epoche beginnt mit dem proteſtantiſchen Martin Opitz und ſeinen Nachfolgern. Durch eine, auf den Grund der von Luther angeſtimmten Sprachweiſe weiter fortbauende mannigfache Benutzung und Ausbeutung der in der Sprache liegenden Analogien, auf Anlaß und Anreiz der nachzuahmenden antiken ſowohl als modernen Vorbilder, wird nicht allein ein unglaublicher Vorrath von Worten und Wendungen geſchaffen, ſondern auch die äſthetiſche Anerkennung des Kunſtmäßigen und Schönen in den Originalen noch mehr geweckt, und tiefer begründet.

Sobald daher durch eine immer vernunftgemäßer ſich geſtaltende Religion, und eine der ſcholaſtiſchen entgegenwirkende originalere Philoſophie auch die Humanität — wie man das in Kunſt und Wiſſenſchaft ſich, als Drittes einer großen Dreyeinigkeit, offenbarende Menſchenweſen zuſammenfaſſend be-

zeichnen möchte — zu einer äſthetiſchen Anerkennung gelangt war und die noch ſo verſchiedenen individuellen Ausdrucksarten menſchlichen Denkens und Empfindens, als eben ſoviel ſich ſteigernde Geſtaltungen einer großen Idee zu gelten anfingen; ſogleich mußte auch der ſprachliche Ausdruck derſelben in dieſem oder jenem Volke durch Bild und Rhythmus, als etwas intereſſant Weſentliches zu eben jener Individualität Gehöriges, in nähere Betrachtung kommen, und nicht nur Zugeſtändniß im Allgemeinen ſondern auch Nachahmung und Beybehaltung im Beſondern finden.

Dieſe Anerkennung war zuerſt ein Zug der Gerechtigkeit, welche ein Anderes gelten läßt und ihm eigenen Fug und Luſt des Daſeyns und Wirkens zugeſteht, und die wir oben als nothwendige Bedingung und Grundlage aller Ueberſetzungskunſt angaben. Nun fehlt noch die angewandte Bethätigung durch Liebe, als das zweyte Erforderniß. Dieſe offenbaret ſich in freundlich zuvorkommender Nach-

giebigkeit und Bequemung gegen und an die Art ſeines Weſens, ja in völliger Identificirung mit ſeinem Wollen und Wirken; und auch dieſe ſollte ihr zuletzt in Bezug auf Inhalt und Form eines Vorbildes möglich werden.

Zwey Elemente der Ueberſetzungskunſt hatten ſich ſonach entwickelt, Gerechtigkeit und Liebe. Bey keiner Nation zeigten ſich dieſe Erforderniſſe in einem ſo vorzüglichen practiſchen Grade, als bey der deutſchen, unter der ſie jedoch öfter, ihr ſelbſt unverſtanden, nur mit dem Namen eines Vorurtheils für das Fremde und der Nachahmungsſucht zur Sprache kamen. Und freylich konnten ſolche Eigenſchaften ſich nur vereint finden bey einer Nation die eigentlich zu reden noch nicht fertig und abgeſchloſſen iſt, d. h. die immer noch im Lernen begriffen auf ſich einwirken läßt, und eben ſo geneigt als bedürftig bleibt, von außen anzunehmen, dergeſtalt daß dieſe Unfertigkeit in einer Hinſicht, ihr zu einer wahren Fertigkeit in anderem Betracht werden muß.

Sie behauptet demnach die unbefangene Bildſamkeit eines Kindes, das mit Achtung und Liebe für die Eigenſchaften Aelterer und Höherer erfüllt, dieſelben durch Nachahmung ſich anzueignen ſtrebt. Eine ſolche Nachahmung ſteigert ſich zur Nacheiferung mit der zunehmenden Kenntniß und Einſicht des Nachahmungswerthen ſelbſt, und macht daher nur Fortſchritte in dem Grade, daß ſich ihr neue Anſichten hierüber eröffnen.

Die Früchte dieſer deutſchen Geſinnung, nachdem ſie einmal mündig geworden, zeigten ſich zuerſt an den Ueberſetzungen der Alten.

Allgemein hielt man ſich nicht allein ſtreng an den vorliegenden Inhalt, den man gründlich zu erſchöpfen ſuchte, ſondern auch mit fortſchreitender Einſicht und eigenem Kunſtvermögen, an die ihn bedingende äußere Form.

Und hier wäre eigentlich der Ort für umſtändlichere Auseinanderſetzung der Verdienſte, welche ſich deutſche Gelehrte und Dichter ſeit Mitte und Schluß des vorigen Jahrhunderts

zuvörderſt um das claſſiſche Alterthum erwor-
ben: einmal durch ſtrengeres Anſchließen an
den Inhalt, in genaueren ſinnerſchöpfenden
Ueberſetzungen: wie die treufleißigen Arbeiten
eines Damm, Heilmann, Reiske, Hein-
ze; und ſpäter die elegantern eines Garve,
Wieland, Hottinger und anderer; wodurch
nicht nur Verſtändniß und Ueberſicht der alten
Schriftſteller, mehr als durch abgeriſſene Com-
mentare gefördert, ſondern auch der Gehalt
derſelben für das größere Publicum ausge-
münzt und unter demſelben in Umlauf gebracht
wurde: ſodann aber durch Nachbildung der
Form in immermehr dem Gelingen ſich an-
nähernden Verſuchen zur Wiederbelebung der
alten Sylbenmaaße. Dieſe Forderung, ſo na-
türlich ſie uns jetzt erſcheint, und gewiſſermaa-
ßen ſich von ſelbſt verſtehend, konnte doch nur
zuerſt aufgeſtellt und geleiſtet werden von Dich-
tern und dichteriſch geſtimmten Organiſationen,
deren Ohr an ſich ſchon für den Rhythmus
empfänglicher, bey dem Leſen der Alten noch

ganz beſonders von der characteriſtiſchen Entſchiedenheit der antiken Sylbenmaaße und ihrer Angemeſſenheit zum Inhalt afficirt, die Nachahmung derſelben, ſo gut wie jede andere Mimeſis, ſich zur Aufgabe machen, und ſowohl in eigenen Poeſien als in der Wiedergabe fremder bewerkſtelligen mußte. Und ſo erwarben denn zuerſt Klopſtock, Ramler, Voß, ſammt ihren Mitwirkern und Nachfolgern, das deutſche Verdienſt: jenes Ueberſetzer-Princip, Gerechtigkeit und Liebe, in ſeinen ſtricteſten Bedeutungen bey der Ueberſetzung aus den ältern Sprachen geltend gemacht zu haben; wovon denn die Folge war, daß es auch in nothwendiger Conſequenz bey Ueberſetzungen aus allen neuern Sprachen vollkommener ausgeübt werden mußte.

Indeſſen dauerte es hier doch länger als man hätte erwarten ſollen. Allein wer Geſchichte und Leben ſinnig betrachtet, wird vielfältig Gelegenheit haben zu bemerken, daß die Menſchen gar oft für ein undurchdringlich Hin-

derniß halten, was doch nur eine papierne Wand iſt, die ſich mit dem Ellbogen einſtoßen ließe; und ſo retardirt ſich nicht ſelten das ganz Folgerechte wegen vermeinter Unmöglichkeit. Es ſcheint aber gut und einer ſtetigen nicht übereilten Entwickelung angemeſſener, daß ſolche Vorurtheile obwalten, damit ſowohl der Einzelne als ganze Geſchlechter in der Beſeitigung derſelben nicht nur Beſchäftigung, ſondern auch Verdienſtlichkeit finden mögen.

Nach dieſer Bemerkung wird es erklärlich, wie man an dem was hinſichtlich der alten Sprachen bereits möglich geworden war, treuſte Copie der ſo ſchwierigen oft erſt zu ermittelnden Metra, verzweifelte in Betreff neuerer Sprachen, welche in ihren Dichtungsformen doch nur geringere Abwechſelung bieten, und deren Schwierigkeit nicht in den Rhythmen ſondern allein in den Reimen zu finden wäre, inſofern von ihrer Bedeutſamkeit die Rede ſeyn ſollte.

Die Italiäniſche Stanze vollkommen nachzubilden dachte und wagte anfänglich Nie-

mand; und Terzinen nur einigermaßen zu verſuchen, entmuthigte ſogar bisherige Meiſter im Ueberſetzen. Und doch hatte man die Sonettform nicht nur bey Ueberſetzungen, ſondern auch bey ſelbſtſtändigen eignen Dichtungen längſt ſchon angenommen, wenn auch anfangs nicht mit ebenmäßiger Verslänge, wozu doch bereits einzelne Beyſpiele der Minneſänger hätten Ermuthigung geben ſollen.

Hatte man Sonette ſtatt in Hendekaſyllaben vielmehr in dem aus dem Franzöſiſchen und Holländiſchen einſeitig aufgegriffenen Alexandriner gebildet; ſo konnte die darin bereits enthaltene Form der Ottave ſowohl als der Terzine nicht für ein Unmögliches und Unerreichbares gelten, wenn man ſie einſtweilen auch nur mit Alexandrinern nachbildete, indem dieſen Falls die Beobachtung dreyer gleichen Reime bey einem Theile nicht ſchwieriger ſeyn konnte, als bey dem Sonett im Ganzen. Aber die Menſchen ſind weit weniger zum Entdecken und Erfinden als zum Nachahmen und Beybe-

halten erſchaffen, außerdem das Individuum nicht in Millionen Exemplaren exiſtiren würde.

Genug, erſt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, verſuchte zuvörderſt Wieland die italiäniſche Stanze in der Art nachzuformen, daß er freylich die drey gleichen Reime beybehielt, in der Stellung derſelben jedoch ſich vielfache Abweichungen herausnahm, die uns jetzt ſchwieriger vorkommen, als die Beobachtung der Regel; dazu ein Hin- und Herſchwanken der Verslänge, die vom drey- und vierfüßigen Jambus bis zum ſechsfüßigen abwechſelt. Goethen war es vorbehalten auch in der genaueſten Nachbildung der Ottave rime wenn nicht der erſte zu ſeyn, doch zuerſt mit entſchiedenem Gelingen als Meiſter aufzutreten.

Sein Verdienſt ward früher oder ſpäter — wie es in Deutſchland zugeht — nach längern oder kürzern Einreden und Gegenerinnerungen, endlich allgemein anerkannt, und wie es ebenfalls vaterländiſcher Gebrauch iſt, ganz ſtill und ohne vieles Aufheben, durch Nacheiferung

ſowohl bey eignen Dichtungen als bey Nachbildung fremder thatſächlich gefeyert.

Demungeachtet fand die regelmäßige Nachbildung bey Ueberſetzungen, wo ſie hingehörte, weniger Nachfolge als bey eigenen Dichtungen. Es geſchahen ſogar Rückſchritte. Die Ueberſetzer des Taſſo und Arioſt machten ſich, wie beſonders des letztern Styl und Ton ſo auch die Freyheit ſeiner Stanze zu Nutze, ja einer derſelben ſogar, durch Abwerfen des feſſelnden Reims, die Aufgabe ſo bequem, daß er auch nicht einmal auf Beybehaltung der Versabtheilung und Satzſtellung, als einer nothwendigen Schadloshaltung für jene Einbuße, bedacht war.

Erſt um den Anfang dieſes XIX. Jahrhunderts — ein in jeder Hinſicht merkwürdiger Zeitſchied, welcher auch in Sprache und Kunſt einen auffallenden Abſchnitt brachte, — trat Gries mit einer nach Form und Inhalt gelungenen Ueberſetzung des Taſſo hervor, und leiſtete in ganzer unverbrüchlicher Strenge und

Folgerichtigkeit etwas woran man noch kurz zuvor völlig verzweifelt hatte.

Mochte nun der Deutſche, von Hauſe aus zum Ernſt geneigt, eine ſeinem Weſen mehr zuſagende Würde wohl eher erreichen bey einem Gedicht wie Taſſo's Jeruſalem, das von feyerlicher Art vorzüglich Correctheit und Gemeſſenheit in Ausdruck und Form beobachtet; ſo hielt man ihn doch immer für unfähig auch den leichtern Gang der arioſtiſchen Muſe und ihre graziosen Tanzſchritte nachzuahmen.

Allein der Beharrlichkeit des deutſchen Fleißes, bey Anwendung eigener Dichtergaben, ſollte es gelingen auch dieſe Palme zu erreichen. Dem deutſchen Sänger des befreyten Jeruſalems, der ſo zu ſagen im tragiſchen Felde den Siegerkranz davon getragen, war es beſchieden, auch im Comiſchen der Arioſtiſchen Muſe gleiche Lorbeern zu gewinnen, und die gleiche Anſtelligkeit unſerer Sprache zum Scherz wie zum Ernſt, in einer und der nämlichen Perſönlichkeit zu bethätigen.

Hiebey iſt jedoch nicht zu vergeſſen, vielmehr mit dankbarer Anerkennung hervorzuheben, wie viel zu dieſer Gelenkheit und Anmuth der Sprachbewegung bereits Wielands grazioſe Leichtigkeit und Unbefangenheit in ſeinen eigenen, der arioſtiſchen Muſe ſo nah verwandten Dichtungen beygetragen; wie ſehr er nicht nur die Fertigkeit und Mannigfaltigkeit des Reimens vermehrt und erhöht, ſondern überhaupt einen natürlich edlen Ausdruck ohne Bombaſt und Schwulſt, zugleich belebt durch den reizenden Anſtrich gutmüthiger Laune, dem deutſchen Vortrag angewonnen; der ſonſt, ohne Wieland und ſeine Schule, durch vorherrſchenden Einfluß der alten Sprachen, ingleichen durch die norddeutſche Vorliebe für die ernſthaften Britten, wie auch durch den Umſtand, daß die Sprache bis dahin meiſt nur zu ſtrenger Auseinanderſetzung wiſſenſchaftlicher Gegenſtände, beſonders der Religion und Sittenlehre, angewendet worden, beynahe ganz auf die Seite des Ernſtes übergewuchtet wäre.

Soviele Leiſtungen nun von Einem Manne und beynahe auf Ein Mal während und innerhalb der Blüthe eines Menſchenlebens, waren dennoch weit entfernt für das Letzte und Aeußerſte zu gelten und mit ſtolzer Zufriedenheit für den Gipfel der Kunſt angenommen zu werden, daß ſie den Trieb der Nacheiferung noch mehr entflammten und das Wagniß aufriefen mit dem Bereitsgewonnenen das Glück noch weiter zu verſuchen.

Und ſo blieb man denn nicht bey den Italiänern ſtehen; Spanier und Engländer kamen gleichzeitig an die Reihe, nach den eben dargelegten Principien überſetzt zu werden: ein Unternehmen das nicht minder gelang, ja in gewiſſer Hinſicht, wegen überwundener größerer Schwierigkeiten, noch mehr Bewunderung erregen mußte.

Was hier gleichzeitig ebenfalls von Gries, Schlegel und andern geleiſtet worden, wirkt in zunehmender Anerkennung und mannigfacher Nachfolge lebendig fort. Allbereits ſieht

man dieſelben Maximen, denſelben Eifer, dieſelbe Genauigkeit und Treue den bedeutendſten Dicht- und Redewerken aller Nationen nicht nur Europa's, ſondern auch anderer Welttheile zugewendet, dergeſtalt daß Blüthen und Früchte des geſammten durch Sprache ſich offenbarenden menſchlichen Schöpfungsvermögens in dem Medium der unſrigen, wie in einem geiſtigen Element, aufbewahrt und dem allgemeinen Bedürfniß zu Genuß und Nahrung mitgetheilt werden mögen. Und ſo dürfte ſich bald die von Goethe geſtellte Prophezeihung (K. und A. Band V. Heft 2. S. 59.) wahr machen: „Der Ausheimiſche werde in kurzer Zeit bey uns Deutſchen zu Markte gehen müſſen, um die Waaren die er aus der erſten Hand zu nehmen beſchwerlich fände, durch unſere Vermittelung zu empfangen.“ — Dann wäre in unſerer Sprache die einzige mit der mindeſten Einbuße des Individuellen mögliche Paſilalie und Paſigraphie aufgefunden.

Riemer.

Ueber die Eigenthümlichkeit von Goethe's Einwirkung auf Kunſt und Wiſſenſchaft.

(Aus einer Vorleſung im Verein der Kunſtfreunde im Preußiſchen Staat, gehalten zu Berlin am 1. May 1832.)

Indem ich der Beweiſe wohlwollenden Antheils zu erwähnen hatte, welche unſer Verein ſeit unſerer letzten Verſammlung erhalten hat, würde ich es mir nicht verzeihen, nicht auch eines zu gedenken, an den ſich bey Ihnen allen, die Sie hier anweſend ſind, eine ſehr ſchmerzliche, aber zugleich unendlich wohlthuende Erinnerung knüpfen wird. Es iſt dieß ein an Hrn. Geh. Rath Beuth gerichteter Brief Goethe's vom 4. Januar d. J., in welchem er für die radirten Blätter dankt, die ihm im Namen des Vereins zugeſchickt worden

waren. Ich glaube am beſten zu thun, Ihnen den Brief ſelbſt vorzuleſen.

„Ew. Hochwohlgeboren bereiteten mir, indem Sie einen lang gehegten ſtillen Wunſch erfüllen, gar anmuthige Weihnachtsfeyertage. Sie wiſſen, daß ich, inſofern es meine Lage erlaubt, mannigfache Monumente älterer und neuerer Zeit um mich zu verſammeln ſuche, wozu Sie ja, ſeit ſo manchen Jahren, die freundlichſten und wichtigſten Beyträge mir gegönnt haben, und was kann endlich intereſſanter ſeyn, als zu erfahren, wie ſich in den letzten Augenblicken die Kunſt im Vaterlande bildet, wie ſie erregt, gefördert und belohnt wird.

Ihre wichtige Sendung, für deren Mittheilung ich dem verehrten und in ſo hohem Grade wirkſamen Kunſtverein meinen lebhaften Dank auszudrücken bitte, hat mich ſchon viel denken und überlegen gemacht, denn nichts iſt dazu auffordernder, als wenn wir die mannigfaltigſten Reſultate vor uns ſehen,

welche aus zweckmäßiger Anwendung großer Mittel hervorgehen.

Mehr darf ich in dieſem Augenblick zu ſagen mir nicht erlauben, weil ich fürchten muß gegenwärtiges zu verſpäten, wobey ich mir jedoch vorbehalte, zunächſt einige weitere Aeußerungen nachzubringen, beſonders über Gegenſtände, die den Künſtlern vielleicht zu empfehlen wären, und wovon, bey den vielfach ſich manifeſtirenden Talenten, vielleicht hie und da etwas angenehmes zu hoffen ſtände.

Ohne mit vielen Worten zu verſichern und zu betheuern, daß ich Ew. Hochwohlgeboren unermüdete Thätigkeit zu bewundern und deren grenzenloſe Folgen zu ſegnen weiß, darf ich mich wohl unterzeichnen als einen treu Theilnehmenden und aufrichtig Verpflichteten.“

Es iſt unendlich beklagenswerth, daß wir auf die Belehrung Verzicht leiſten müſſen, die uns der Verewigte in dieſen Zeilen zuſagt. Dieß Verſprechen ſelbſt aber beweiſt, wie ſehr er bis zu den letzten Tagen ſeines Lebens da=

mit beſchäftigt war, jedem Kunſtbeſtreben die fördernde Richtung zu geben.

Zu den ſchönſten Eigenthümlichkeiten Goe-the's gehört ſein Bemühen, auf die Geiſtes-thätigkeit ſeiner Zeitgenoſſen einzuwirken, ja man kann mit gleicher Wahrheit hinzuſetzen, daß er ohne alle Abſicht, gleichſam unbewußt, bloß durch ſein Daſeyn und ſein Wirken in ſich, den mächtigen Einfluß darauf ausübte, der ihn vorzugsweiſe auszeichnet. Es iſt dieß noch geſchieden von ſeinem geiſtigen Schaffen, als Denker und Dichter, es liegt in ſeiner gro-ßen und einzigen Perſönlichkeit. Dieß füh-len wir an dem Schmerze ſelbſt, den wir um ihn empfinden. Wir betrauern in ihm nicht bloß den Schöpfer ſo vieler Meiſterwerke jeder Gat-tung, nicht bloß den Forſcher, der das Gebiet mehrerer Wiſſenſchaften erweiterte, und ihnen durch tiefe Blicke in ihre innerſte Natur neue Bahnen vorzeichnete, nicht bloß den immer theilnehmenden Beförderer jedes auf Geiſtes-bildung gerichteten Beſtrebens. Es iſt uns, neben und außer dieſem allem, als wäre uns

bloß dadurch, daß Er nicht mehr unter uns weilt, etwas in unſern innerſten Gedanken und Empfindungen und gerade in ihrer erhebendſten Verknüpfung genommen. Indem wir aber dieß ſchmerzlich empfinden, belebt uns zugleich wieder die Ueberzeugung, daß er in ſeine Zeit und ſeine Nation Keime gelegt hat, die ſich den künftigen Geſchlechtern mittheilen und ſich lange noch fortentwickeln werden, wenn auch ſchon die Sprache ſeiner Schriften einſt zu veralten beginnen ſollte.

Es giebt in jeder, zu einem höheren Grade der Bildung gelangten Nation ein Gemeinſames der Ideen und Empfindungen, das ſie, wie ein geiſtiges Element, in welchem ſie ſich bewegt, umgiebt. Es beruht dieß nicht auf einzelnen feſten und beſtimmten Anſichten, es liegt vielmehr in der Richtung aller, in der Form, von der in jeder Art der Seelenthätigkeit, Maaß und Weile, Ruhe und Lebendigkeit, Gleichgewicht und Uebereinſtimmung abhängt, und es wirkt auf dieſe Weiſe zuletzt, durch die dadurch bedingte Anknüpfung des

Sinnlichen an das Unſinnliche, auf die ganze Anſchauung der äußeren und inneren Welt. Auf dieſen Punct hin war Goethe's Individualität zu wirken vorzugsweiſe beſtimmt. In dieß geheimnißvolle Innere, wo Ein geiſtiges Streben eine ganze Nation beſeelt, drang er durch die Macht ſeiner Dichtung und die Sprache, welche allein ihm die Möglichkeit des Ausdrucks ſeiner Eigenthümlichkeit verſtattete, die er aber wieder ſo kräftig und ſeelenvoll geſtaltete. So drückte er, in einer Periode der Litteratur anfangend, wo derſelbe wenig klar und entſchieden da ſtand, dem deutſchen wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Geiſte, durch die lange Dauer ſeines Lebens fortwirkend, ein neues, ewig an Ihn erinnerndes Gepräge auf. Die immer heitere Beſonnenheit, die lichtvolle Klarheit, die lebendig anſchauliche und immer von Kunſtform oder einer noch tiefer geſchöpften Geſtaltung beherrſchte Naturauffaſſung, die große Freywilligkeit des Genies, alle dieſe Goethe ſo vorzugsweiſe auszeichnenden Eigenſchaften führten ihm die Ge-

müther, wie von ſelbſt, bildſam zu. Es hat in niemanden je eine gerechtere, mehr durch die innerſte Eigenthümlichkeit begründete Scheu vor allem Verworrenen, Abſtruſen, myſtiſch Verhüllten gegeben, als in ihm. Dieß zuſammengenommen machte ſeinen Einfluß ſo allgemein, ſo leicht und ſo tief. Was ſich ſo heiter und lichtvoll darſtellte, was der Quelle, aus der es entſprang, ſo ohne Mühe und Anſtrengung entfloß, wurde eben ſo aufgenommen und feſtgehalten, und wurzelte zu weiterer Entwickelung.

Da Goethe die Natur immer zugleich in der Einheit ihres Organismus und in der vollen Entfaltung ihrer geſtaltenreichen Mannigfaltigkeit auffaßte, ſo konnte die Gedanken- und Sinnenwelt nie einen ſchroffen Gegenſatz in ihm bilden. Die Wirklichkeit gab in ihm ihre Geſtalt nur auf, um eine neue aus der Hand der ſchaffenden Phantaſie zu empfangen. Dadurch — um dieſe Betrachtungen auf eine Weiſe zu ſchließen, die uns zu unſerm Gegenſtande zurückführt — wurde er vorzüglich der Kunſt ſo

wohlthätig. Er war mit ihr durch alle Anlagen ſeines Geiſtes verwandt und hatte ſich von allen Seiten mit ihr durch Anſchauung, Sammeln und Ueben befreundet, jener oben erwähnte allgemeine Kunſtſinn war in ihm tiefer als in irgend ſonſt jemand begründet. Er leiſtete unendlich viel unmittelbar für die Kunſt durch Belehrung, Ermunterung und Förderung jeder Art, aber alles dieß wurde durch das überwogen, was ſie ihm mittelbar verdankte. Er bereitete durch das ſtille Wirken ſeines ihr geweihten und von ihr durchdrungenen Weſens ein langes Leben hindurch ihr den Boden in den Gemüthern ſeiner Zeitgenoſſen zu, weckte den ſchlummernden Funken der Liebe zu ihr, richtete aber die Neigung und die Forderung nur auf das Streben, was, gleich entfernt vom Zwange einengender Regeln und von phantaſtiſcher Willkührlichkeit, dem freyen, aber durch innere Geſetze geleiteten Gange der Natur folgt.

Wilhelm von Humbold.

Ueber den Abſchluß des Fauſt.

Goethe.

I.

An H. Meyer nach Carlsbad.

Weimar, 20. Jul. 1831.

Durch Schaller will ich Ihnen wenigſtens ein vorläufig freundliches Lebenszeichen geboten haben. Möge er Sie wieder glücklich zu uns zurückbringen. Im Ganzen finden Sie alles an der alten Stelle.

Preller hat den Entwurf ſeines Bildes, in der Größe wie es werden ſoll, auf Papier recht wacker hingeſtellt. Die wüſte Gegend hat er durch eine ſehr gutgedachte Staffage

belebt und man kann mit dem Ganzen ſehr wohl zufrieden ſeyn.

Möge es Ihnen und ſodann unſerer theuern Fürſtin auch in dieſem Sinne erfreulich ſeyn! — —

Wunderſam bleibt es immer wie ſich der von allem abſondernde, theils revolutionaire, theils einſiedleriſche Egoismus durch die lebendigen Thätigkeiten aller Art hindurchzieht.

Den meinen, will ich nur bekennen, hab' ich ins Innerſte der Production zurückgezogen und den, nunmehr ſeit vollen vier Jahren, wieder ernſtlich aufgenommenen zweyten Theil des Fauſt in ſich ſelbſt arrangirt, bedeutende Zwiſchenlücken ausgefüllt und vom Ende herein, vom Anfang zum Ende, das Vorhandene zuſammengeſchloſſen.

Dabey hoffe ich, es ſoll mir geglückt ſeyn allen Unterſchied des Frühern und Spätern ausgelöſcht zu haben.

Ich wußte ſchon lange her was, ja ſogar wie ich's wollte, und trug es als ein inneres

Mährchen ſeit ſo vielen Jahren mit mir her=um, führte aber nur die einzelnen Stellen aus, die mich von Zeit zu Zeit näher anmutheten. Nun ſollte und konnte dieſer zweyte Theil nicht ſo fragmentariſch ſeyn, als der erſte. Der Verſtand hat mehr Recht daran, wie man auch wohl ſchon an dem davon gedruckten Theil er=ſehen haben wird. Freylich bedurfte es zuletzt einen recht kräftigen Entſchluß, das Ganze zu=ſammenzuarbeiten, daß es vor einem gebilde=ten Geiſte beſtehen könne. Ich beſtimmte da=her feſt in mir, daß es noch vor meinem Ge=burtstage vollendet ſeyn müſſe. Und ſo wird es auch; das Ganze liegt vor mir, und ich habe nur noch Kleinigkeiten zu berichtigen; ſo ſiegle ich's ein, und dann mag es das ſpecifiſche Gewicht meiner folgenden Bände, wie es auch damit werden mag, vermehren. Wenn es noch Probleme genug enthält, indem, der Welt= und Menſchengeſchichte gleich, das zuletzt auf=gelöſte Problem immer wieder ein neues auf=zulöſendes darbietet, ſo wird es doch gewiß

denjenigen erfreuen, der ſich auf Miene, Wink und leiſe Hindeutung verſteht. Er wird ſogar mehr finden, als ich geben konnte.

Und ſo iſt nun ein ſchwerer Stein über den Berggipfel auf die andere Seite hinabgewälzt. Gleich liegen aber wieder andere hinter mir, die auch wieder gefördert ſeyn wollen, damit erfüllt werde, was geſchrieben ſteht: „Solche Mühe hat Gott dem Menſchen gegeben.“

Ihro Majeſtät, der König von Würtemberg haben mir die Gnade erzeigt, wohl anderthalb Stunden bey mir zu verweilen. Glücklicherweiſe hatt' ich heitern Sinn und einen gewiſſen Grad von Offenheit, ſo daß derſelbe ſich ſcheint gefallen zu haben. Es iſt immer als eine Gabe des Augenblicks anzuſehen, zwiſchen Bedächtigkeit und Freymüthigkeit behaglich durchzuſchiffen.

Unſere liebe Hoheit hab' ich freylich in dieſen Trauertagen nicht wieder geſehen. Möge Sie Sich bald in dem Zuſtand fühlen, Sich ihren Verehrern wieder mitzutheilen.

In meinen Naturſtudien bin ich auf eine wunderſame Weiſe gefördert worden; man mag es zufällig heißen, indeſſen wenn man folgerecht in einem Studium fortfährt, ſo ſchließt ſich das Aeußere, Lebendige zum Innern und verwächſt zuſammen.

Hiemit alſo wiederholten treuſten Wunſch zur glücklichen Reiſe und frohem Wiederſehen.

Goethe.

II.

An Wilhelm von Humbold.

Nach einer langen unwillkührlichen Pauſe beginne folgendermaßen und doch nur aus dem Stegreiſe. Die Thiere werden durch ihre Organe belehrt, ſagten die Alten, ich ſetze hinzu: die Menſchen gleichfalls, ſie haben jedoch den Vorzug ihre Organe wieder zu belehren.

Zu jedem Thun, daher zu jedem Talent, wird ein Angebornes gefordert, das von ſelbſt wirkt und die nöthigen Anlagen unbewußt mit ſich führt, deßwegen auch ſo geradehin fortwirkt, daß, ob es gleich die Regel in ſich hat, es doch zuletzt ziel- und zwecklos ablaufen kann.

Je früher der Menſch gewahr wird, daß es ein Handwerk, daß es eine Kunſt giebt, die

ihm zur geregelten Steigerung ſeiner natürlichen Anlagen verhelfen, deſto glücklicher iſt er; was er auch von außen empfangen ſchadet ſeiner eingebornen Individualität nichts. Das beſte Genie iſt das, welches alles in ſich aufnimmt, ſich alles zuzueignen weiß, ohne daß es der eigentlichen Grundbeſtimmung, demjenigen was man Character nennt, im mindeſten Eintrag thue, vielmehr ſolches noch erſt recht erhebe und durchaus nach Möglichkeit befähige.

Hier treten nun die mannigfaltigen Bezüge ein zwiſchen dem Bewußten und Unbewußten. Denke man ſich ein muſikaliſches Talent, das eine bedeutende Partitur aufſtellen ſoll: Bewußtſeyn und Bewußtloſigkeit werden ſich verhalten, wie Zettel und Einſchlag, ein Gleichniß das ich ſo gern brauche.

Die Organe des Menſchen durch Uebung, Lehre, Nachdenken, Gelingen, Mißlingen, Förderniß und Widerſtand und immer wieder Nachdenken, verknüpfen ohne Bewußtſeyn in

einer freyen Thätigkeit das Erworbene mit dem Angebornen, ſo daß es eine Einheit hervorbringt, welche die Welt in Erſtaunen ſetzt.

Dieſes Allgemeine diene zu ſchneller Beantwortung Ihrer Frage und zur Erläuterung des wieder zurückkehrenden Blättchens.

Es ſind über ſechzig Jahre, daß die Conception des Fauſt bey mir jugendlich von vorne herein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich vorlag. Nun hab' ich die Abſicht immer ſachte neben mir hergehen laſſen, und nur die mir gerade intereſſanteſten Stellen einzeln durchgearbeitet, ſo daß im zweyten Theil Lücken blieben, durch ein gleichmäßiges Intereſſe mit dem Uebrigen zu verbinden. Hier trat nun freylich die große Schwierigkeit ein, dasjenige durch Vorſatz und Character zu erreichen, was eigentlich der freywilligen thätigen Natur allein zukommen ſollte. Es wäre aber nicht gut, wenn es nicht auch nach einem ſo lange thätig nachdenkenden Leben möglich geworden wäre, und ich laſſe mich keine Furcht

angehen, man werde das Aeltere vom Neuern, das Spätere vom Frühern unterſcheiden können; welches wir denn den künftigen Leſern zur geneigten Einſicht übergeben wollen.

Theilen Sie mir aber auch etwas von Ihren Arbeiten mit. Riemer iſt, wie Sie wohl wiſſen, an die gleichen und ähnlichen Studien geheftet und unſere Abendgeſpräche führen oft auf die Gränzen dieſes Faches.

Verzeihung dieſem verſpäteten Blatte! Ohngeachtet meiner Abgeſchloſſenheit findet ſich ſelten eine Stunde, wo man ſich dieſe Geheimniſſe des Lebens vergegenwärtigen mag.

Weimar,
den 17. März 1832. Treu angehörig
(Dem Tage ſeiner J. W. Goethe.
tödlichen Erkrankung).

Schlußwort.

„Wer keine Erinnerung hat
„Kann auch keine Hoffnung haben.“

Goethe.

Als Goethe's nächſte Freunde die Durchſicht ſeines reichen literariſchen Nachlaſſes begannen, fanden ſie gar bald, daß zu einem neuen Hefte von Kunſt und Alterthum bereits Bedeutendes theils völlig ausgearbeitet, theils vorbereitet war.

Goethe hatte oftmals davon geſprochen, wie er mit dieſem dritten Hefte des ſechſten Bandes das ganze Unternehmen abzuſchließen beabſichtige und nur noch durch die ſich auferlegte unerläßliche Vollendung ſeines Fauſt daran behindert werde.

So ſchien es uns denn eine Forderung der Pietät ſowohl gegen den theuern abgeſchiedenen Freund als gegen das Publicum, jenen Beſchluß nicht unvollzogen zu laſſen, ihm vielmehr, ſoviel an uns wäre, in ſeinem Sinne zu genügen.

Edle auswärtige Freunde boten uns dazu bereitwilligſt die Hand; wie ſie den Verklärten eine ſo lange Strecke durchs Leben in liebevoll treuer Theilnahme an ſeinem Wirken und Schaffen begleitet, ſo wollten ſie auch gern den würdigen Abſchluß dieſer Blätter fördern, gleichſam den letzten traulichen Abſchiedsgruß des Scheidenden theilen.

Sey es uns vergönnt, einen kurzen Rückblick auf die mehr denn ſechzehnjährige Periode zu werfen, in welcher Goethe, bey ſeiner oft einſiedleriſchen Abgezogenheit von der Welt, ſich durch die Herausgabe von Kunſt und Alterthum in mehr oder minderem Contact mit ſeinen Zeitgenoſſen und den Erſcheinungen des Tages zu erhalten, auf Begründung eines ed-

lern, cosmopolitiſchen Sinnes für Kunſt und Literatur hinzuwirken, und ſo — wie in einem geſelligen Sprechſaal — für ſein gemüthliches Bedürfniß geiſtiger Mittheilung Befriedigung zu gewinnen bemüht war.

Dabey möge man uns geſtatten, unſere Hauptgedanken ſogleich in einem Bilde zu verſinnlichen.

Auf der ſteinernen Bruſtwehr, die bekanntlich um die Plateforme des Münſters zu Straßburg läuft, befinden ſich nach allen Himmelsgegenden hin ſcharfe Linien eingegraben und bezeichnet, die genau die Horizontalrichtung nachweiſen, in welcher vom Münſter aus die vorzüglichſten Haupt- und Handelsſtädte Europa's liegen.

Es gewährt ein ganz eignes Gefühl ſich gleichſam wie in den Mittelpunct eines Welttheils geſtellt zu ſehen und ſich zu ſagen: wenn jetzt dein Blick, ungehemmt durch Berg und Thal, gerade dieſe Linie verfolgen könnte, ſo würdeſt du Neapel, — oder wenn jene, um

einige Schritte rechts — Paris vor dir liegen ſehen. Die Entfernungen verſchwinden, gränzenloſe Räume ſcheinen ſich zuſammenzuziehen, während die Bruſt ſich erweitert fühlt, indem ſie Begriff und Empfindung des Zuſammenhangs mit einem ſo großen Weltganzen in ſich aufnehmen ſoll.

So ungefähr möchten wir verſuchen, die Tendenz anſchaulich zu machen, die ſich in Kunſt und Alterthum erkennen läßt.

Nicht größere, in ſich abgeſchloſſene, imponirende Productionen ſollten ſich darin kund geben; aber mit geprüftem ſichern Blick ſollte, wie von einer Warte, nach allen Seiten umgeſchaut werden, wo in Kunſt und Literatur ſich Vollwürdiges oder doch Hoffnungsreiches hervorthäte, wo es Aufmunterung, Anleitung, wohlwollender Theilnahme bedürfe; vor falſchen Richtungen ſollte gewarnt, die rechten bezeichnet, erläutert, erleichtert, in den verdienſtvollſten Leiſtungen Vor- und Mitlebender zur Anſchauung gebracht werden, und vor al-

lem ſollte ein freyer, aufmerkſamer Sinn für die Gemeinſchaftlichkeit alles Schönen und Guten, unter welchem Himmelsſtrich, in irgend welcher Sprache es ſich kund gebe, geweckt und genährt, — eine großartige Weltliteratur eingeleitet werden.

Blutige Kriege waren ſo eben erſt beendet, der alte vaterländiſche Rhein wieder gewonnen, die deutſchen Völker zu neuem friedlichen Staatenbunde verſchlungen. Ein leidenſchaftlicher Nationalhaß begann, nach ausgekämpften Schlachten, ſich zu beſchwichtigen, ſeine Einſeitigkeit gewahr zu werden; wie im Landbau, Handel und Schifffahrt, ſo auch in Kunſt und Wiſſenſchaft fing ein neues froh-thätiges Leben an ſich zu regen und zu verzweigen, entführte oder geflüchtete Kunſtſchätze kehrten zur alten Heimath wieder und ein geſicherter Beſitzſtand lockte überall zu neuen Unternehmungen oder doch zu Wiederherſtellung früher lieb gewordener Zuſtände.

Unter ſo freundlichen Aſpecten beſucht

Goethe (1814) zum erſtenmal nach langen Jahren ſeine Vaterſtadt wieder, er ſchifft mit erfriſch-tem Jugendgefühl den Rhein hinab, verweilt auf beyden Ufern, erfreut ſich der reichen Kunſt-ſchätze die ſich zu Cöln aufthun, begrüßt den ehrwürdigen Dom mit erhöhtem Intereſſe, und bewundert zu Heidelberg jene unſchätzbare Sammlung altdeutſcher Meiſterwerke, die der Kunſtſinn und die unermüdliche Thätigkeit der Gebrüder Boiſſerée und Bertram ſo glücklich zuſammengebracht.

Alſobald drängt es ihn, auch ſeinerſeits in ſo löbliche Richtungen der Zeit wirkſam ein-zugreifen und das erſte Heft von K. und A. wird der Darſtellung und Begünſtigung des Unternehmens der Kunſtfreunde am Rhein, Main und Neckar, wie der Belebung des Sin-nes für ältere Kunſtdenkmale überhaupt gewid-met. Aber faſt gleichzeitig iſt es ihm ein ern-ſtes Anliegen, vor jener bedenklichen Einſeitig-keit wohlmeinend zu warnen, die aus übertrie-bener Vorliebe für altdeutſche Kunſt hervorge-

gangen war, und er entwirſt mit ſeinem Freunde Meyer den Aufſatz über Neudeutſche, patriotiſch-religiöſe Kunſt, Vielen damals ein Aergerniß, doch ſpäterhin faſt allgemein in ſeiner tiefen Begründung anerkannt und an Gediegenheit wohl von keinem ähnlichen übertroffen.

Der herrliche Commentar zu Leonardo da Vinci's Abendmal, welcher gleich hernach in K. und A. hervortrat, kann als die bündigſte practiſche Darlegung jener Goethe'ſchen Maxime gelten: daß man das Falſche und Irrige weniger durch directe Oppoſition und Polemik, als durch fortgeſetzte Aufſtellung des Wahren und Rechten bekämpfen müſſe; und wenn uns in den folgenden Aufſätzen über Myrons Kuh, Philoſtrats antike Gemälde-Galerie u. ſ. w. die Meiſterwerke der Alten vorübergeführt, nach ihren Motiven, Verhältniſſen und höhern Bezügen entwickelt werden, ſo finden wir auch hier wieder jene großartige Anſicht bethätigt, während der treffliche Aufſatz „Antik und Mo-

dern" die Gegenſätze eben ſo gründlich als heiter ausgleicht. „Jeder ſey auf ſeine Art ein Grieche! Aber er ſey's!"

Doch nicht bloß ernſte, tief eindringende Kunſtbetrachtungen hatte jene Rheinreiſe hervorgerufen; auch die heiterſten Bilder lebensfroher Sinnesweiſe waren unſerm Goethe in die Heimath gefolgt. Wer erinnert ſich nicht jener unvergleichlichen Beſchreibung des Rochusfeſtes bey Bingen, in welcher characteriſtiſche Zeichnung, lebendige Bewegung und die friſcheſte Farbengebung ſich mit naivem Humor und treuherziger Laune zu dem anmuthig-ſinnreichſten Volksgemälde verſchmelzen?

Aber nicht nur was er mit leiblichen Augen geſchaut, ſchafft er zum anziehenden Bilde um; mit derſelben Leichtigkeit verſetzt er ſich, als zu Straßburg ein geiſtreicher Mann „den Pfingſtmontag" in elſaßiſcher Mundart ſchreibt, in die dortigen Zuſtände zurück und zieht uns alle mit dahin, entwickelt die verborgenſten Eigenheiten jenes Idioms und des Volkslebens über-

haupt in ihren tiefern Bezügen zu unſerer Mutterſprache, zu Geſittung und nationeller Kultur, führt durch die heitere Klarheit ſeiner Beleuchtung das ganze fremdartige Luſtſpiel uns wie ein wohlbekanntes vorüber und bewirkt, daß die eigene Vaterſtadt des Dichters nun erſt ſein großes Verdienſt mit Ueberraſchung gewahr wird und Beyfall und Abſatz ſich gränzenlos ſteigern.

Ein altes Cölniſches Manuſcript „die heiligen drei Könige", lateiniſch geſchrieben, ſpricht ihm gleichmäßig zu; er ſpürt ſeiner Entſtehung nach, hebt ſeinen volksthümlichen Werth hervor, treibt zur Ueberſetzung deſſelben an, und entwickelt aus ihm die anmuthig-ſinnreichſten Betrachtungen.

Hat er ſich ſo an vaterländiſchen Eindrücken erfriſcht, ſo wendet er nun den aufmerkſamen Blick mit Wohlwollen zu jeder bedeutenden Erſcheinung des Auslandes hin; von Lord Byrons kühnen, gigantiſchen Schöpfungen fühlt er ſich ergriffen, zu Manzoni's mild-ruhiger, geiſtvoll-zarter Muſe liebevoll hingezogen.

Goethe's Beyfall gilt dem edelſtolzen Britten für höchſten Triumph und begründet für Manzoni eine neue, glücklichere Epoche ſeines Lebens.

Denn von dem Augenblick an, wo Goethe in K. und A. die unbedingte Anerkennung der hohen, reinen Begabung dieſes trefflichen Mannes ausgeſprochen, verſtummen in Italien mehr und mehr jene leidenſchaftlichen Gegner der neuern, ſ. g. romantiſchen Schule, die bisher Manzoni und ſeine Dichtungsweiſe durchaus nicht gelten laſſen wollten und den Frieden ſeines Daſeyns auf mannichfache Weiſe verkümmert hatten. Nun erſt wird er in Deutſchland, in Frankreich, England bekannt, vielfach überſetzt, bewundert, und als ſeine Ode auf Napoleons Tod uns Deutſchen von Goethe nachgedichtet wird, entſteht ein wahrer Wettkampf vaterländiſcher Sänger in treuer Auffaſſung und Uebertragung des Originals.

Auch Salvandy's Alonzo verdankt einen großen Theil der Gunſt, die er in Deutſchland gefunden, der ſinnigen Würdigung, die Goethe

in K. und A. ihm widmete. Und wie er alles, was ihn intereſſirt, ſogleich anmuthig zu beleben weiß, ſo läßt er alle handelnden Perſonen des viel verſchlungenen Romans in Reih und Glied vor uns auftreten und erleichtert durch kurze, geiſtvolle Characteriſtik Genuß und Verſtändniß. Was er bei dieſem Anlaß über Pietät uns zuruft, (5. Bd. 1. Heft, S. 182 – 185.) und der Aufſatz über Verhältniß, Neigung, Liebe und Leidenſchaft (6. Bd. 1. Heft, S. 56.) gehört gewiß zu dem ſittlich-Zarteſten, tiefſt-Empfundenen, was jemals ausgeſprochen worden.

Immer aufmerkſam auf jene reinen, ahndungsvollen Naturlaute, die aus den Sagen und Volksgeſängen hervortönen, ſchmückt er ſeine Hefte bald mit Neugriechiſchen, Schottiſchen, Iriſchen, Altböhmiſchen, Serbiſchen Nationalliedern, bald mit Indiſchen oder Perſiſchen Dichtungen, macht uns die fremdeſten Zuſtände anſchaulich und ſucht auf jede Weiſe unſern Geſichtskreis zu erweitern, auf daß Poeſie, Kunſt und Literatur als das gemeinſam heitere Band aller gebildeten Völker erſcheine.

Sein „Charon“ weckt den Wetteifer der bil=
denden Künſtler und ruft preiswürdige Zeich=
nungen hervor; ſeine ſcharf eindringenden Auf=
ſätze über Theater=Einheit, über Shakſpeare
als Theaterdichter, über das Lehrgedicht und
„Nachleſe zu Ariſtoteles“ bereichern nicht nur
die Theorie der Aeſthetik, ſondern bringen auch
ihre abſtracten Grundbegriffe zu allgemein faß=
licher Anſchaulichkeit, und die Commentare, die
er über verſchiedene ſeiner eignen Dichtungen
giebt, laſſen uns helle, oft überraſchende Blicke
in das Innerſte ſeiner Productionsweiſe thun.

Kaum hat ein geiſtreicher Philolog, Gott=
fried Hermann, Bruchſtücke des Phaethon
von Euripides glücklich zuſammengeſtellt, als
Goethe's alte Vorliebe für dieſen geiſtverwand=
ten Tragiker neu erwacht und er ſich im innerſten
gedrungen findet, alle Hülfsmittel der Forſchung
und Divination aufzubieten, um zu einer mög=
lichſt befriedigenden Reſtauration des ganzen
für verloren geachteten Trauerſpiels zu gelan=
gen. Er webt den überſetzten Fragmenten in

kurzen Andeutungen das Ergebniß ſcharfſinniger Combinationen ein, die er dem Geiſte des Dichters gleichſam ablauſcht, und ſpinnt an den zarten Fäden, welche einzeln aufgefundene oft nur zeilenlange Stellen darbieten, die Idee des ganzen Stücks bis zum Schluſſe ſo glücklich fort, daß es nach allen Hauptmotiven und Uebergängen uns in ſeiner einfachen Großheit völlig erkennbar und anſchaulich wird. Auch die Bacchantinnen des Euripides entwickelt er uns aufs anmuthigſte und kann dem Anreiz nicht widerſtehen, ſogleich eine der vorzüglichſten Stellen uns mundrecht wiederzugeben.

Aber wie neigungsvoll er ſich auch hier dem Alterthum zuwendet,

„von wo ganz allein für die höhere Menſchheit und Menſchlichkeit reine Bildung zu hoffen und zu erwarten ſtehe,“ (4. Bd. „2. Heft. S. 158.);

es hindert ihn nicht, auch jedes Neue und Neuſte der Zeit, ſobald es ſich nur als ein Tüchtiges ankündet, aufmerkſam zu würdigen und ermunternd zu begrüßen.

„Denn wer bloß mit dem Vergangenen ſich beſchäftigt, kommt zuletzt in Gefahr, das Entſchlafene, für uns Mumienhafte, vertrocknet an ſein Herz zu ſchließen.“ (2. Bd. 2. Hft. S. 104.)

Es genüge hier, an ſein freudiges Anerkenntniß der Verdienſte Rukſthuls um Ausbildung der deutſchen Sprache, an die Aufſätze über Naturdichter und Nationalpoeſie, über Olfrid und Liſena von Hagen und über die neuen Ghaſelen des Grafen von Platen zu erinnern, und ſeiner lebhaften Theilnahme an Frithiofs Sage in der Ueberſetzung von Amalie von Helwig, wie an der glücklichen Uebertragung Serbiſcher Poeſien in deutſche Sprache durch Fräulein von Jacob, Grimm und Gerhardt zu gedenken. Varnhagen von Enſe's belebte und belebende Biographien, Solgers, des zu früh Geſchiedenen, Briefwechſel und nachgelaſſene Schriften, Rochlitzens: „für Freunde der Tonkunſt“ gewinnen ihm ſo warmen Antheil ab, daß die Schilde-

rung dieſes Eindrucks zur lebendigſten Charakteriſtik nicht nur der edlen Verfaſſer, ſondern auch des Recenſenten ſelbſt wird.

Kein hoffnungsvolles Talent taucht im fernſten Auslande auf, das ſeiner Aufmerkſamkeit entginge; Béranger, Merimé, Vitet, Stapfer, Quinet, Stendhal, der frühere Globe und Victor Hugo finden in ihren Vorzügen wie in ihren Eigenheiten eben ſo achtungsvolle als unbeſtochene Würdigung; unter den jüngern Britten ziehen Bulwer und Carlyle ihn ganz vorzüglich an, und das ſchöne, reine Naturell des letztern, ſeine ruhige, zartſinnige Auffaſſungsgabe ſteigern Goethe's Anerkennung bis zur liebevollſten Zuneigung.

Zwiſchen ſo ernſt-heitern Betrachtungen über das, was Mitlebende mehr oder minder Vorzügliches leiſten, ſchlingen ſich eigne Poeſien wie friſche Blumengehänge hindurch, bald zum tiefſten Gefühl ſprechend, wie die Orphiſchen Urworte, die Trilogie des Paria, die Ballade vom zurückgekehrten rechtmäßigen Kö-

nig, — bald Erheiterung des Augenblicks, Aushauch liebevoller Empfindung, oder auch ſinniges Wahrzeichen und belehrendes Symbol.

Was in bildender Kunſt ſich hervorthut, wird im rechten Lichte ausgeſtellt, wohlmeinend beſprochen, nach Motiven und Ausführung unbefangen beurtheilt. Daran knüpfen ſich vielſeitig belehrende Winke, Vorſchläge und ausführliche Schilderungen einzelner Kunſtwerke; H. Meyers kritiſch-hiſtoriſche Studien, ſein ſcharfes Beobachtungstalent und Goethe's geniale Auffaſſungs- und Darſtellungsgabe durchdringen ſich wechſelſeits zu freundlicher Harmonie und führen uns oft z. B. im Triumphzug des Mantegna, die Geſtalten und Meiſterwerke frühſter Epochen in lebendiger Anſchaulichkeit vorüber.

Durchaus abhold jener einſeitigen, niederſchlagenden, unfruchtbaren Kritik, die ſich blos im Aufſpüren von Mängeln und Schattenſeiten gefällt, kommt es ihm, ſobald er Geiſt und Talent entdeckt, allenthalben nur darauf an,

das Talent über ſich ſelbſt aufzuklären, vor falſchen Richtungen zu warnen und jedes redliche Streben durch aufrichtige Theilnahme zu fördern. Und indem er die Wirkung die ein Werk auf ihn ſelbſt macht, treu beobachtet und aufs klarſte darſtellt, wird dieſe ſeine Darſtellung unvermerkt wieder ſelbſt zum Kunſtwerk, zum reinen Spiegel, in welchem der Autor, bey einiger Aufmerkſamkeit, ſich mit allen ſeinen Vorzügen und Mängeln am deutlichſten gewahr werden kann.

Nirgends eine Spur von jenem hochfahrenden, ſchneidend abſprechenden Sinn, den langjährig bewährte Meiſterſchaft vielleicht zu entſchuldigen vermocht hätte, der aber minder vollbürtigen Kritikern um ſo übeler zu Geſichte ſteht, wenn ſie den literariſchen Scepter wie pedantiſche Schulpräceptoren handhaben, die der körperlichen Züchtigungsmittel nicht entbehren zu können glauben.

Man darf wohl behaupten, daß nicht leicht ein großer Dichter und Schriftſteller fremdes

Verdienſt williger und freudiger anerkannt und das allgemeine Anerkenntniß deſſelben thätiger gefördert habe, als Goethe. Ob er in ſeiner ſtillen einſiedleriſchen Zelle einem edlen Geiſte der Vorzeit, einem Sterne, Möſer, Jungius begegnet, oder beym Ausblick in die bewegte Welt das feurige Aufſtreben eines jugendlich kräftigen Zeitgenoſſen, das nicht genug anerkannte Verdienſt eines beſcheidenen Talentes gewahr wird, — immer iſt es ihm Bedürfniß an jene Muſterhaften eindringlich zu erinnern, dieſe Hoffnungsvollen gerecht und mild zu würdigen, zu ermuntern, zu ſtets höhern Anforderungen an ſich ſelbſt zu ſteigern.

So im großen Ganzen theilnehmend fortlebend, jeden reinern Strahl der Wahrheit und des Lichts, jede friſche Morgenröthe edlerer Geſittung und Bildung, die aus der Nacht des Wahns und nationaler Vorurtheile hervorbricht, freudig begrüßend, weiß er ſich im höchſten Alter immerfort zu verjüngen und wird nicht müde, fruchtbare Keime und Saaten aus-

zuſtreuen, unbekümmert um Neid und Miſs- wollen, unerſchüttert durch feindſelige Oppo- ſition und hämiſche Verketzerungsſucht.

„Nichts vom Vergänglichen! wie's auch geſchah,
„Uns zu verewigen ſind wir ja da,"

ruft er aus und findet ſich reich entſchädigt in der Achtung und Liebe der Guten und Be- ſten aller Nationen, in dem Gewahrwerden ru- higen Fortſchritts ſeiner Einwirkung auf die engern und weitern Kreiſe empfänglicher Zeitge- noſſen *), ſelbſt in den entfernteſten Welttheilen.

---

*) Sehr ſchön ſpricht ein geiſtreicher Franzoſe ſich im Journal des Débats vom 13. Aug. d. J. über dieſen Fortſchritt cosmopolitiſcher Bildung aus:

„J'admire et je révère le patriotisme. Mais je le vois toujours avec peine intervenir dans des que- stions d'art et de poésie. Je ne vois aucune honte à un habitant de Londres ou de Paris à declarer que Rossini et Beethoven sont de plus grands artistes que Bishop et Boyeldieu. De pareils aveux n'ont rien à faire avec le mérite national. L'humanité

Hören wir ihn ſelbſt noch einmal, wie er beruhigt und beruhigend uns zuſpricht:

„Offenbar iſt das Beſtreben der beſten Dich-
„ter und äſthetiſchen Schriftſteller aller Natio-
„nen ſchon ſeit geraumer Zeit auf das allge-
„mein Menſchliche gerichtet. In jedem Be-
„ſondern, es ſey nun hiſtoriſch, mythologiſch,
„fabelhaft, mehr oder weniger willkührlich er-
„ſonnen, wird man durch Nationalität und
„Perſönlichkeit hin jenes Allgemeine immer
„mehr durchleuchten und durchſcheinen ſehen.

„Da nun auch im practiſchen Lebensgange
„ein gleiches obwaltet und durch alles irdiſch
„Rohe, Wilde, Grauſame, Falſche, Eigen-
„nützige, Lügenhafte ſich durchſchlingt, und
„überall einige Milde zu verbreiten trachtet, ſo

---

s'équivaut à elle-même à tous les momens de son existence sur tous les points du globe, compensation faite des conditions. Reynolds et Lawrence, Lamartine et Châteaubriand refutent glorieusement ces inégalités prétendues."

„iſt zwar nicht zu hoffen, daß ein allgemeiner „Friede dadurch ſich einleite, aber doch daß der „unvermeidliche Streit nach und nach läßlicher „werde, der Krieg weniger grauſam, der Sieg „weniger übermüthig.“

„Was nun in den Dichtungen aller Natio„nen hierauf hindeutet und hinwirkt, dieß iſt „es was die Uebrigen ſich anzueignen haben. „Die Beſonderheiten einer jeden muß man ken„nen lernen, um ſie gelten zu laſſen und gerade „dadurch mit ihr zu verkehren: denn die Ei„genheiten einer Nation ſind wie ihre Sprache „und ihre Münzſorten, ſie erleichtern den Ver„kehr, ja ſie machen ihn erſt vollkommen mög„lich.“

„Eine wahrhaft allgemeine Duldung wird „am ſicherſten erreicht, wenn man das Beſon„dere der einzelnen Menſchen und Völkerſchaf„ten auf ſich beruhen läßt, bey der Ueberzeugung „jedoch feſthält, daß das wahrhaft Verdienſt„liche ſich dadurch auszeichnet, daß es der „ganzen Menſchheit angehört. Zu einer

„ſolchen Vermittelung und wechſelſeitigen An=
„erkennung tragen die Deutſchen ſeit langer
„Zeit ſchon bey. Wer die deutſche Sprache
„verſteht und ſtudirt, befindet ſich auf dem
„Markte, wo alle Nationen ihre Waaren an=
„bieten, er ſpielt den Dolmetſcher, indem er
„ſich ſelbſt bereichert.“

„Immer mehr werden wir in den Stand
„geſetzt, einzuſehen, was Volks= und Natio=
„nal=Poeſie heißen könne; denn eigentlich giebt
„es nur Eine Dichtung, die echte; ſie gehört
„weder dem Volke noch dem Adel, weder dem
„Könige noch dem Bauer; wer ſich als wah=
„rer Menſch fühlt, wird ſie ausüben; ſie tritt
„unter einem einfachen, ja rohen Volke unwi=
„derſtehlich hervor, iſt aber auch gebildeten, ja
„hochgebildeten Nationen nicht verſagt, denn
„ſie ſchlingt ſich als integranter Theil durch die
„Geſchichte der Menſchheit.“

„Wohl kann der Horizont einer innern Li=
„teratur ſich oft viele Jahre trüben, ſo daß es
„ſchwer wird zur Klarheit über die höchſten Ver=

„dienſte zu gelangen. Denn die Mitleben„den werden an vorzüglichen Men„ſchen gar leicht irre; das Beſondere „der Perſon ſtört ſie, das laufende, bewegliche „Leben verrückt ihre Standpuncte, hindert „Kennen und Anerkennen. Aber Staub, Dunſt „und Nebel verſchwinden wieder, ſetzen und „zerſtreuen ſich, und wir ſehen die Regionen „vor uns aufgeklärt in ihren lichten und be„ſchatteten Stellen, mit einer Gemüthsruhe, „wie wir in klarer Nacht den Mond zu betrach„ten gewohnt ſind.“

Und ſo ſey uns denn vergönnt, mit dieſen eignen Worten des großen Abgeſchiedenen und in Seinem Namen von dem Publicum Abſchied zu nehmen, wenn anders an ein Scheiden gedacht werden darf, da, wo ſo viel Tauſend edle Keime und Saaten unzerſtörbar zurückbleiben und in unabmeßbar folgereicher Kette ſich Frucht an Blüthe, Wirkung an Wirkung ewig fortſchlingt!

Friedrich von Müller.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt

des fünften und ſechſten Bandes von Kunſt und Alterthum.

Alterthümer.

Der Sammler für Kunſt und Alterthum in Nürnberg. . . . V. 2. 117.
Alterthümer und Naturanſichten im Moſelthale bey Trier, von J. A. Ramboux. . . . . . V. 2. 188.
Neuentdeckte Denkmäler von Nubien von F. C. Gau, aus Cöln. . V. 2. 185.
Bilder des Griechiſchen Alterthums, von Jacob Horner. 4—6. Heft. V. 2. 115.
— — — — , — 10—12. Heft. VI. 2. 302.
Wanderungen durch Pompeji, von Ludwig von Goro. . . . V. 3. 59.
S. auch Architectur, Plaſtik, Malerey, Kupferſtiche und Steindruck.

Architectur.

Voyage en Italie par J. Isabey en 1822, trente dessins lithographiés par lui. V. 1. 23.
Architecture moderne de la Sicile, par J. Hittorf et Zanth. . . . VI. 2. 404.
Architecture antique de la Sicile, par Hittorf et Zanth. . . . . VI. 2. 407.
Le tre Porte del Battisterio di Firenze. In Umriſſen von Vinc. Gazzini gezeichnet und von Gio. Paolo Lasinio geſtochen. . . . . V. 1. 32.
Façaden zu Stadt- und Landhäuſern, von C. A. Menzel. 4 Hefte. Berlin 1828. . . . . VI. 2. 418.
Anſichten, Riſſe und einzelne Theile des Doms zu Cöln, von Sulpitz Boiſſerée. . . . . . V. 1. 191.
— — — — — — . . V. 3. 146.
Strasburger Münſter, von T. Günther gezeichnet und von F. J. Oberthür geſtochen. . . . VI. 2. 310.
Freyburger Münſter, von Moller. VI. 2. 309.
Die St. Katharinen-Kirche zu Oppenheim, geometriſch und perſpectiviſch dargeſtellt von Franz Hu-

bert Müller, erſte und zweyte Lieferung. . . . . . V. 2. 191.
— — — — ſechſte Lieferung. VI. 2. 409.

Plaſtik.

Ancient unedited Monuments principally of Grecian Arts. London 1822. Vol. I. V. 1. 29.
Museum Worsleyanum. . . . V. 2. 106.
— — — — — — . . V. 3. 45.
Antike Graburne in der Hauptkirche zu Girgenti. . . . . VI. 1. 294.
Antike Monumente, herausgegeben von Gerhard . . . . . VI. 2. 299.
Verzeichniß des Nachlaſſes des weiland K. Preuß. General-Conſuls Ritter Bartholdy zu Rom an antiken Kunſtwerken, von Dr. Theodor Panofka. . . . . . VI. 2. 300.
Famiglie celebri d'Italia, Abbildungen von Grabmälern, Statuen, Schaumünzen und Gemälden. . . V. 1. 27.
Le tre Porte del Battisterio di Firenze. In Umriſſen von Vinc. Gazzini gezeichnet, und von Gio. Paolo Lasinio geſtochen. . . . . . V. 1. 32.

Copie der Venus von Melos. . VI. 1. 182.
Eine Amazone zu Pferd. . . VI. 1. 183.
Eine 10 Zoll hohe Nachbildung der mediceiſchen Venus, aus gebranntem Thon. . . . . VI. 1. 184.
Maria, das Chriſtkind auf ihren Armen haltend. . . . V. 1. 122.
Vorzüglichſte Werke von Rauch, Text von Wagner. Zwey Lieferungen. Berlin 1827. . . . . . VI. 2. 415.
Funfzehn Statuen von Tieck, für das Geſellſchaftszimmer Ihro K. H. der Frau Kronprinzeß von Preußen. . . . . . VI. 2. 418.
Ueber Goethe's Coloſſalbildniß in Marmor von David, von Meyer. VI. 3. 482.
Medaille auf Goethe, von A. Bovy in Genf. . . . . . V. 2. 185.
A Selection of ancient Coins, von Dr. Noehden. . . . . . V. 2. 111.
— — — — — — VI. 1. 157.
Numismata aliquot sicula nunc primum edita, von dem Marcheſe Erico Forcella. . . . . . . V. 3. 49.
Verzeichniß der geſchnittenen Steine

in dem Königl. Muſeum der Alterthümer zu Berlin 1827. . VI. 2. 419.
Exterſteine. . . . . . V. 1. 130.
Eiſenarbeiten in Berlin. . . VI. 2. 423.

Malerey.

Bilder nach antiken Malereyen aus Pompeji, von Ternite. . . VI. 1. 169.
Bilder nach antiken Malereyen aus Pompeji, Herculanum und Stabiä, von Zahn. . . . VI. 2. 297.
— — — — — — VI. 2. 400.
— — — — — — VI. 2. 402.
Das Kind Telephus, von einer Hinde geſäugt, gezeichnet von Zahn. . VI. 2. 401.
Peintures de Polygnote dans la Lesche de Delphe par Riepenhausen. . VI. 2. 287.
Südöſtliche Ecke des Jupiter=Tempels von Girgent, Oelbild von v. Klenze. . . . . VI. 2. 408.
Oelbild, ein ſäugendes Reh. . VI. 2. 402.
Aeltere Gemälde. Neuere Reſtaurationen in Venedig, betrachtet 1791. V. 2. 5.
Ueber die Gemälde des Herrn Dr. Carus auf der Ausſtellung des Groß=

herzogl. Zeichen-Inſtituts zu Weimar, im September 1824. . V. 2. 180.
Portrait Ihro K. H. der Frau Großherzogin Louiſe von Sachſen-Weimar-Eiſenach, von Gräfin Julie von Egloffſtein. . . . VI. 2. 368.
Dr. Jacob Roux über die Farben in techniſchem Sinne. 1. und 2. Heft. VI. 2. 402.
Künſtleriſche Behandlung landſchaftlicher Gegenſtände, von Goethe und Meyer. . . . . VI. 3. 433.

Zeichnungen.

Charos. Zeichnung von Leybold. V. 3. 7.
Federumriſſe der Krönung Mariä des Fra Giov. Angelico da Fieſole. von Ternite. . . . . VI. 1. 180.
Ueber die Feder-Zeichnungen von Töpfer, von Soret und Eckermann. VI. 3. 552.

Kupferſtiche.

Museum Worsleyanum. . . . V. 2. 106.
— — — — . . . V. 3. 45.
A Selection of ancient Coins, von Dr. Noehden. . . . . . V. 2. 111.

Wanderungen durch Pompeji, von Ludwig v. Goro. . . . . V. 3. 59.
Reiſen und Unterſuchungen in Griechenland von Bröndſted. Erſtes Buch. . . . . V. 3. 178.
Voyage Pittoresque en Sicile. 4. bis 9. Lieferung. . . . . V. 1. 19.
— — — 10. bis 22. Lieferung. V. 3. 51.
Architecture moderne de la Sicile, par Hittorf et Zanth. . . . . VI. 2. 404.
Architecture antique de la Sicile, par Hittorf et Zanth. . . . . VI. 2. 407.
Wilhelm Tiſchbeins Homer. . . V. 3. 40.
Peintures de Polygnote dans la Lesche de Delphe par Riepenhausen. . VI. 2. 287.
Galeria Riccardiana, von Lasinio dem Sohne geſtochen. 4. bis 6. Heft. V. 2. 116.
Der Sammler für Kunſt und Alterthum in Nürnberg. . . . V. 2. 117.
Souvenirs de la Vallée de Chamounix, par Samuel Birmann. . . . VI. 1. 154.
Graf Eduard Raczinsky's maleriſche Reiſe in einigen Provinzen des Osmanniſchen Reichs. . . . V. 3. 177.
Das neugeborne Chriſtkind, den kleinen Johannes und zwey ſchwebende

Engelsköpfe nach Carlo Maratti, von Giovita Garavaglia. . . V. 1. 16.

Vertreibung der Hagar, nach Guercino, von S. Ceſi und R. Strange. V. 1. 18.

La Cena, Pittura in muro di Giotto, nel refettorio del Convento di S. Croce di Firenze, J. A. Ramboux dis. Ferd. Ruscheweyh inc. Romae 1821. in drey Blättern, Großquerfol. . V. 1. 112.

Zwey Blätter, die Madonna mit dem Kinde, nach Raphael und das Bruſtbild des Bildhauers Thorwaldſen, nach Begas, von Samuel Amſler. . . . . V. 1. 118.

Ankündigung eines bedeutenden Kupferſtichs: Raphaels Kreuztragung von Toſchi. . . . . . VI. 2. 431.

Kaiſerl. Königl. Bildergalerie im Belvedere zu Wien. 16. bis 27. Heft. V. 2. 66.

— — — —. 20. bis 30. Heft. V. 3. 65.

Die Geſchichte von der Darſtellung im Tempel nach Fra Bartolomeo, von C. Rahl in Wien. . . V. 2. 67.

Ternite's Federumriſſe der Krönung Mariä von Fra. Giov. Angelico da Fieſole, in Kupfer geſtochen und

mit Text von A. W. Schlegel begleitet. . . . . . . VI. 1. 179.

Verzeichniß der von Speck'ſchen Gemälde-Sammlung. Herausgegeben vom Beſitzer derſelben. 1827. VI. 2. 410.

Umriſſe nach alt-italiäniſchen und alt-deutſchen Gemälden, im Beſitze von C. F. Wendelſtädt. . VI. 2. 411.

Die Philoſophie, gemalt von C. Vogel, in Kupfer geſtochen von A. Krüger. . . . . . . V. 3. 63.

Bildniſſe Göttinger Profeſſoren, nach dem Leben gezeichnet und radirt von Ludwig Emil Grimm. . V. 2. 187.

Collection des portraits historiques de M. Le Baron Gérard. 1. et 2. Livraison. V. 3. 90.

Siegesglück Napoleon's in Ober-Italien, zwey und dreyßig Kupferblätter, nach Appiani, von verſchiedenen Meiſtern, von Goethe und Meyer. . . . . VI. 3. 454.

Part I. of the August ceremonial of the Royal coronation of his most excellent Majesty George the fourth. London 1823. . . . . . V. 1. 25.

Pentazonium Vimariense, von Coudray gezeichnet und geſtochen von Schwerdtgeburth. . . . . VI. 2. 356.

Kupferſtiche zu Engliſchen Taſchenbüchern.

1) The Bijou or Annual of Literature and the Arts.

2) Forget me not.

3) The Amulet. . . . VI. 2. 311.

Lenore von Bürger. In 12 Umrißtafeln, von J. Chr. Ruhl. . VI. 2. 315.

Skizzen und Umriſſe zu Shakſpeare's Dramen, von L. S. Ruhl. . VI. 2. 316.

Phyſiognomiſche Skizzen der Gebrüder Henſchel. . . . . . VI. 2. 424.

Der Eislauf oder das Schrittſchuhfahren, herausgegeben von Siegmund Zindel. . . . . . V. 2. 186.

Holzſchnitte.

Titelblätter zu Tauſend und Eine Nacht, gezeichnet von Schwind in Berlin, geſchnitten von dem Engländer Watts. . . . . . VI. 2. 413.

Steindruck.

Bilder des Griechiſchen Alterthums, von Jacob Horner. 4. bis 6. Heft. V. 2. 115.
— — — — — 10. bis 12. Heft. VI. 2. 302.
Wanderungen durch Pompeji, von Ludwig v. Goro. . . . V. 3. 59.
Lithographirte Blätter nach antiken Vorbildern, von Ternite. . . VI. 1. 177.
Voyage en Italie par J. Isabey en 1822, trente dessins lithographiés par lui. V. 1. 23.
Alterthümer und Naturanſichten im Moſelthale bey Trier, herausgegeben von J. A. Ramboux. . V. 2. 188.
Un mois en Suisse etc., ornés de croquis lithographiés d'après nature par M. Edouard Pingret. . . . . VI. 1. 152.
Sechs Anſichten von Frankfurt am Mayn und der Umgegend, gezeichnet von Radl und Delkeskamp, lithographirt von Deroy, Bichebois und Courlin. . . . VI. 2. 308.
Der Markgrafenſtein auf dem Rauhiſchen Berge bey Fürſtenwalde, gezeichnet von Julius Schoppe und lithographirt von Tempeldey. . VI. 2. 422.

Steindrücke nach Gemälden aus der Sammlung der Gebrüder Boiſſerée und Bertram zu Stuttgart, von Strixner. 6. bis 10. Heft. V. 1. 185.
— — — — 11. und 12. Heft. V. 2. 183.
— — — — 13. und 14. Heft. V. 3. 153.
— — — — 15. und 16. Heft. VI. 1. 148.
— — — — 17. und 18. Heft. VI. 2. 303.
Nachbildungen der vorzüglichſten Gemälde der Galerie zu München und Schleißheim. 31. bis 33. Heft. V. 2. 63.
— — — — 34. bis 37. Heft. V. 3. 148.
— — — — 38. und 39. Heft. VI. 1. 147.
Der Morgen, nach einem Gemälde von Peter Heß, gezeichnet von Fr. Hohe. . . . . . VI. 1. 148.
Bildniß Sr. Majeſtät des Königs von Bayern, nach Stieler, von G. Schreiner. . . . . . VI. 2. 306.
Verzeichniß der von Speck'ſchen Gemälde-Sammlung. Herausgegeben vom Beſitzer derſelben. 1827. VI. 2. 410.
Das Hinſcheiden der Maria, von Schooreel. . . . . VI. 2. 430.
Brüggemanns Altar im Dom zu

Schleswig. Lithographirt von C. C. A. Böhndel. 1. Heft. . . V. 2. 72.
Chronique amoureuse de la Cour de France. 80 Tableaux lithographiés d'après les ouvrages des Peintres français, par M. M. Maurin. . VI. 1. 151.
Galerie de S. A. R. Madme la Duchesse de Berry. . . . . . . V. 2. 91.
Demlle Mars, peint par Gérard, dessiné par H. Gravedon. . . . . . V. 1. 22.
Franzöſiſche Ueberſetzung von Goethe's Fauſt, mit lithographirten Blättern begleitet, von Delacroix. . VI. 1. 67.
— — — — — — — — . VI. 2. 387.
Darſtellungen zu Goethe's Fauſt, von L. Nauwerk. 1. Heft. . VI. 1. 155.
— — — — — 2. Heft. . VI. 2. 428.
Steindruck in Berlin, Breslau, Hamburg, Oeſterreich, Schweiz, St. Petersburg, Niederlande, England, Italien, Frankreich. . VI. 1. 27.
Mehrere Blätter aus dem Königl. lithographiſchen Inſtitut zu Berlin. V. 2. 75.
— — — — — — — VI. 1. 27.
Bildniß von Lord Byron. . . V. 2. 89.

Zelter's Bildniß, nach Begas, von L. Heine. . . . . . VI. 2. 307.
Bildniſſe ausgezeichneter Griechen und Philhellenen, von Kratzeiſen. 1. Heft. . . . . . VI. 2. 411.

Technik.

Programm zur Prüfung der Zöglinge der Gewerbſchule, vom Director Klöden. Berlin 1828. . VI. 2. 425.
Carl Lehmann's Buchbinderarbeiten. VI. 2. 426.
Granitarbeiten in Berlin. . . VI. 2. 420.

Muſik.

Für Freunde der Tonkunſt, von Friedrich Rochlitz. 1. Band. . . V. 1. 154.
Joſeph Haydn's Schöpfung, aufgeführt an deſſen Geburtstag den 31. März 1826. . . . V. 3. 120.

Poetiſches.

Der Tod des Kralewitſch Marko. Serbiſch. . . . . . V. 1. 84.

Nach dem Serbiſchen, v. W. Gerhard
a) Die pfiffige Spinnerin.
b) Was ſeyn ſoll, ſchickt ſich wohl.
c) Die luſtigen Weiber. . VI. 1. 141.
Die Aufmauerung Scutari's (in Albanien), von Grimm. . . V. 2. 24.
Des Prinzen Mujo Krankheit. . V. 2. 60.
Charos, Neugriechiſch. . . V. 3. 5.
Charon und Charos. . . . V. 3. 13.
Altgriechiſche Räthſel. . . . V. 3. 192.
Braſilianiſch. . . . . . V. 3. 130.
Ueberſetzung zweyer Perſiſchen Gedichte des Seïd Ahmed Hatifi Isfahàni. . . . . . VI. 1. 51.
Hafis. . . . . VI. 1. 212.
Hochländiſch. . . . . . VI. 2. 285.
Altſchottiſch. . . . . . . VI. 2. 318.
Die Königs-Wahl (Frithiof's Saga), nach Tegnér, von Amalie v. Helwig. V. 1. 143.
Goethe an Lord Byron. . . V. 1. 5.
Das holde Thal hat ſchon die Sonne wieder. . . . . . V. 1. 200.
Von Gott dem Vater ſtammt Natur. VI. 1. 122.
Anſtatt daß ihr bedächtig ſteht. VI. 1. 133.
Sage mir mit wem zu ſprechen. VI. 1. 168.
Wie David königlich zur Harfe ſang. VI. 1. 199.

Warnung, eigentlich und ſymboliſch zu nehmen. . . . . . VI. 1. 216.
Ein Gleichniß. . . . . . VI. 2. 271.
Der Pflanzenfreund aus der Ferne. VI. 1. 112.
Dem Könige die Muſe, zum 28. Auguſt 1827. Von Friedrich v. Müller. VI. 2. 217.
Zum Verſtändniß dieſes Gedichts. VI. 2. 362.
Aus Italien an Goethe:
a) aus Villa Pliniana, von Friedrich v. Müller.
b) aus Pompeji, von F. Förſter. VI. 3. 492.

Ueber Volkspoeſie.

Serbiſche Poeſie. . . . V. 2. 35.
— — — . . . V. 3. 190.
— — — . . . VI. 1. 188.
— — — . . . VI. 1. 193.
— — — . . . VI. 2. 321.
La Guzla, poésies illyriques. . . VI. 2. 326.
Neugriechiſche Volkslieder, herausgegeben von Kind. . . . VI. 2. 343.
Dainos, oder Lithauiſche Volkslieder, herausgegeben von Rheſa. VI. 2. 345.
Lettiſche Lieder, von Rheſa. . V. 3. 190.
Egeria. Sammlung Italiäniſcher

Volkslieder, herausgegeben von O. L. B. Wolff. . . . VI. 2. 346.
Gedichte in Schleſiſcher Mundart, von Karl v. Holtei. . . VI. 2. 351.
J. F. Caſtelli's Gedichte in nieder-öſterreichiſcher Mundart. . . VI. 2. 355.
Altböhmiſche Gedichte. . . VI. 2. 355.
Böhmiſche Poeſie. . . . VI. 1. 197.
Chineſiſches. . . . . . VI. 1. 159.
Tauſend und Eine Nacht. Deutſch. Breslau 1827. Zweite Auflage. VI. 2. 413.
Tauſend und Ein Tag, nach von der Hagen's Ueberſetzung. 7 Bände. Prenzlau 1828. . . . VI. 2. 414.
Frithiof's Saga, nach Tegnér, von Amalie v. Helwig. . . . . V. 1. 139.
— — — — — — V. 3. 190.

Auf Literatur bezüglich.

Homer noch einmal. (Einheit Homer's.) . . . . . . VI. 1. 69.
Die elegiſchen Dichter der Hellenen, von Dr. Weber. . . . V. 3. 183.
Nachleſe zu Ariſtoteles Poetik. . VI. 1. 84.
Ferienſchriften von Carl Zell. . V. 3. 187.

Weltliteratur. . . . . . VI. 1. 131.

— — . . . . . VI. 2. 267.

The Edinburgh Review, the Foreign — und the Foreign Quarterly Review. (Die Werke von Hoffmann u. Ernſt Schulze, Ahasverus von Klingemann, Cousin's philoſophiſche Fragmente, v. Hammer: die Aſſaſſinen, einige Schriften von Franz Horn u. Werners Leben u. Schriften . . . . . . VI. 2. 396.

German Romance. Vol. IV. Edinburgh 1827. . . . . VI. 2. 279.

L'Eco, Giornale di Scienze, Lettere, Arti, Commercio e Teatri. Milano. VI. 2. 398.

Moderne Guelfen und Ghibellinen. VI. 1. 164.

Manzoni's Roman: die Verlobten. VI. 2. 253.

Don Alonzo, ou l'Espagne, Histoire contemporaine par N. — A. de Salvandy. IV Tomes. Paris 1824. V. 1. 169.

Le Livre des Cent-et-un. Tom. I. Paris. Ladvocat 1831. . . VI. 3. 499.

Idées sur la philosophie de l'histoire de l'humanité par Herder, traduit par Quinet. Paris 1828, . . . VI. 2. 393.

Cours de litterature grecque moderne, par Jacovaky Rizo Néroulos. . VI. 2. 329.
Leucothea, von Carl Iken. . VI. 2. 342.
Eunomia, von Carl Iken. 3 Bände. Grimma 1827. . . . VI. 2. 413.
Ueber das Lehrgedicht. . . VI. 1. 47.
Neueſte deutſche Poeſie. . . VI. 1. 185.
— — — — — — . . VI. 1. 211.
Für junge Dichter. . . . VI. 3. 516.
Stoff und Gehalt zur Bearbeitung vorgeſchlagen. . . . VI. 1. 204.
Biographiſche Denkmale, von Varnhagen von Enſe. . . . V. 1. 149.
— — — — — — VI. 1. 134.
Junger Feldjäger, in Franzöſiſchen und Engliſchen Dienſten, während d. Spaniſch-Portugieſiſchen Kriegs von 1806 bis 1816. . . . V. 1. 161.
Ueber Goethe's Recenſionen für die Frankfurter gelehrte Anzeigen von 1772 und 1773. . . . V. 3. 160.
Alfred Nicolovius über Goethe. Erſter Theil. Leipzig 1828. . VI. 2. 427.
Solger's nachgelaſſene Schriften und Briefwechſel. Zwey Bände. . VI. 1. 137.

Schiller an Goethe und Goethe an Schiller. . . . . . V. 1. 42.
— — — — — — V. 2. 119.
Ueber epiſche und dramatiſche Dichtkunſt, von Schiller und Goethe. VI. 1. 1.
„Im Sinne der Wanderer", von Varnhagen von Enſe. . . VI. 3. 533.
Ueber Objectives und Subjectives in der Kunſt, von Schulz u. Goethe. VI. 3. 521.
Ueber die Eigenthümlichkeit von Goethe's Einwirkung auf Kunſt und Wiſſenſchaft, von Wilhelm v. Humboldt. . . . . . VI. 3. 609.
Rückblick und Schlußwort zu Kunſt und Alterthum, von Friedrich v. Müller. . . . . . . VI. 3. 626.

Dramatiſches.

Die Bacchantinnen des Euripides. VI. 1. 71.
Euripides Phaethon. . . . VI. 1. 79.
Shakſpeare als Theaterdichter. . V. 3. 69.
The first edition of the Tragedy of Hamlet. By William Shakspeare.

London. 1603. Wieder abgedruckt bey Fleiſcher. Leipzig 1825. . VI. 1. 114.
Cain. A mystery by Lord Byron. V. 1. 93.
The life of Friedrich Schiller. Comprehending an examination of his works. London 1825. . . VI. 2. 277.
Wallenstein. From the German of Frederick Schiller. Edinburgh 1827. VI. 2. 394.
Engliſches Schauſpiel in Paris. . VI. 2. 272.
Oeuvres dramatiques de Goethe, traduites de l'allemand; précédées d'une Notice biographique et littéraire. V. 3. 131.
— — — — — — V. 3. 171.
— — — — — — VI. 1. 59.
— — — — — — VI. 1. 94.
Aus dem Franzöſiſchen des Globe. (Mythologie, Hexerey, Feerey. Stapfer's Ueberſetzung von Goethe's Fauſt.) . . . . . VI. 1. 59.
— — — — — — VI. 2. 387.
Helena. Zwiſchenſpiel zu Fauſt. VI. 1. 200.
Helena in Edinburg, Paris und Moskau. . . . . . VI. 2. 429.
Goethe: über den Abſchluß ſeines Fauſt in Briefen,

a) an Heinrich Meyer,
b) an Wilhelm v. Humboldt. VI. 3. 617.
Die drey Paria. . . . . V. 1. 101.
Franzöſiſches Schauſpiel in Berlin. VI. 2. 376.
Franzöſiſches Haupttheater. . VI. 2. 383.
Histoire de la Vie et des Ouvrages de Molière. . . . . . VI. 2. 378.
Richelieu ou la Journée des Dupes, Comédie historique par Le Mercier. VI. 2. 380.
La Journée des barricades, Les états de Blois, Les Soirées de Neuilly, Scènes contemporaines, und Cromwell par V. Hugo. . . . . . VI. 2. 386.
Elisabeth de France, tragédie par Alexandre Soumet. . . . . VI. 2. 391.
Perkins Warbeck, drame historique par M. Fontan. . . . VI. 2. 393.
Le Tasse, drame historique par M. Alexander Duval. . . . . VI. 1. 123.
Antonio Foscarini, tragedia di G. B. Niccolini. . . . . . VI. 2. 260.
Dramatiſche Vorleſungen. (Tieck, v. Holtei.) . . . . VI. 2. 370.

Geſchichtliches.

Univerſalhiſtoriſche Ueberſicht der alten Welt und ihrer Cultur, von Schloſſer. . . . . . V. 3. 180.
Römiſche Geſchichte, von B. G. Niebuhr. . . . . . VI. 2. 233.
Geſchichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik, von Fr. v. Raumer. . V. 3. 189.
Heinrich Meyer's Tabelle zu ſeiner Kunſtgeſchichte. . . . V. 3. 182.
C. Iken's Tabellen über die Geſchichte der Malerey. . . . . VI. 2. 404.
Einiges zur Geſchichte des Ueberſetzens, von Riemer. . . . VI. 3. 574.

Einzelnes.
(Eigenes und Angeeignetes.)

Einzelnes. . . . . . . V. 1. 7.
— — . . . . . . V. 2. 159.
— — . . . . . . V. 3. 14.
Brocardicon. . . . . . VI. 1. 46.

Verhältniß, Neigung, Liebe, Leidenſchaft, Gewohnheit. . . VI. 1. 56.
Lorenz Sterne. . . . . . VI. 1. 91.
Bemerkung und Wink. . . . VI. 1. 167.
Plato, als Mitgenoſſe einer chriſtlichen Offenbarung. . . . . V. 3. 79.
Naturphiloſophie (Ueber eine Stelle aus d'Alembert.) . . . . VI. 1. 213.
Das Cölner Carneval. . . . V. 1. 196.
Epochen geſelliger Bildung, v. Goethe. . . . . VI. 3. 496.

Ueber die Federzeichnungen von Töpfer in Genf (von Soret und Eckermann) S. 552.
Einiges zur Geſchichte des Ueberſetzens (von Riemer) . . . . . — 574.
Ueber die Eigenthümlichkeit von Goethe's Einwirkung auf Kunſt und Wiſſenſchaft (von Wilh. v. Humboldt) . . . . . . — 609.
Goethe über den Abſchluß ſeines Fauſt, in Briefen
a) an Heinrich Meyer . . — 617.
b) an Wilhelm von Humboldt — 622.
Rückblick und Schlußwort (von Fr. v. Müller) . . . . . . — 626.
Inhaltsverzeichniß über den 5. und 6. Band . . . . — 649.

44
9
17

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Goethe, Johann Wolfgang <<von>>,

Ueber Kunst und Alterthum

Bd.: 6

Stuttgart 1816 - 1832

Res/Art. 127 k-6

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10913668-8